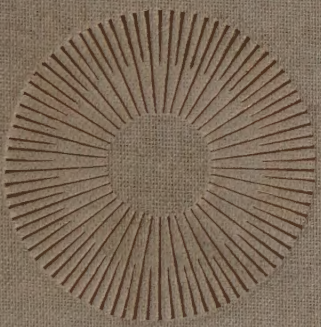
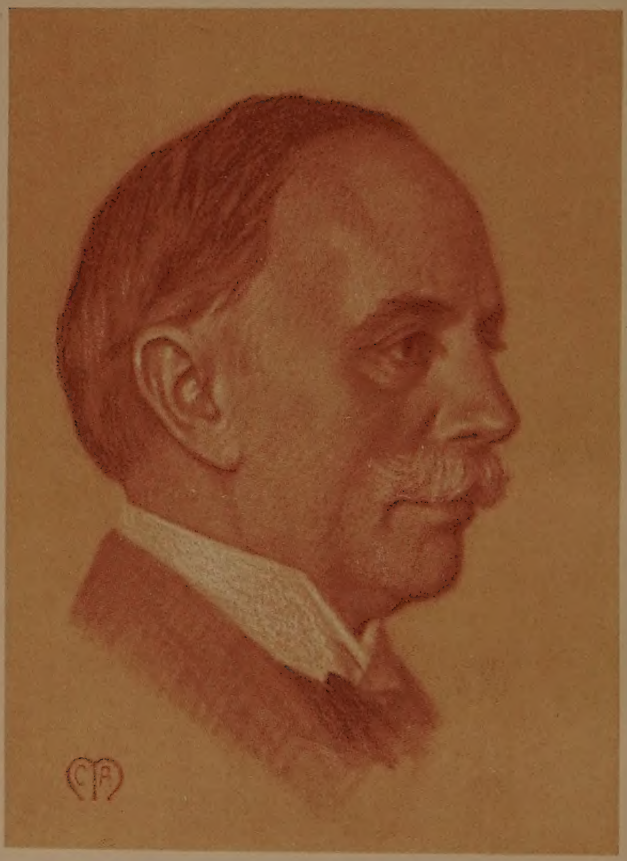


833.91 L 716 W

LIBRARY
Concordia Teachers College
RIVER FOREST, ILL.

F 5482 vol 1

CONCORDIA UNIVERSITY
3 4211 00119 6834
WITHDRAWN



Friedrich Lienhard

Nach einer Rötelzeichnung von L. A. Mülhardt

Friedrich Lienhard

Gesammelte Werke

Friedrich Lienhard

Gesammelte Werke

in drei Reihen

Erste Reihe:

Erzählende Werke

in vier Bänden

Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer

Stuttgart 1924

Friedrich Lienhard

Erzählende Werke

Erster Band:

Die weiße Frau – Helden
Wasgaufahrten
Thüringer Tagebuch

Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer

Stuttgart 1924

CONCORDIA COLLEGE RIVER FOREST LIBRARY

Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

34500

Die weiße Frau

(1889)

„Wem aber einmal klar und voll geklungen
Die wunderbare Heimatmelodie,
Der wird von bangem Heimweh tief durchdrungen,
Und er genest von seiner Sehnsucht nie."

Lenau

Vorbemerkung (1924):

Dies Jugendwerk (geschrieben 1888/89, veröffentlicht 1889) ist in dieser Neu-Ausgabe hie und da gekürzt, doch im Übrigen absichtlich nicht bearbeitet worden. Es entstand gleichzeitig mit dem sozialen Trauerspiel „Weltrevolution" (Reihe II, Bd. 2). Wie aus beiden Werken ersichtlich, setzte sich der Verfasser sofort beim ersten Schritt in die Dichtung leidenschaftlich mit der Hauptsorge der Zeit auseinander: mit der sozialen Frage. Doch er tat dies vom seelischen Erleben aus. Und er sah die Erlösung, wie die folgenden Bücher beweisen, in der Arbeit jedes Einzelnen an der eigenen Persönlichkeit. Ein vergleichender Blick auf den Anfang der „Weißen Frau" und auf das Ende des „Thüringer Tagebuchs" veranschaulicht eine vierzehnjährige Entwicklung.

F. L.

I.

Berlin, den...

Endlich einmal Ruhe! Endlich in später Nacht auf meinem Zimmer!

War das eine Hetzjagd, dieser erste Tag im Gedröhn und Gewimmel der Weltstadt! Ohne Freund Alfred hätte ich mich kaum schon vom Bahnhof fortgewagt. Und nun erst im Gedränge selber! Dies Gelärm und Gerassel, dies Stampfen, Rufen, Klingeln, Hufklappern — meine Gehörnerven, an Stilleben und Waldkonzerte und allenfalls an den Lärm einer Tübinger Studentenkneipe gewöhnt, müssen eine Umbildung erleiden. Und meine Sehorgane nicht minder. Droschken, Lastwagen, Pferdebahnen, Omnibusse, Milchkarren! Und ein Tohuwabohu unter den Fußgängern! Vom tänzelnden Modegecken bis zum rauhen Arbeiter, von der feingeputzten Aristokratin, die in eigener Kutsche vorüberfährt, bis herab zum schmutzigen Weib aus dem Volke, das seinen Gemüsekarren vor sich herschiebt! Ein unheimlich Rennen und Hasten, jeder nach seinen Interessen, seinen Geschäften, seinen Genüssen und Erholungen, ach! und so oft der eine auf Kosten des andern! Und alle Mienen und Gesichter so kalt, so geschäftlich kalt, so... weißt Du, diese moderne, städtische, blasierte Kälte, die mir unausstehlich ist!

Kurz, ich fühle mich wenig behaglich. Ein Gefühl der Ohnmacht gegenüber diesem zermalmenden Getriebe, eine angstvolle Sehnsucht nach unseren stillen Wäldern hat mich mit plötzlichem Drang überkommen; hat mir die Feder in die Hand gedrückt, trotz der späten Stunde diese flüchtigen Zeilen an Dich zu richten, Du ruhiger Pastor, der Du mir im richtigen Voraussehen umsonst von der Hauptstadt abgeraten.

Warum ich trotzdem zur Fortsetzung meiner Studien die Universität der Großstadt wählte? Sieh, ich weiß selbst kaum. Noch am vorletzten Abend beschwor mich Alfred Wild, ihn hieher zu begleiten. Es war umsonst: den guten Gründen mußten beßre weichen. In der

Nacht aber beglückte mich ein herrlicher Traum und — brachte spielend fertig, was dem scharfsinnigen Juristen nicht gelungen war. Du siehst, ein Nichts hat mich bestimmt, ein Zufall, ein Ungefähr... oder vielleicht die „weiße Frau"? Denn von ihr habe ich in jener Nacht geträumt.

* * *

Nicht das allein, lieber Heinrich! Über Heimweh und krankhafte Sehnsucht nach einem fernen Müllerstöchterchen bin ich hoffentlich hinaus!

Aber sieh, mir zogen am ersten Tage, den ich in diesem riesigen Ameisennest verbrachte, bange Gedanken durch den Kopf. Wie viel herber gestaltet sich doch Leben und Lebensweise im Gedröhn der Großstadt, als im Still- und Einzelleben! Der friedliche Landbau und das kleinstädtische Leben, nach welchem doch so viele unserer Gesetze, Sitten, Anschauungen unbewußt Richtung nehmen, verliert von Tag zu Tag an Bedeutung.

Was vermag heute der einzelne Handwerker, der im zersplitterten Mittelalter ein geordnetes sittsames Zunftleben führte und einen „goldenen Boden" unter den Füßen hatte? Alles drängt und strebt ins Große: in die Masse. Der ganze Erdball selbst — ein Netz von Eisenbahnen und Telegraphen hat diesen sausenden Planeten in eine lärmende Großstadt umgewandelt! Und über diesen winzigen Stern hinaus — der riesige Aufschwung der Naturwissenschaften hat uns die ungeahntesten Einblicke in das Weltganze gestattet! Wir taumeln und reiben uns geblendet die Augen vor all dem Neuen, das in diesem Riesenjahrhundert übergewaltig von allen Seiten auf uns einstürmt...

Müssen da, Freund Heinrich, nicht auch Sittlichkeitsbegriffe, Religion, Poesie und all die idealen Güter unserer Innenwelt eine Wandlung erleiden? Ja sogar im ersten Rausche, mitgerissen von diesen ungewohnten, allgewaltig den Geist aus seiner Einsamkeit herausreißenden äußeren Eindrücken — fürchtest Du nicht, daß einer alle Sittlichkeit, alle Religion, alle Wald- und Gemütsdichtung über Bord werfe? Daß er sich dann weiter empöre, wenn er erst einmal Gott, das „Wahngebilde" der still-beschaulichen „alten Zeit" und die „Mondscheinpoesie" und das spießbürgerliche Hocken am

häuslichen Herde abgetan: daß er sich weiter empöre und wider unsere bisherigen sozialen Begriffe, wider Gesetz und Staat, ja selbst das gesalbte Haupt des patriarchalischen Fürsten vorgehe? Erfaßt und ohnmächtig dahingerissen von dieser neuen, großen, wogenden, wühlenden Welt, an die sich seine armen Sinne noch nicht gewöhnt haben?... Ja wohl — lächle nur! — ja wohl fürchte ich, daß wir auf einem Vulkane wandeln!

* * *

Fast jeden Nachmittag begegnet mir in der J...straße eine junge Dame, deren nettes keckes Gesichtchen mir auffiel. Ihre schwarzen Äuglein buhlen über die Straße hin, bereit, jeden begegnenden Blick aufzufangen und seinen Entsender zu verwirren. Ich weiß nicht, was mir dies Gesichtchen so anziehend macht... Ein eigentümlicher Reiz liegt über der ganzen Erscheinung...

* * *

Ich hatte Wild auf sie aufmerksam gemacht. Heute bereits teilt er mir mit, daß die junge Dame — Kellnerin ist. Das genügt. Ich nehme von heut ab einen andern Weg nach der Universität. — Wild hat sich bereits als Stammgast bei ihr niedergelassen. Auch Axel Pedersen, der ernste Philologe, hat sich ihm angeschlossen.

* * *

Allerdings! Keine Spur von Verwandtschaft mit den gutmütigen Mädels, die in Süddeutschland den germanischen Nationaltrank verabreichen. Hier ist die Kellnerin nur in kleineren Gastwirtschaften zu finden und steht mit ces dames so ziemlich auf einer Stufe.

Natürlich haben sich die Realisten, die neueste unausstehliche Schule, dieser Seite des sozialen Lebens mit Eifer zugewandt und ebenso poesielose als naturwahre Kellnerinnen-Romane aus diesen schmutzigen Tiefen ans Licht gefördert. Auch die Dichtung scheint ja durch den Umwandlungsprozeß des neunzehnten Jahrhunderts zermalmt zu werden! Wie mag auch die zarte Muse, die mit Vorliebe im Tal bei armen Hirten weilt, in diesem betäubenden Lärm der modernen Welt gesund bleiben?

* * *

Ja, der Karl Trautmann, der diese flüchtigen Selbstbekenntnisse zu Papier wirft, gesteht es stolz, daß er noch einer der wenigen ist, die für Liebe und Poesie, für Religion und Vaterland zu schwärmen wissen! Alles Ideale aber verkörpert und sammelt sich mir in meiner fernen Berta, meinem lieblichen Müllerstöchterchen. Ihr kennt nicht mehr die keusche Liebe, ihr kalten Modernen, nicht mehr den einfachen Christenglauben der alten Zeiten: es sind euch überwundene Dinge. Ihr habt euch durch die gewaltigen Entdeckungen und Erfindungen dieser großen Jahrzehnte verwirren lassen. Ihr irrt und irrt wie die Millionen ruhloser Gestirne und Meteore — und findet niemals Ruhe. Ruhe und Stetigkeit, so hat euch die Naturwissenschaft gelehrt, ist nirgends; alles ist in ewig wechselnder Bewegung. Auch euch hat diese Unruhe des Weltalls ergriffen; das Glück, das nur in ruhiger Beschränktheit wohnt, ist euch Kindern der Großstadt auf immer dahin.

* * *

Meta, die Kellnerin, hat sich bei Wild nach mir erkundigt! Was ist's, das ihr an mir aufgefallen?... Pfui!... Ich sollte keinen Tropfen Tinte auf eine solche Notiz verwenden! Was kann mich dies Geschöpf kümmern!...

* * *

Wie wohl würde mir ein schon kleines Lebenszeichen von Berta tun! Aber seit Weihnachten und noch länger läßt sie mich ohne alle Nachricht. Drei Briefe meinerseits hat sie unbeantwortet gelassen. Bester, was soll ich denken?...

* * *

Hat sich dies Geschöpfchen in den Kopf gesetzt, mich zu verwirren?! Ich erkenne mit heimlicher Wut, daß es ihr beinahe gelingt! Mich so wenig in der Gewalt zu haben! Liebeln und scherzen, um ebenso rasch zu vergessen, kann ich nicht, werd' ich niemals können! Wo andere nur einige foppende Plänkler ausschicken und bald wieder zurückziehen, stampft gleich meine ganze Seele auf den Kampfplatz. Hätt' ich nur ein Quentchen von eurem Leichtsinn!

Nun gaukelt wieder tagelang das Bild jenes Schwarzauges zwischen mir und dem unnütz aufgeschlagenen Buche! Diese Augen!

Und das ganze liebe Gesichtchen! Und die einschmeichelnde Stimme, die mir so bekannt klingt — — und ringsher das Dröhnen und der ganze sinnliche, mitreißende Zug der Zeit!... O ferne Geliebte, schütze, schütze!...

* * *

Bitte, Lieber, schick mir die Papiere und Notizen, die ich Dir bei meiner Abreise von S. zur Verwahrung übersandt! Es sind Erinnerungen, Tagebuchblätter aus schöner Zeit. Ich will mich aus der verdrießlichen Gegenwart und Wirklichkeit hinaufflüchten ins ideale Reich der Kunst; in das Jenseits meiner Erinnerungen; in die Poesie meiner idyllischen Heimat, meiner Jugendliebe, all des Glückes, das mich weit dort jenseits der endlosen Kiefernwaldung im unklaren Duft der Ferne umfloß...

Säume nicht! Ich bedarf jenes Heiltrankes!

II.

Erinnerungsblätter eines Bauernjungen

An einem heitren Sommertag fuhr ich mit meinem Vater ins Gebirge, eine Ladung Holz zu holen. Das Gespann wankte so gemächlich dahin: es ließ sich trefflich während der Fahrt erzählen. Schon bei den letzten Häusern des Dorfes brachte ich meine Bitte vor. Mein Vater ließ sich wie immer gerne bereitfinden.

„Da hinten im Wald," begann er, „wo unser Knüppelholz sitzt, liegt eine verfallene Kirche. Drin haben zuerst, in ganz alten Zeiten, wo die Leute noch gut waren, fromme Mönche gebetet und gesungen. Das waren Mönche aus der Abtei Selberg, dort über die Mühle und den Weinberg hinaus, wo der Selbrunnen fließt. Sie kamen an den schönen Sommermorgen aus der Abtei herüber und hielten im hohen Buchenwald ihre Andacht. Rings unten am Fels — man bemerkt jetzt noch die Spuren — haben Klausner gelebt, ein hartes Leben, voller Fasten und Kasteien ob ihrer Weltsünden. Das war eine gute Zeit; es ging dem Lande wohl, der liebe Gott hatte seine Freude an dem rechten Gebaren der Laien und Klosterleute. Aber das hielt nicht lange an; die Klausner starben, und Wegelagerer nahmen ihre Stelle ein. Es war gefährlich, in der Waldkirche zu beten. Die Mönche selber wurden Trunkenbolde und trieben arge Dinge. Der Teufel hatte Zwecken und Lolch in den Weizen gesät.

Nun stand aber da hinten, da über Offweiler hinaus, ein stattliches Schloß, das gehörte dem Grafen von Oberbronn. Der Graf hatte eine recht schöne und wunderbar fromme Tochter, die hieß — wart' mal — jawohl! Berthralda hieß die. Hundert Freier hatten sich bereits um ihre Hand beworben, aber sie hatte alle abgewiesen. Sie wollte, sagte sie, nur einen Mann heiraten, der ein untadelhaft reines Herz hätte, voller Lauterkeit und Liebe zu Gott und den Menschen. Sie las die Geschichte des Heilandes und der Apostel und der Märtyrer und aller Heiligen, schlug dann das Buch zu und

seufzte: ‚Ach, Vater, wie das Zeiten waren! Ist denn alle diese Frömmigkeit und Liebe aus der Welt gegangen? Ich aber will nur einen Mann lieben, der lauter und liebreich ist, wie jene Helden der alten Zeit. Wofern ich keinen finde, der so beschaffen ist, werde ich nur dich lieben, du Himmelsbräutigam!' Damit meinte sie den Heiland. Zwar warf ihr der Vater vor, sie sei ein hartherzig Geschöpf, sei so lieblos, daß sie dem Namen ‚Weib', das doch der Inbegriff der Liebe sei, alle Unehre mache. Aber sie umarmte ihren Vater und küßte ihn unter Tränen: ‚Nein, Vater, ich hab' ein Herz wie die Sonne, übergroß, überheiß! Ich begehre nach einer zu großen Liebe, nach einer Reinheit und freudigen Glaubensglut, wie sie die Welt nicht kennt. Und alle, die kamen, waren gewöhnliche Weltmenschen, die mein gelbes Haar oder mein berühmter Name oder mein Erbe oder andere weltliche Dinge reizten und anzogen. Und diese Freier hasse ich!' Der Vater sah seine Tochter kopfschüttelnd an und schwieg bekümmert.

Nun bewarb sich einst ein Prinz um ihre Hand, der sie wahr und wirklich lieb hatte. Jedoch er liebte sie nach weltmännischer Manier, küßte ihr, wenn sie im Gespräche durch den Garten gingen, tänzelnd nach vornehmer Leute Art die Hand und sagte ihr Schmeicheleien. Aber sie schüttelte den Kopf. ‚Geht, Prinz, und bemüht euch nicht länger.' Sie sagte es beinah betrübt und brach ihm eine Goldrose; denn der schöne Jüngling tat ihr leid. ‚Nehmt wenigstens dies kleine Andenken. Meine Hand aber kann ich Euch nicht geben.' Da stampfte der Unbändige den Boden: ‚Eure Ansprüche sind Raserei! Eine Liebe, wie Ihr sie begehrt, werdet Ihr nun und nimmer finden!' Doch sie lächelte. ‚Ich verlange nach keinem Manne; aber glaubt mir, daß ich Männer finden würde, die eben ein solch Herz haben wie ich, die völlig sind wie ich. Glaubt, wenn ich suchen wollte — ehe diese Goldrose verwelkt wäre, hätte ich Liebe und Lauterkeit gefunden, wie sie in der Märtyrer und Heiligen Tagen geblüht haben!' — ‚So wie Ihr', sagte der wütende Prinz, ‚ist niemand!' Er verließ sie. Aber mit seinen Gefährten machte er aus, das störrische Edelfräulein heimlich zu entführen. Er gewann einen Diener des Schlosses, der am Abend, als das Fräulein in der Kapelle war, eine Strickleiter an ihrem Fenster festband. Darauf in der Nacht ließ der Prinz

seine Leute mit Rossen unter den Bäumen halten, die hoch, bis fast zu den Fenstern, das Schloß umwuchsen. Aber das Fräulein war noch wach; saß spät in ihrer Kammer und las eine Heiligenlegende. Mit einem Male hörte sie ein Atmen vor ihrem Fenster, durch das der Mond und die Sterne der Sommernacht schienen, und sah eine vermummte Gestalt. Entsetzt sprang sie auf. Sie wollte flüchten, wollte schreien, lief aber im Schrecken stracks auf den Eindringling los und stieß ihn zitternd am ganzen Leibe zurück. Dann schlug sie ohnmächtig auf die Dielen. Drunten gab es einen Auflauf. Die Diener des Grafen rannten und kamen mit Fackeln; man fand die Begleiter des Prinzen, fand die gezäumt stehenden Rosse — er selbst aber lag mit zerschmettertem Haupte an einer Eichenwurzel. Das war eine schlimme Geschichte. Denn der heißblütige Prinz war ein reicher Königssohn. Da gab man denn seinen Dienern Geld, sie sollten dem alten König heucheln, Räuber hätten seinen Sohn vom Leben getan. Ihn selbst aber begrub man, so wie er war, ganz heimlich fern hinten im Wald.

Dies arge Ereignis und ihre eigene Verwicklung in dasselbe brachte die Grafentochter Berthralda um alle Ruhe. Unstet wie ein Gespenst durchirrte sie den Wald. Eines Tages sah sie etwas wie Gold aus den Büschen leuchten: sie lief hinzu, da war es eine Goldrose, ganz jener Rose gleich, die sich der unglückliche Prinz an die Brust gesteckt. Die wuchs auf einer frisch gegrabenen Stelle unter einem Wacholderbaum und zitterte und knisterte, als ob sie von einer Hand unter der Erde geschüttelt würde. Es war unheimlich. Berthralda schauderte, bückte sich, riß die Rose aus und schleuderte sie weg. Aber zusehends mit wachsendem Knistern wuchs die Rose wieder empor; und blitzte mit ihrer Goldfarbe und zitterte mit ihren Blättern, als ob sie noch wilder und eindringlicher geschüttelt würde. Da faßte die Jungfrau ein Entsetzen; sie floh, durch den Wald, über Berge, Felsen, Täler; ohne Speise und Trank; ohne Rast und Schlummer. Sie suchte nach einer unirdischen Liebe und Lauterkeit, wie sie selber sie im Herzen getragen, bevor dieser Unfriede über sie gekommen. Sie pochte an Klöstern, sie ward selber Nonne, erforschte alle Menschen, Laien und Klosterleute, aber sie fand nicht, was sie suchte. Zuletzt pochte sie an der Abtei Selberg. Aber der Pförtner,

der ihr öffnete, fluchte gotteslästerlich. Und den Abt sah sie betrunken über den Hof wanken. Da lief sie erschreckt davon. Sie kam jedoch nur bis dort an das Dierkirchlein, da sank sie hin und gab den Geist auf. Sie hatte nicht gefunden, was sie gesucht."

Ich hatte vieles von dieser Sage nicht verstanden. Aber ich hörte nicht mehr vor Schluchzen. Ich hatte den Kopf an Vaters Arm gelegt und weinte bitterlich. Ich glaube zwar, daß mich besonders der traurige, wehmütige Ton, mit dem Vater erzählte, ergriffen hat; ich war gar zu leicht zum Weinen zu bringen. Aber die Geschichte, die ich mir von ihm des öfteren erzählen ließ, ist mir hell im Gedächtnis geblieben. Mir ist, als wär' es gestern erst, wo ich in geflicktem Wämschen und zerknittertem Strohhut neben Vater saß und auf beschwerlicher Ochsenfuhre die tiefen Gleise des Waldwegs hinfuhr, dort das Mühltal hinauf, links im hohen Buchenwald an der Waldkirche vorüber.

„Nun spukt noch immer", fuhr mein Vater nach einer Weile fort, „die Gestalt der weißen Frau, wie sie genannt wird, hier in der Gegend. Manche reine Menschen, besonders Kinder, haben sie in hellen Sommernächten da von der Höhe kommen sehen, in einem weißen Kleide, wie aus Mondlicht gewoben, das gelbe Haar lang aufgelöst, Hoffnung und Erwartung in dem lächelnden wunderbar schönen Gesichte. Aber alle, die sie sahen, waren nicht lauter genug. Wenn sie näher gekommen war und die Wanderer betrachtet hatte, die erschrocken ihre Mütze vom Kopf nahmen und ein Gebet stotterten, kehrte sie trostlos weinend wieder um, den Berg hinauf, fort in den tiefen Wald. Noch keiner von denen, die sie gesehen haben, war wie sie; konnte sie daher auch nicht erlösen. Und nachher wußten die Wandrer selbst nicht mehr recht, ob nicht der Mondschein, der zwischen den Buchen in weißen Streifen hereinfällt, sie getäuscht hatte."

„Was muß man denn tun, um ihr zu helfen?" fragte ich mit tränengefüllten Augen.

„Wer aller irdischen Sehnsucht und aller Weltliebe bar ist, wer zu lieben vermag mit einem reinen Himmelsfeuer; wer... weißt du, das läßt sich nicht in Worte fassen, und du bist auch zu jung, um das zu begreifen... Genug, wer recht fromm ist, seinen Eltern in allen Stücken gehorcht, alle Menschen liebt und Gott über alles; nie

sein Nachtgebet noch seinen Morgenspruch vergißt: auf den kommt die schöne Frau zu, reicht ihm lächelnd die Hand und führt ihn an den Wacholderstrauch, unfern eines klaren, versteckten Waldquells. Dort zeigt sie auf die Goldrose. Da muß sich nun der Erwählte bücken und die Rose abbrechen. In seiner Hand wird sie zu lauterem Gold und macht ihn unermeßlich reich. Alsdann wächst sie nicht mehr nach, das Fräulein ist befreit und kann sich unaufgescheucht der ewigen Seligkeit erfreuen. Sie küßt ihren Retter auf die Stirn, ein Kuß, von dem ihm eine heilige Gotteskraft durch Herz und Sinne strömt, und verschwindet alsdann, lächelnd, milden Angesichts, schön wie ein Himmelsengel. Sie hat endlich gefunden, was sie gesucht."

Diese Sage — von Vater natürlich breiter und naiver erzählt, als ich sie hier wiedergegeben — brachte meine Phantasie in gehörigen Aufruhr. Tagelang malte ich mir aus, überlegte, beschloß, verwarf, zweifelte — alle meine Gedanken drehten sich um die weiße Frau und ihre seltsame Goldrose.

Unter meinen Spielkameraden — ich hatte deren wenige — war der Junge des Schmiedes, der an der gegenüberliegenden Straßenecke seine Werkstatt hatte, der Verwegensten einer. Ihn beschloß ich ins Vertrauen zu ziehen. Ich rief ihn in unseren kleinen Gemüsegarten und erzählte ihm dort die seltsame Geschichte. Fritz hörte mit offenem Munde und großen Augen meinem Berichte zu. Er hatte zwar anfangs, mißtrauisch, wie die Bauern von früh auf sind, den Kopf geschüttelt; aber die Bewegung und die lebhafte Anschaulichkeit, mit der ich erzählte, sowie mein eigenes Entflammtsein riß ihn mit. Wir beschlossen, die goldene Rose zu erwerben.

Während wir das Nähere besprachen, näherte sich uns Stempels Gretchen, eine meiner treusten Spielgenossinnen. Sie war schon damals, in ihrem fünften oder sechsten Jahre, ein liebreizend Mädchen, trotz ihrer nackten, bestäubten und beschmutzten Füßchen, ihrer sehr ungenau zurechtgedrehten Flechten und ihres vielfach zerrissenen Röckchens. Es lag etwas Feines, Anmutiges, Geziertes in ihrem Wesen. Ihre Eltern waren arm; ihr Vater arbeitete in den Steinbrüchen. Auch sie wurde ins Vertrauen gezogen. Sie zeigte sich noch begeisterter für das Unternehmen, als der immer noch zaudernde

Schmiedefritz. „Wenn du hingehst, Karl," versicherte sie, „so werd' ich dir folgen. Ich hab' keine Furcht; dem Vater trag' ich jeden Tag das Essen in den Steinbruch. Und der liegt ganz nahe am Dierkirchlein. Komm du nur, Karl, ich kenn' den Weg ganz genau." Ihre schwarzen Augen leuchteten vor Unternehmungslust. Gewiß, mit ihr war weiter zu kommen als mit diesem Fritz, der im Raufen ein Bösewicht war, aber bei solchen außergewöhnlichen Abenteuern sich als rechter Hasenfuß herausstellte. Es schien mir auch weit sicherer, mit Gretchen die Waldfrau zu rufen; denn jetzt erst fiel mir ein, daß in Fritzens Lauterkeit starke Zweifel zu setzen waren. Hatte er doch gestern erst Schulmeisters Albert ohne irgendwelchen Anlaß durchgeprügelt!

So beschloß ich denn mit Nachbars Gretchen die goldene Rose zu pflücken, ganz insgeheim! Von Mutter erwirkte ich am nächsten Mittag die Erlaubnis, Gretchen in den Steinbruch begleiten zu dürfen. Meine Eltern fuhren ins Feld, und wir beide, viel geneckt von begegnenden Jungen — „Ätsch! Da läuft er wieder mit seiner Frau! Ätsch!" — trippelten nach dem Wald. Im Steinbruch lungerten wir eine Weile herum, dann verzogen wir uns in die Büsche, als wollten wir den Rückweg antreten. Aber wir wandten uns nach dem Dierkirchlein, versteckten uns in dessen Nähe zwischen dichten Weißdornbüschen und erwarteten den Abend.

Es war im September; die Abende waren kühl. Gretel barg die nackten Füße unter ihrem Kleide, die Hände unter der Schürze und schmiegte sich dicht an mich. Der Wald wurde dunkler; im Mühltal hörten wir das Rufen und Peitschenknallen des heimtreibenden Hirten; unten auf dem Waldpfad, an den gehöhlten Einsiedlerfelsen, schritten heimkehrende Arbeiter vorüber. Einmal noch knarrte ein Wagen vom Waldweg des Mühltals her; dann blieb alles still.

„Jetzt ist's Nacht," sagte Gretel endlich — es war eines der ersten Worte, das den Abend über zwischen uns laut wurde — „und der Mond scheint auch. Wir müssen jetzt wohl hinuntergehen und rufen." Aber ich fühlte, wie ihr Körper an dem meinen zitterte.

„Ich bin so bange", gestand ich.

„Wenn man betet, darf einem niemand etwas tun", tröstete Gretchen.

„Ja, das sagt Mutter auch. Komm, Gretel, wir wollen hinuntergehen und ein Gebet sagen."

So verließen wir denn eng aneinandergeschmiegt das Gebüsch. Gretchen hatte den Korb mit geleertem Geschirr, in welchem sie ihrem Vater das Essen gebracht, am Arme hängen. Aber sie wie ich hatte die Hände gefaltet und murmelte mit zitternder Stimme Gesangbuchstrophen vor sich hin.

„Vom Himmel hoch da komm' ich her!
Ich bring' euch gute neue Mär ..."

Als wir in unsicherem Tappen am Fuße des Hanges angekommen waren und die spärlichen Reste der Waldkirche im ungewissen Mondschein erblickten, blieb Gretel stehen. „Jetzt mußt du rufen", sagte sie. Nach einigem Zaudern nahm ich meinen Mut zusammen: „Weiße Waldfrau, komm!" Wir standen regungslos, zitternd, mit aufgerissenen Augen und sahen nach der gegenüberliegenden Höhe, wo die Trümmer des Dierkirchleins ragten. Aber alles blieb totenstill; nur ganz undeutlich rauschten die Wipfel der hohen Buchen im Nachtwind und bewegten die geisterbleichen Mondlichter, die zwischen den Zweigen hereinfielen und den Waldboden wechselnd beleuchteten. Gretchen zitterte heftig; sie murmelte hastig und verkehrt die wirrsten Gebete durcheinander, immer lauter, immer fieberhafter. Ich selber schauerte. „Weiße Frau!" rief ich noch einmal, aber mit einer so hohl bebenden Stimme, daß ihr Klang allein unsern letzten Mut verjagen mußte.

Da hörten wir irgendwo die dürren Bodenblätter rascheln, ein regelmäßig Streifen, wie von nahenden Schritten. „Sie kommt!" schrie das entsetzte Gretchen, warf mit lautem Aufschrei den klirrenden Korb zu Boden und floh. Auch ich schrie auf und stürzte davon. Ich muß dann irgendwie und wo über eine Wurzel gestürzt und ohnmächtig geworden sein. Als ich ins Bewußtsein zurückkam, lag ich in meinem kleinen Bette, und meine Eltern machten sich um mich zu schaffen. Ein verspäteter Arbeiter hatte uns entdeckt und die Leute herbeigerufen, die bereits die Umgebung der Steinbrüche mit Laternen absuchten.

Einige Tage argen Fiebers waren die Folgen unseres kindlichen Abenteuers. Gretchen war mit der Stirne an einen Buchenstamm

gerannt und trug eine Schmarre davon, deren Spuren heute noch nicht verwischt sind. An Spott und Neckereien fehlte es auch nicht: sie dienten dazu, mich noch schüchterner und menschenscheuer zu machen, als ich ohnehin war. —

Kurz darauf durfte ich meinen Vater nach einem nahen Badeort begleiten. Es war das erstemal, daß ich ein feineres Städtchen zu Gesicht bekam. Es war mir eine fremde Welt. Ich trieb mich, während Vater mit einem Bekannten plauderte, auf dem Badeplatz herum und staunte mit offenem Munde die feingekleideten Badegäste an. Einer jungen Dame fiel der neugierige Bauernjunge auf, sie trat lächelnd an mich heran und redete mich in einer mir unbekannten Sprache an. Als ich sehr verblüfft mit aufgerissenen Augen ihre weiße Sommertoilette, ihr blondes Haar, ihr lieblich wie einer Zauberwelt entstammendes Wesen anstaunte, lachte sie laut auf, neigte sich zu mir und küßte mich. Erschreckt lief ich davon: „Vater, ich habe die weiße Frau gesehen! Und sie hat mich geküßt! Und hat auch goldiges Haar! Und weiße Kleider hat sie! Und geküßt hat sie mich!" Ich war atemlos. Ich zupfte und zog meinen Vater, bis er mir auf den Badeplatz gefolgt war; dort zeigte ich ihm aus der Ferne die „weiße Frau". Sie bemerkte mich wieder und lächelte mir zu. Mein Vater aber blieb wider Erwarten äußerst ruhig. „Nun ja," sagte er, indem er mich wieder an unsern Tisch zurückführte, „auch das ist eine weiße Frau. Und da draußen" — er beschrieb mit der Hand einen unbestimmten Bogen — „gibt's deren noch viele, sind aber anders, als die Waldfrau, von der ich dir erzählte."

Mir bot dies kleine Ereignis Stoff zu unendlichen Betrachtungen. Den ganzen Abend trippelte ich bei Mutter am Herde herum und erzählte ihr von Bad N. und der wunderschönen „weißen Frau". Auch Nachbars Gretchen teilte ich das aufregende Erlebnis mit. Wir phantasierten lange darüber. Wie mußte das herrlich sein da draußen, wo noch so viele weiße Frauen wohnten! Bei dem „da draußen" machten auch wir eine unbestimmte Handbewegung. Wir nahmen uns fest vor, wenn wir groß geworden, noch einmal, und zwar dann „da draußen", nach der weißen Frau zu suchen.

* * *

Von der Höhe des Rothbacher Weinberges öffnet sich dem Auge ein herrlicher Fernblick. Da breitet sich meine Heimat in üppiger Fülle und reichem Wechsel aus: Wälder, Hügel, Wiesenflächen, Ackernetze, Hopfenpflanzungen, Obstbäume in dunklen Punkten und Gruppen verstreut. Aus deren dichtem Grün leuchten allher die Dörfer und Städtchen mit dem angenehm kontrastierenden Dunkelrot ihrer Ziegeldächer und dem schimmernden Weiß der getünchten Häuser. Die sonnenüberfluteten Berge auf der einen Seite, auf der andern der Höhenzug, der mit dem vereinsamten Kalkkegel des Bastbergs endet, schließen unser Ländchen von dem Gewoge der Außenwelt ab. Nur dort zwischen Herrenstein und Bastberg öffnet sich bis weit nach dem blauduftigen Schneeberg hinunter ein breiter grüner Weg und stellt die Verbindung mit meiner größeren Heimat her.

Unserem Weinberg gegenüber dämmert der Schnaizwald, ein dicht mit Unterholz bewachsener phantastischer Wald, vor dem wir Kinder keine geringe Scheu empfanden. Von ihm wußte mir Gretchen am Tage der Weinlese, als wir von der Höhe ernsthaft und gedankenvoll in die unbekannte Gegend hinausschauten, eine Sage zu berichten.

„Das ist ein wilder Wald," sagte sie, bedeutsam mit dem Kopfe nickend, „und eine Menge Wölfe und Wildschweine hausen darin. Aber auch schöne Blumen, hell wie Gold, und farbige Falter findest du dort. Und wunderliche Früchte, wovon die meisten süß sind, daß man immer mehr Lust kriegt, sie zu pflücken, und doch nie gesättigt wird. Aber es wächst ein schädlich Kraut darin, das Irrkraut, wer darauf getreten, der verirrt sich und findet sich all sein Lebtag nicht mehr aus dem Walde. Dann nährt er sich wohl von den Früchten, die da rot und hell von allen Bäumen blinken, aber es hilft nicht: sie sind ungesund. Er wird immer elender, sucht und läuft, und läßt sich dann wieder unter einem Fruchtbaum wohl sein; irrt dann wieder, wie ein Gespenst, aber er kommt nicht mehr heraus. Die Wölfe und Bären fressen ihn auf, oder er stürzt in Gruben, oder er stirbt von den giftigen Früchten, die er gegessen."

Wir sahen mit großem Ernst, Hand in Hand, nach dem gebräunten Wald hinüber.

„Das ist ein böses Kraut", murmelte ich. —

Mit dem Irrkraut hatte es seine Richtigkeit: mein Vater bestätigte mir Gretels Erzählung. Er knüpfte daran die ausführlichsten Betrachtungen, wobei er nach seiner Art bald in eine Art Selbstgespräch verfiel, bald wieder die eindringlichsten Ermahnungen an mich richtete: meinen Eltern immer zu gehorchen, nie mein Nachtgebet zu versäumen, und dergleichen mehr. Ich saß zwar sehr andächtig und mit gefalteten Händen auf seinen Knien und versprach ihm, was er verlangte, konnte mir aber aus Vaters unklaren Reden nicht recht deuten, wie das „Irrkraut" des Schnaizwaldes mit all diesen Dingen zusammenhing.

Heute verstehe ich Vaters unbestimmte Angst vor dem „Da draußen". Wie war ich glücklich in unserem abgelegenen Gebirgsdorf! Wie konnte ich stundenlang, die Ellenbogen aufgestützt, die Hände unter den Kinnladen, in zerflickten Werktagshöschen auf den besonnten Steinen liegen und gedankenlos den Sperlingen zusehen, die am Scheunendach ihre Jungen fütterten! Ein harmloses Herrgottskäferchen vermochte meine ganze Aufmerksamkeit zu fesseln. Ein Wegerich, den der spielende Wind bewegte; eine Aster, an der eine Hummel hing; ein Immchen, das über Heidekraut und Thymian summte; eine wilde Rose am Waldsaum: sie sogen all meine kurzen Kindergedanken in sich auf und füllten meine leicht befriedigte Seele mit einer ungemischten Freude.

Und gleich mir wußte jeder Bauer, jedes Dorfkind am Kleinsten und Unbedeutendsten Befriedigung zu finden. Wie oft staunte ich über Nachbar Gangloff, den bedächtigsten aller bedächtigen Bauern! Allsonntäglich nach dem Gottesdienst, wenn ich mit Vater an seinem Garten vorüberging, stand er regungslos, die Pfeife im Mundwinkel, vor seinen gezweigten Birnen und beobachtete ihr Wachstum. „Was schaut er denn da immer?" fragte ich meinen Vater.

„Hm, er betrachtet halt seine Birnen", war die gelassene Antwort. Mein Vater selbst schritt dann, trotz seiner reizbaren Natur, nicht minder ruhig die schmalen Fußpfade durch das hohe Getreide hin, schüttelte hier den Kopf, weilte dort mit Befriedigung, blieb auch des öfteren stehen und besah seine Fruchtbäume langsam von allen Seiten. Das melodische Getön entfernter Sonntagsglocken säuselte über das Ährenfeld, aber es weckte keinerlei unstete Gedanken. Man

freute sich des Gegenwärtigen; man sehnte sich nicht über den engen Horizont hinaus. Hier die nahen Berge, dort vorn die Bischholzer Hügel und der Hagholzbuckel mit dem Schnaizwald, gegenüber die Offweiler Getreidehöhen, und über allem ein Sommerhimmel voll jubilierender Lerchen — man brauchte nicht mehr.

* * *

Nachbars Gretchen hatte sich nach wie vor unsern Hof zum Lieblingsaufenthalt, mich selbst zum Lieblingskameraden ausersehen. Wir gingen Hand in Hand zur Schule und kehrten Hand in Hand zurück; halfen uns gegenseitig beim Anfertigen der Schularbeiten und setzten uns ob dieses Verhältnisses bis in unser neuntes oder zehntes Jahr mancherlei Spöttereien aus. Erst meine Umsiedelung nach dem Gymnasialstädtchen Buxheim machte unserem Zusammensein ein plötzliches Ende.

Sie entwickelte übrigens damals schon Eigenheiten, die meinen scharf beobachtenden Vater öfters den Kopf schütteln ließen. Sie legte eine starke Neigung an den Tag, sich mit allerlei kleinen Schmucksachen herauszuputzen und nahm von Tag zu Tag ein gezierteres, ihrer Armut durchaus nicht entsprechendes Wesen an. Und je mehr ich mich in Bücher und Geschichten und meine Innenwelt zurückzog, desto mehr gingen ihr Sinn und Augen für Dinge der Außenwelt auf.

Noch als Schulmädchen wurde sie im Pfarrhaus vielfach zu kleinen Besorgungen verwandt, ging in Kleidern, die aus Frau Pfarrers abgelegten Toilettestücken zurechtgeschneidert waren und legte ihren ärmlichen Eltern gegenüber eine gewisse Verachtung an den Tag. Als sie konfirmiert war, erhielt sie, durch Pastor Arnolds Vermittlung, in Z. eine Stelle als Kindermädchen. Von da ab trug sie nur städtische Kleidung. Kam sehr selten auf Besuch ins Dorf; stolzierte — übrigens eine recht angenehme Erscheinung — in Knarrstiefelchen und modischer Toilette an den schäbigen Holzschuhbauern vorüber und verschwand bald gänzlich aus unserem Gesichtskreise.

* * *

Das Städtchen Buxheim liegt in ewigem Halbschlaf. Zu Häupten des winkligen, spitzgiebeligen Ortes raucht Tag für Tag ein Riesenkamin. Es befindet sich dort ein Braunkohlenbergwerk. Dieser Riesenschlot webt dem alten Städtchen Tag um Tag aus trägem Dunst und Qualm eine Riesenschlafhaube. Die Dächer lugen geschwärzt und verdrossen darunter hervor. Die Bäume hängen geschwärzt und lebenssatt die kümmerlichen Äste. Die spärlichen Menschen machen einen schwärzlichen und mürrischen Eindruck. Selbst die Züge der Seitenlinie, von der Buxheim gestreift wird, schleichen schwarz und träge an dieser Stätte des Schlafes vorüber.

Aber dieser erste Eindruck täuscht einigermaßen. Bei näherem Zusehen entdecken wir, daß es nicht eigentlich schläfriger Mißmut ist, der dem Städtchen sein eigentümlich Gepräge gibt. Vielmehr eine recht behagliche, gemächliche Alltäglichkeit; ein spießbürgerliches Etwas, für dessen Bezeichnung der deutsche Sprachschatz keinen rechten Ausdruck hat. Man müßte eine besondere Wortfolge erfinden, um die ganze Spießbürgerlichkeit Buxheims zu rechter Anschauung zu bringen.

Haben wir uns aber noch länger, etwa eine ganze lange Gymnastallaufbahn hindurch, in Buxheim aufgehalten, so fällt uns auch die Spießbürgerlichkeit desselben nicht mehr auf. So fällt uns überhaupt nichts mehr auf. Unmerklich überzieht auch uns die Riesenschlafhaube; unmerklich verseuchen wir unsern ganzen Organismus mit dieser tötenden Alltäglichkeit, die sich auf allen Krämer- und Gastwirtsgesichtern des Ortes widerspiegelt. Wir langweilen uns nicht mehr: wir haben längst vergessen, was Kurzweil ist. Auch der allgemeine Schlaf stört uns nimmer: wir selber schlafen.

Über das humanistische Gymnasium hing die mehrfach genannte Schlafhaube, wie mir däuchte, mit besonderem Behagen. Dies Gebäude ist, wenn ich recht berichtet bin, in alten Zeiten ein Kloster gewesen; später, soviel ich weiß, eine Kaserne. Die Mönche hatten unter der ewig geschwungenen Strafknute und der erdrückenden Last einer eisernen Regel geseufzt. Sie hatten Vergil übersetzt und Ovid vervielfältigt; hatten Cicero gelesen und viel gefastet. Sie sind glücklicherweise in ein besseres Leben hinübergeschieden. Auch die Soldaten sind verschwunden samt ihren barschen Sergeanten

und müden Kasernengesichtern. Die Gymnasiasten sind immer noch da.

Von Lehrern und Lehrmethoden ward mir nicht geboten, was mein dunkler Drang ersehnte; ich zog mich verstimmt auf mich selbst zurück.

Ach, die weiße Frau, das Ideal von Liebe und Schönheit und allseitiger Harmonie! Ich werde sie niemals finden! Oder soll ich bei ferneren Völkern suchen, auf den kühnen Schiffen eines Kolumbus oder Vasco de Gama? Irgendwo zwischen den weißen Eisbergen des Nordpols im Gefolge eines Peary oder Franklin? Vielleicht auch auf einer einsamen Koralleninsel fern unten im Stillen Ozean, wo keine Schlange, kein schädlich Tier, keine giftige Pflanze dem Bewohner des glücklichen Eilandes droht?

Wahrhaftig, ich machte mich auf die Suche. Ich schwärmte für die Entdeckungsreisen unserer kühnen Seefahrer von Bartholomäus Diaz bis zu den Polarfahrten Nordenskjölds. Ich begeisterte mich an den Wundern der anderen Erdteile; je entlegener sie waren, desto mächtiger reizten sie meine Phantasie. Defoes Robinson wurde mein Lieblingsbuch.

Bald auch gab ich einigen Freunden, die von gleichem Lesefieber ergriffen waren, freierfundene Erzählungen zum besten, ganz im Sinne jener abenteuerlichen Seefahrergeschichten. Wir fuhren nach neuen Gewässern, nach andern Sternen, nach dem schimmernden Kreuz des Südens, nach dem groß leuchtenden Nordlicht. Kein Wunder, wenn wir einmal auf eine Untiefe gerieten, die uns das stutzig gewordene Steuer nach den regelrechten Pfaden zurückwenden ließ. Die Wunder der Indianerwelt und des endlosen Meeres verfolgten einen meiner Freunde dermaßen, daß er sich eines schönen Tages aufmachte, dieselben an Ort und Stelle zu bestaunen. Erst volle acht Tage später klärte uns ein Telegramm über sein Verbleiben auf. Der verunglückte Seefahrer wurde nach gar zu kurzer Pilgerschaft zurückgeschafft und kam in sehr niedergeschlagener Gemütsverfassung zu Hause an, wo ihn die aufgestörte Menge mit Höhnen und Staunen, sein Vater mit einem derben Kernfluch in Empfang nahm. Er hatte weder die „weiße Frau" noch sonst eines seiner Ideale gefunden. Es war in Hamburg wie überall: Regen-

wetter wie bei uns; Schiffer, die das Fluchen, Tabakskauen und Nasenschneuzen noch besser verstanden als unsere Bauern und Tagelöhner; zerrissene Schuhe und schmutzige Kleider; Schnupfen und Husten; Geldmangel und Verzweiflung.

Um diese Zeit war's, wo das eben konfirmierte Gretchen von Rothbach wegzog, um als Kindermädchen mit freier Station und kleinem Gehalt ihren Eltern vom Brotkorb zu sein. „Jetzt ist's an mir, die weiße Frau zu suchen", sagte sie lachend, als sie uns ade sagte. Sie war ein schlankes, keckes Mädchen geworden. Die Erwartungen, die sie von dem „Da draußen" hegte, verklärten ihr ohnehin heiteres Gesicht; sie lachte zu jeder Bemerkung, auch wo es gar nicht am Platze war. Der Abschied ward ihr so leicht!

Ich selbst war zwar dem „Da draußen" gegenüber stutzig geworden. Aber nur zu bald erwachte der alte verwünschte Drang. Ich saß und starrte gedankenabwesend die weißen Blätter an, die ich mit Ziffern und Dreiecken bemalen sollte, und — das Ende meiner Träumereien war, daß ich alle meine hinausdrängende Phantasie auf das Papier entlud. Ich schilderte meines Freundes Entweichen; führte ihn nach dem Atlantischen Ozean, wo er in der Nähe der Kanarischen Inseln einen unglaublichen Sturm erlebte; schleuderte das Wrack an die Küste Senegambiens und brachte endlich meinen Abenteurer auf einem englischen Kauffahrer nach London, wo ich ihn für weitere Reisen ausruhen ließ.

Ich schrieb lange Wochen hindurch, alles andere vergessend, Klasse, Eltern, Pflicht, Schlaf — alles. Endlich warf ich die Feder hin: die unselige Tat war geschehen. Ich hatte einen Dämon heraufbeschworen, der mich seitdem nie wieder verlassen hat. Der mich quält und quält, daß ich verzweifelt Arme und Hände recke, dies hartnäckige Mückengeschwirr meiner Phantasien und Empfindungen zu verscheuchen... Und doch umsonst! Je mehr ich wehre, je mehr ich mich mühe, in glücklicher Fixlein-Beschränktheit meine bescheidene Pflicht zu tun, um so grimmiger erneut sich der alte Angriff, bis ich einst mit einem lippengepreßten „Entweder — oder!" alle Schiffe hinter mir verbrenne...

* * *

Ganz langsam, je mehr ich heran wuchs, kehrte mein Geist in die Gegenwart zurück. Hatte ich seit meines Freundes mißglücktem Entweichen geahnt, daß nicht das körperliche Aufsuchen der Ferne beglücke, und mich demgemäß begnügt, bloß meinen Geist durch jene Abenteuer zu jagen, so ward ich nach und nach auch dieser fremdartigen Stoffe müde: das bunte Gewirr von Piraten, einsamen Inseln, plätschernden Meereswogen und Paradiesvögeln verzog sich langsam, und es blieb nur die Stimmung, die durch dies alles erweckt wurde. Der Übergang zur Poesie war bewerkstelligt. Plan auf Pläne schossen, wie Pilze aus dem Waldboden, in meinem jungkräftigen Geiste auf; lebten eine kurze Weile und verschwanden, wie sie gekommen waren. Elegien und Idyllen, Tragödien und Dithyramben, Naturschilderungen und Mordromane wurden wechselnd entworfen, ausgeführt und wieder beiseite geschleudert. Es war ein ungestümes Hasten und Gären, ein Schaffensdrang, der mich kaum die lampendämmrige Nacht erwarten ließ.

O all ihr langen Winterabende! All ihr durchträumten Sommertage tief hinten im schattigen Wald, welche Überfülle von Geisteskraft und Phantasie habt ihr gesehen! Eine jungkräftige, weltverachtende Phantasie, die in sich selbst glücklich war, alle Genüsse der andern für nichts achtend. Ich vergaß die ganze Welt über dieser glühenden Hingabe. Ich lag zu den Füßen meiner Geliebten, der erhabenen Himmelsmuse, und stammelte in ungeklärter Liebesglut eine wilde Fülle ungewählter Worte...

In langen Gedichten besang ich die weiße Frau, ihr seltenes Lächeln und häufiges Weinen. Und sang, daß ich endlich diese beseligende Fee gefunden. Die weißgekleidete Muse: sie ist die weiße Frau, die des erlösenden Sängers harrt und den Erlöser auf das herrlichste lohnt!

* * *

An einem warmen Sonntag im Mai hielt Pastor Wernecke im Nachbardorfe seine Antrittspredigt. Alles strömte über das aufgrünende Gefilde auf den schmalen gelben Fußpfaden und Feldwegen dem umblühten Dorfe zu. Vereinzelte Glockenklänge säuselten über die junge Saat, an den weißen Hecken vorüber, den Weinberg entlang, um endlich in den knospenden Wäldern des Selbergs

zu verhauchen. Die ganze Erde stand in zartweißem Blütenkleid, lieblich und mild, leben- und liebeatmend, eine weiße Frau in wallendem Goldhaar, in allen Adern ein sanft drängendes unverdorbenes Blut, in den nie berührten Lippen ein frisches Rot, ein innig Sehnen im aufknospenden Busen. Ach, die Lerchen über allen Feldern, sie schmetterten ein eigen sehnsüchtig Lied! Wo strebten sie hin, daß sie höher und höher jubelten, von stürmischem wachsenden Drange gedrängt? Und die Bienen, denen das nahe Heidekraut noch nicht blüht — das ist ein Melodiengewirr hoch in den blütenschweren Zweigen und ringsher aus den Blumenkelchen, daß einem armen Dichter, der mitten darein gebannt ist, wirr und weh wird. Als hätten sich in Lerchenliedern und Bienengesumm, selbst in den sonntäglichen Glockenklängen, die gedämpft und träumerisch durch den Blütenwald herübertönten, die Sehnsuchtsgedanken der bräutlichen Erde verkörpert; und redeten nun in dieser melodischen Dichtersprache zu allen Naturfreunden, ein ähnlich Sehnen im Herzen der Verstehenden weckend.

Langsam schritt ich am Berge hin, das Herz voll und übervoll von deinem kaum erst gesehenen Bilde. Sieh, Berta, meine Ruhe verläßt mich, nun ich zu dir komme und deiner sonnigen Liebe! Ich sinne nach und mühe mich ab, unser Liebesglück in geordneter Erzählung auf dies widerspenstige Papier zu bannen — aber meine Sinne verwirren sich, mein Mund stammelt, wo mein Herz gar zu laut spricht, nein, in dithyrambischem Schwunge jauchzt, eine Sprache, die über alle Lippensprache erhaben ist! Ich sehe deine sanften, liebetiefen Träumeraugen; fühle deinen warmen, lang ruhenden Kuß auf meinen durstigen Lippen; und an meiner Schulter fühle ich dein Haupt, das du immer, du Willenlose, je nach meinem scherzhaften Befehle, bald an meine Brust, bald in meinen Arm, bald auch auf meinen Schoß gelehnt hast... weißt du, wenn wir dort über der Mühle unter den Birken saßen, auf weichem Waldmoos, kosend und küssend wie die verliebten Finken und Meisen, die uns umflogen?!

Ich weiß nicht, warum sich immer, so oft ich meiner ersten Liebe gedenke, wilde Rosen und Hagebutten und spätherbstliche Schlehbeeren in meine Vorstellung drängen: wohl weil wir so oft jenen

vergessenen Waldweg gingen, den schwankende Hagerosen überrankten und ein dichtes Gewirr von Weißdorn und Schlehbusch, Haselstauden und Farrenkraut einfaßte, indes unser Fuß achtlos auf die Marienblümchen und Tausendgüldenkraut des wenig betretenen Pfades trat?... Dann schlang ich wohl meinen Arm um deine Hüfte und schmiegte dein Köpfchen an meine Schulter; und unsere innigen Blicke sagten sich mehr, als unser Mund zu stammeln wußte; unsere Lippen begegneten sich im Kusse... Und dein Stirnhaar geriet in holde Verwirrung und erhöhte den Reiz deines Träumergesichtchens; dein langer brauner Zopf stahl sich neugierig zwischen deinem Hals und meiner Schulter durch, langhin über deine Brust fallend, und ich küßte den Eifersüchtigen... So tändelten, kosten, scherzten wir den verschwiegenen Pfad hin, bis irgendwo im Waldgrund ein Reh raschelte oder ein Sonntagsgänger; dann tratest du erschrocken an den Wegrand, bereit, in das schirmende Dickicht zu springen, falls irgendein Störenfried den fast überwucherten Pfad heraufkommen sollte... Aber eine freundliche Fee lenkte alle Störung ab; ließ alle auf ein nützlich Irrkraut treten, das wohl auch hier im Mühlwald wuchs, so daß die Gefoppten nach Erdbeeren und Elsternestern den ganzen Wald durchstreiften, unser glücklich Fleckchen aber gänzlich übersahen.

Oft auch nannte ich dir die weiße Frau. Und wir lächelten über das Suchen und Sehnen meiner Kindheit. Ich rief ihr nicht mehr, der lieblichen Waldfrau: ich hatte sie ja gefunden, ich fühlte ja ihren Arm um meinen Nacken, ihr Köpfchen an meiner Schulter!

Am Sonnabend vor Pastor Werneckes Antrittspredigt lernte ich meine Berta kennen. Ihr Vater, ein Dorfschulmeister aus dem Unterland und Jugendfreund meines Vaters, trug sich mit dem Gedanken, die nahe Letschmühle anzukaufen. Er war zu diesem Behufe mit Tochter und Gattin bei meinen Eltern abgestiegen. Sie saßen beim Mittagsmahl, als ich heimkam, alle in angeregter, vom Wiedersehen gehobener Stimmung. Da war es, wo ich zögernd in die Stube tretend, den Bücherranzen um die eine Schulter, einen Stock in der Hand, die Stiefel bestäubt, meine Berta zum ersten Male sah — um gleich die ganze Nacht und die folgenden Tage von ihr zu träumen.

Ihr Vater war ein kleiner bartloser Mann, der schon durch seine scharfe bläuliche Brille und ein leises Schielen einen äußerst verschrobenen Eindruck machte. Den abenteuerlichen Mühlenkauf hatte er mit Umsicht und Geschick betrieben. Die Sache war abgeschlossen. Er verwickelte mich sofort in das weitläufigste Gespräch und ließ mich, da er in mir einen geduldigen Zuhörer fand, den ganzen Abend nicht zur Ruhe kommen. Mir schwirrte der Kopf von den unglaublichen Reformen, die der „Pläne-Müller", wie er bald genannt wurde, in unserem einfachen Dörfchen durchzusetzen gedachte.

Wie anders war seine Gattin! Tagaus tagein an der Arbeit, ruhig und stetig, ohne Nörgeln und Klatschen! Das einzige, was ihr ein schärferer Beobachter etwa tadeln mochte, war die Willenlosigkeit, mit der sie den Einfällen ihres Gatten nachgab. Vielleicht auch war es Gedankenarmut, die da mitspielte; oder auch ein nach langen inneren Kämpfen errungener Grundsatz, ihrem Manne in allem gehorsam zu sein. Genug, ich bin über ihr Wesen nie zu völliger Klarheit gekommen. Immer wieder, wenn ich sie durchschaut zu haben glaubte, warf irgendeine ihrer Äußerungen oder Handlungen alle meine Ergebnisse wieder über den Haufen, so daß ich nach einer neuen Norm zur Beurteilung ihres Handelns forschen mußte. Häufig aber kam ich zu der mißtrauischen Vermutung, daß ihrem Tun und Lassen überhaupt keine Logik zugrunde liege; daß das Rätsel ihres Wesens, wie bei so mancher Frau, darin bestehe, daß es überhaupt kein Rätsel sei.

Berta glich ihr fast in allem. Nur daß eine bequemere Jugend und bessere Bildung mehr ihre träumerische Anlage gereift hatten.

Ach, die stillen Sonntage von ehedem! Wir schritten in ruhigem Geplauder, die Familie Waldeck, mein Vater und ich, beinahe jeden sonnigen Sonntagnachmittag über das träumende Sommergefilde. Mit welchem Entgegenkommen nahm ich die geistgesalbten Worte des Pastors Wernecke auf: wußte ich doch Berta in gleiche Andacht versunken!

Wir hörten am letzten Feriensonntag jenes glücklichen Sommers das Evangelium von der Nachfolge Jesu: „Wer mir will nachfolgen, der verleugne sich selbst... Wer sein Leben behalten will, der wird's

verlieren... Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme an seiner Seele Schaden?"...

Die Worte, die diesen rücksichtslosen Text auslegten, hatten eine Wirkung, wie ich sie bisher noch von keiner Predigt verspürt. Das war kein trefflich aufgebautes Kunstwerk; keine geschmackvolle, sinnige, Genuß und Erbauung spendende Kanzelrede: nein, das waren Worte, die ein lebendiger Mensch zu lebendigen Menschen sprach. Mir zitterte das Herz, als ich diese mir gänzlich ungewohnte Tonart hörte. Alle Scheidewand zwischen mir und dem Prediger — verbrämende Ausdrücke, Bibelphrasen, Spruchzitate — war niedergerissen. Ich hörte mein eigen Herz zu mir selber sprechen. Es war eine peinliche, eine herbe Rede, diese rücksichtslose Predigt des Herrn Wernecke. Er kam jeder Ausflucht zuvor; verfolgte den Rückzug und das ewige „Gottlob, daß ich nicht so bin!" bis in die letzten Enden des verwirrten Herzens. So zermalmend und doch äußerlich so einfach trat dieser merkwürdige Mann an die Gemeinde heran; wies sich als ein gottbegnadeter Priester und Prophet, als ein echter Herzenskünder aus.

Aber auch als Trostbringer: auf den rücksichtslosen, alle falsche Zuflucht, alle nichtsnutze Schönheit niederstampfenden Realismus baute er einen neuen Idealismus auf. Die Pilgerfahrt, die er mit seinen Zuhörern im Geiste zurücklegte, führte aus jenem Tal des Todes, wo aller Erdenverlaß, alles Vertrauen auf die eigene, ungeläuterte, unwiedergeborene Kraft in kläglichen Trümmern umherlag, aufwärts nach den Höhen eines lichten Glaubens, der allem Irdischen innerlich entsagend, in der Hingabe an das Allgemeine und Ewige allein Befriedigung findet. Er schilderte den Heiland, der im hoheprieſterlichen Gebete (Joh. 17) mit dem Weltenlenker spricht wie mit einem vertrauten Vater, eine so unmittelbare Sprache, als stünd' er ihm gegenüber und hielt' ihm beide Hände gefaßt und sähe leuchtenden Angesichtes in die väterlich milden Augen...

Hier endlich hatte ich gefunden, was ich suchte. Hier atmete ich auf wie der Wanderer, der nach langer Irrfahrt durch üppige Wälder und wirre Gebirge plötzlich das heimische Dörfchen zu seinen Füßen sieht. Jetzt erst überschaut er ganz das ordnungslose Gemälde, in

dem er sich herumtrieb; jetzt erst wird ihm bewußt, daß er ein Ziel hatte und welches dies Ziel war...

Oh, wie haßte ich plötzlich die Poesie und ihr oberflächlich Getändel! Und noch am selben Abend verbrannte ich meine sämtlichen Handschriften...

Berta war anwesend, als ich meine Vergangenheit verbrannte; Berta lächelte ihr gewöhnliches Träumerlächeln; Bertas Blick fing den meinen auf, als ich mein Auge von dem rauchenden Aschenhäufchen erhob — es mischte sich meiner religiösen Begeisterung eine nie gekannte Wonne.

An jenem Sonntag war Nachbars Gretchen zum letztenmal auf kurzen Besuch ins Dorf gekommen; schon am nächsten Morgen gedachte sie weiterzureisen nach Berlin, wo sie eine neue Stelle antrat. Mir selbst kam sie nicht zu Gesicht: ich verbrachte den ganzen Abend auf der Mühle, in Bertas lieber Nähe.

* * *

Alfred Wild war einer der wenigen gewesen, die mit mir für die Wunder der Ferne geschwärmt und an meinen Phantasien und Erzählungen Gefallen gefunden. Inzwischen waren auch mit ihm die unglaublichsten Änderungen vorgegangen. Im Trinken sowohl wie in der Liebe, d. h. in Liebeleien, war er einer der Wackersten geworden. Sein Leichtsinn und seine Keckheit waren unübertrefflich. Andererseits aber gab ihm eine gewisse Gewandtheit immer wieder die Mittel an die Hand, sich sowohl aus den Folgen seines Übermutes herauszuwickeln wie auch die Ansprüche seiner Lehrer zu befriedigen.

An einem jener herbstlichen Sonntage begleitete mich der Allerweltspousseur nach meinem stillen Dorfe, lernte Fräulein Waldeck kennen und — brachte mein ganzes großes, eben erst errungenes Glück ins Wanken. Schon der Gedanke, daß Berta einem andern angehören — nein! ich konnte ihn nicht ausdenken!...

Und doch schien meinen kecken Bewerber das Glück zu begünstigen. Als wir zwischen Wald und Weinberg einen Nachmittagsspaziergang machten, unterhielt er mein geliebtes Mädchen so trefflich, blieb mit ihr an jeder letzten Waldrose, an jeder Spätblume stehen, daß

die beiden bald hinter uns andern zurückblieben. Und nachher, als wir einen Augenblick allein waren, tuschelte mir der Prahlhans ein triumphierendes „Geküßt!" zu. Daß ich beinahe aufschrie vor Wut und Schmerz — nein, ich will nicht an jene Qual zurückdenken!

Auch jenen andern Auftritt verschwiege ich lieber, der sich bald darauf tief hinten unter den Föhren zwischen Wild und mir abspielte. Ich hatte ihn zu einem einsamen Spaziergang beredet. Ich verlangte unumwundenen Bericht.

„Ein herrliches Mädel!" rief der nichtsahnende Geck. „Und ich bin der Erste, der ihre Lippen geküßt!... Ein niedliches Erlebnis, Du! Der Kneifer fiel mir 'runter, aber gleichviel! Ich fand ihren Mund"...

Es war zuviel für mich. Mit einer Leidenschaft, die mein entsetzter Freund im ersten Augenblick für Wahnsinn hielt, packte und schüttelte ich ihn, warf ihn wider einen Kiefernstamm und hätte ihn in den vorüberschäumenden Bach gestürzt, wenn er sich meiner sinnlosen Raserei nicht durch eilige Flucht entzogen hätte. Es war ein unerhörter Auftritt.

Im Sturme wurzelt sich der hartnäckige Baum um so fester; und ich — um so zäher, alles andere, die ganze Welt vergessend, klammerte ich mich jetzt an mein bedrohtes Glück. Vordem war die bloße Nähe dieses einfachen Mädchens meine höchste Wonne gewesen; hatte all meinem Schaffen und Denken einen beruhigenden Hintergrund verliehen — jetzt wurde sie mein Ein und Alles! Was Entsagung! Was Pilgerfahrt nach dem „Einen, was not tut", wenn Berta einen andern küßt und liebt und herzt — ha! Den Tod, lieber den Tod als das!

Aber ich war zu stolz, meine Liebe merken zu lassen. Ich blieb der Mühle fern; ich wurde finster und unfreundlich. Und wie kalt war der Gruß, mit dem ich am nächsten Sonntag an Berta vorüberging, als sie, wie oft nach dem Gottesdienste, bei meiner Mutter im Garten stand!

Das war ein rücksichtsloser, allen vergänglichen Besitz, alle Erdenschöne fortwirbelnder Sturmtag! Kein Tag im blühenden Mai, wo die Liebe, von der ganzen Natur gedrängt, so gern in Worte überquillt. Ein herbstlicher Sturmtag. Ich war am Nachmittag in den

tosenden Wald hinausgegangen, scheinbar ziellos, scheinbar gelockt von der gewaltigen Poesie dieses wilden Tages. Aber sachte näherten sich meine Schritte jenem gefährlichen Reviere...

Hei, Sturmwind, der den heulenden Eichwald mordet und die gigantischen Wolken würgt, rastlos, immer weiter und weiter — wo ist dein Ziel, dämonischer Welteroberer? Das ist ein Jagen und Schnauben, ein Kampflärm in allen Himmelsregionen, auf allen Gebieten der Erde, daß der kleine Mensch sich ängstlich ins Tal, in seine Hütte, in seine weltscheue Mühle verkriecht. Diese unermeßliche Wolkenwanderung! Wie das sich dahinwälzt, unheimlich und hünenhaft, vornübergebeugte Reiter auf schnaubenden Rossen, mit flatternden Haaren und flammenden Augen, den Arm gereckt und die gierigen Feuerblicke dem trägeren Körper weit voraus! Ein dichter, wüster, unentwirrbarer Knäuel! Aber die Erde unter ihm bis weit zu den fernsten Kirchen schimmert in unnatürlicher Grelle: eine fahle Sonnenflamme hat über dem Herrenstein die Wolken zerrissen und taucht das Herbstland in wechselnden Gespensterschein. Wie ein Entsetzen zuckt's aus den verzerrten Mienen der Wolkengiganten. Und dies Wehklagen rings über die Erde hin!... Diese Schmerzensrufe vom wild hinausgebrüllten Wutschrei bis zum ergreifenden Wimmern, das im Tal am entblätterten Dornbusch verhaucht! Was jagt euch dahin, ihr Unseligen? — Ach, die Sehnsucht, die ungestillte Sehnsucht, die auch mich quält und so viele kranke Erdgeborene! Was ist euer Ziel, ihr Ungestümen? Was sucht ihr und seufzt?... Wohl auch eine weiße Frau? — Ihr Toren! Schon eure Urväter suchten und klagten; warfen Babel in Trümmern und das stolze Jerusalem, durchwühlten Völker, Wälder und Meere, warfen Fürsten vom Thron und rissen das Dach von der Hütte des Armen, irrten suchend um den Nordpol wie über die Glutwüste Afrikas — und fanden nichts! Und Jahr für Jahr brechen neue Stürme aus den fernen Horizonten, fahren um den Erdball, kämpfen, irren, suchen — ach, und finden nichts!

Ich rief' euch zu: „Auch mich nehmt, ihr Starken! Auf eure Rosse nehmt mich, daß ich mit euch suche!"... Aber ich weiß, daß es umsonst ist. Wie ihr und eure Wolkenrosse flog ja die Sehnsucht der Menschheit seit dem paradiesfernen Adam suchend um den Erdball,

leuchtende Ideale vor flammendem Auge, Ideale von ewiger Liebe, ewiger Schönheit, ewigem Frieden — und bin ich, der Sohn dieses großen Jahrhunderts, jenen Zielen näher? Ja, euren alten vielleicht! Aber andere, größere Horizonte taten sich auf, und mein rastloser Flug erneut sich, und eine neue Sehnsucht preßt mir immer und immer wieder den Pilgerstab in die Hände...

Die weiße Frau, ach, die unselige weiße Frau! Wer in erlösendem Kusse ihre Lippen berührte, hätte Frieden und Harmonie gefunden und Klarheit in diesen Wirrnissen des Lebens und Allreinheit... Sie ist das Ideal von Liebe und Schönheit, das in jedem verschieden, aber in jedem vorhanden ist; verschieden, wie auch die Sehnsucht nach diesem Ideal, die den einen krank macht, liebeskrank, dem andern aber kaum zum Bewußtsein kommt. Die weiße Frau... Sie ist die Romantik, die in jedem Kindesherzen schlummert, in späteren Jahren aber, statt geläutert, so oft erstickt wird. Sie ist die harmonische Vereinigung von Glaube, Liebe, Hoffnung, dieser schönen Dreiheit, die den Menschen erst zum Menschen macht; die Zusammenfassung all dessen, was die unsterbliche Seele ersehnt... das Ideal, das die reinheitsdurstigen Gottesmänner des erwählten Volkes in einem Messias, einem Retter von allen staatlichen, körperlichen und sittlichen Gebrechen, erwarteten, von dem die schönheitsdurstigen Griechen in herrlichen Gebilden der Poesie und Plastik stammelten...

Ach, aber wenn dieser Drang in die Irre geht! Wenn die Pilgerfahrt nach der weißen Frau des Ideals zur Irrfahrt nach verderblichen Illusionen wird! Zur fieberhaften Irrfahrt nach Gold und Genuß und Erdenbesitz!... Und ich fürchte fast, die allermeisten sind aufs „Irrkraut" getreten!

Wachen und Wirken, Sehnen und Suchen ist die Seele dieses Planeten, der wechselnd im Mondglanz ruht und im helfenden Sonnenlichte schafft und atmet, aber ohne Säumen dahinsaust, einen ewigen Pilgerflug durch den Weltraum... Und die Sonne, die weißglühende Sonne, gleich dem überirdischen Urbild der Schönheit dem blöden Menschenauge allzu blendend, so daß der Kecke, wie dort der Jüngling von Sais, vernichtet wird, wenn er den wohltätig dämpfenden Schleier von der Wahrheit zog: die Sonne ist die weiße Frau dieses suchenden Planeten, ewig lockend und nie erreichbar...

Plötzlich — hatten meine Phantasien die Waldfee beschworen? Es war ja das verrufene Revier, wo ich ging, die Nähe der verfallenen Waldkirche... Vor mir, zwischen den entblätterten Hecken, schimmerte ein weißgraues Kleid, und braungoldne Haare umkränzten ein lieblich Träumergesichtchen, das gedankenvoll in das Brausen und Tosen der weiten Waldung hinaufsah. Ich wußte, es war Berta. Ja, ich will nicht heucheln und romanhaft überrascht tun: ich hatte, trotz meines Träumens, instinkthaft diesen Waldweg gewählt, der Bertas Lieblingsweg, ja der einzige Weg war, den sie für ihre Spaziergänge zu benutzen pflegte. Und sofort kamen jetzt all meine Gedanken zurück, sammelten sich in dieser lieben Enge und schwebten wie gebannt um die süße Gestalt da vor mir.

Wir standen beide verlegen. Aber mein Stolz und der törichte Eifersuchtsgedanke, daß sie wohl von Alfred geträumt, als sie so traurig in die Wipfel hinaufsah, drängte den Überschwall meiner Gefühle zurück. Meine Worte klangen kalt und verletzend.

„Sie sind ja, wie ich sehe, Naturschwärmerin geworden?"

„Dies Wetter war mir von jeher lieb."

„Ei!" spottete ich, „am Ende entpuppen Sie sich noch als Dichterin?"

„Das wohl kaum," erwiderte sie leise, „da würden wir ja Nebenbuhler, und da würden Sie wohl noch finstrer schauen, als Sie ohnehin tun."

Sie schwieg und zupfte mit abgewandtem Gesicht an den Weghecken.

„Anregung hätten Sie ja übergenug," fuhr ich fort, ohne auf ihre Worte einzugehen, „dieser schöne Wald, die Vögel und Bäche und Blumen, und eine Einsamkeit, die Ihnen Zeit und Lust zum Träumen bietet — was brauchen Sie mehr?"

„Freilich, wenn das genügte —"

„Nun ja, nicht die Natur allein bietet Anregung. Die Poeten besingen ja mit Vorliebe die Minne — aber ich zweifle keinen Augenblick, daß es Ihnen auch in dieser Richtung an Stoff und... Stimmung nicht gerade mangelt."

Sie war purpurrot geworden. Und als ich innehielt, sah sie unruhig den Waldweg entlang.

LIBRARY
Concordia Teachers College

„Ich muß wohl nach Hause," meinte sie, „es wird Abend."

„Aber freilich," fuhr ich in bitterem Tone fort, „was vor allem dem Poeten nottut, ein fühlendes Herz... Hm, dies leider..." Ich brach ab und zuckte die Achseln. Sie neigte den Kopf tief auf die Brust. „Aber ich will Sie nicht aufhalten. Adieu!"

Höflich zog ich den Hut. Aber Berta blieb stehen.

„Woraus dürfen Sie denn schließen," stieß sie mit zitternder Stimme hervor, „daß ich kein fühlendes Herz habe?"

„Oh," sagte ich mit mühsam bewahrter Kälte, „ich dachte, Sie hätten bloß Augen, um mit Stadtkindern — je nun, wozu eben ein Mädchen seine Augen verwendet; und ein Paar Lippen, um mitunter einem kecken Bewerber..., besonders in versteckten Waldwegen, wenn man mit dem Sohne eines Landgerichtsrates allein ist... Doch adieu! Sie müssen ja nach Hause; ich selbst werde noch ein Streckchen spazieren gehen und ein Lied dichten über den ersten Kuß."

Ich wandte mich zum Gehen. Aber ihr im Taschentuche ersticktes Weinen, das plötzlich an mein Ohr drang, warf meine Fassung über den Haufen. Ich trat zu ihr.

„Wenn ich falsch geurteilt, Berta —"

„Sie," stieß sie mit tränenerstickter Stimme hervor, „gerade Sie haben kein Herz, daß Sie's wissen!... Sonst könnten Sie mich nicht so quälen... Und wir waren früher immer so gut..."

Erinnerst du dich, Berta, was wir weiter sagten? Ich fürchte, ungewählte Worte. Die Hauptsache war dein Bekenntnis, dieser freche Wild sei dir „unausstehlich", mich selbst aber—ich mußte den Schluß des Satzes erraten. Das weiß ich noch. Und habe ferner behalten, daß wir zitternd vor Wonne und Aufregung Lippe auf Lippe preßten; daß du den Arm um meinen Nacken legtest, während ich deine Hüfte umschlungen hielt; daß wir, Kopf an Köpfchen, Wang' an Wange, dahinschritten und in wortlosem Glück in die wild brausenden Herbstwipfel hinaussahen. Die welken Blätter regneten über uns und blieben haften auf deinem weißwollenen Kopftuch, aus dem dein lieblich Lenzgesichtchen glühte, aber wir achteten ihrer nicht. Die frühe Dämmerung kam, die Stürme milderten sich zu klagendem, wehmütigem Windeswehen, das bald aus der Ferne seufzte

wie der Klageton einer Aolsharfe, bald im nahen Busche wie das Geseufz der Waldfrau dahinstarb... Aber wir gingen noch immer und plauderten. Ich zerbreche mir oft den Kopf, über was alles? Ich vermute, über die gleichgültigsten Dinge von der Welt. Selbst unser häufiges Schweigen dünkte uns eine süße, vielsagende Rede.

Ich konnte es nicht fassen, sah starr und verzückt vor mich hin und konnte es nicht fassen, daß dies Mädchen, das da den Arm um meinen Nacken, den Kopf an meine Schulter legte, mein sei, völlig mein: diese Augen, diese Lippen, diese Haare samt dem langen, mit blauem Bande durchflochtenen Zopfe, dies goldene Kreuzchen, das an feinem Bande vom Halse hing — alles nur um meinetwillen so schön! Ich ging unter, machtlos unter in diesem Glücke. Und du selbst — wir gingen dahin, küßten uns unter leisen Seufzern der Zärtlichkeit, sahen uns minutenlang in die Augen, preßten Wange an Wange und küßten uns wieder; bis uns der verlorene Klang einer Abendglocke in die Wirklichkeit zurückrief. Da schlang sich Berta den lose um die Schulter hängenden Wollschal hastig um Kopf und Hals, faßte mit der Linken den Rock und lief mit einem flüchtigen „Adieu!" und einem „Wie aber Mutter schelten wird!" hastig den Waldweg zurück.

O du glückliche Zeit! Noch rauscht's und wogt's durch meine Erinnerung wie die durcheinanderjubelnden Akkorde und Melodien des Frühlings: schießende Bäche, zärtliche Lenzwinde, schmetternde Lerchen in lauen Lüften, und im jungen Walde die Nachtigall!...

* * *

Nun endlich war ich genesen. Mein leidenschaftlich Wesen milderte sich unter Bertas Einfluß zu sanfter Ruhe. Alle die wilden Stimmen, die in mir auftobten, die mich überlärmt, verwirrt, zu Tode gehetzt hätten, wenn ich mir selbst überlassen blieb, verklangen klagend in der Ferne und verstummten bald ganz und gar. Eine heitre Stille beglückte mich.

Der Frühling des folgenden Jahres war der erste und letzte, der uns beisammen sah. Abgesehen davon, daß mein eigener Weggang nach der Universität bevorstand, gedachte auch Berta, vielleicht auf lange Jahre, das elterliche Haus zu verlassen. Schon den Winter

über hatten wiederholte Briefe eines verwitweten Oheims aus München seine Nichte Berta zu sich gebeten. Der alte Herr klagte, daß er von lauter fremden und selbstsüchtigen Personen umgeben und ausgebeutet würde, und bat wiederholt, man möge ihm seine junge Verwandte als Seele seines kleinen, aber Sorgfalt erheischenden Haushaltes zusenden. Herr Waldeck, der sich wenig um sein Familienleben kümmerte, war sofort in Berta gedrungen, dem Rufe des pflegebedürftigen Mannes Folge zu leisten. Aber Frau Waldeck mochte sich ungern von ihrer Tochter trennen. Und Berta selbst schob aus leicht begreiflichen Gründen die Abreise bis in die Sommermonate hinaus. Übrigens war ihr selber vor einer so veränderten Lebensweise bange genug. Ihr Vater war tagtäglich dem Hause fern, um sich im Feld oder in der Dorfkneipe herumzutreiben. Hätte nicht der alte Jörg die kundenarme Mühle in Gang gehalten, Herr Waldeck hätte sich schwatzend, Brille rückend und philosophierend ins Verderben gefaulenzt.

„Nach München?" erwiderte ich besorgt, als mir Berta ihr Vorhaben mitteilte, „hm, die Stadt hat keinen besondren Ruf"...

„Wieso?" fragte Berta.

„Ach, ich meinte bloß... Ich habe da einige überspannte Geschichten gelesen in dieser neuesten, dieser unausstehlichen realistischen Manier"...

Mir stiegen unbestimmte Besorgnisse auf. Berta war so einfach, so willenlos!

Der Abschied wurde uns immerhin leichter, als wir gefürchtet hatten. Mir minderte der Reiz des Neuen, das hoffnungweckende „da draußen" den Schmerz der Trennung. Und Berta gedachte bei ihrer Reise nach München einen heimlichen Abstecher nach Tübingen zu bewerkstelligen, so daß die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen uns leichteren Herzens auseinandergehen ließ. Und doch war uns beim letzten flüchtigen Stelldichein — Berta war in Pantoffeln, weißem Hausjäckchen und hast'g übergeworfenem Wollschal heraufgeeilt — sehr weh zumute. Die Lippen wollten sich nicht lassen, küßten sich lang und heiß, und Berta weinte wie ein Kind. Ich selbst hatte Mühe, meine Fassung zu wahren, küßte ihr die Tränen weg und sagte leise: „Auf Wiedersehen in Tübingen!" Ich glaube, das

war alles, was wir uns sagten. Und Berta trocknete sich die Augen und lief den Buchenhang hinunter... Ich darf nicht zurückdenken, sonst möchte mein Herz und meine Augen... Ach, du alte Zeit!

Aber da kam die fröhliche Universitätszeit! Und daß ich sie tüchtig ausnützte, daß gleich das erste Semester verschwärmt und verreist wurde und nur durch den Tod des Pastors Wernecke eine ernste Unterbrechung erlitt, weißt Du, Freund Heinrich! Und als ich mich im folgenden Winter für eine schlagende Verbindung gewinnen ließ, war es vollends um mich geschehen. Wild, der damals von Heidelberg herüberkam, brachte mir eine so burschikose Freude über unser Wiedersehen entgegen, daß wir bald wieder die alten Freunde waren.

Aber die Semester tanzen und fliehen vorüber! Wenn ich zurückkomme, werde ich aus unserer heimlichen Liebe keinen Hehl mehr machen, werde vor die ruhige Frau Waldeck treten und nach vielem Räuspern... Aber das hat gute Weile! Und manchmal... laß Dir's gestehen, Heinrich, manchmal bangt mir vor jenem Schritte: unsere Liebe wird dann öffentlich, die Basen und Tanten schwatzen darüber, wir betreten das regelrechte Alltagsgeleise, erstatten und empfangen Besuche — ach! und der ganze poesievolle Hauch von ehedem ist dahin!

Meine Träume! Meine wilden Träume von ehemals!... Sieh, Heinrich, oft fühl' ich, was man so oft gesagt hat, zwei Naturen in meiner Seele. Eine titanische, die alle Erdenliebe, alles Herdglück verschmähend, trotzig und kraftvoll, ins Ungemessene hinaussteuert! Ins Meer des Gedankens, ewigkeitsdurstig, mit starken Armen der Liebe die Menschheit an ein großes Herz zu reißen... Und wieder eine idyllische Natur, die sich an Wuzschem Glücke freut und all ihre Liebesfähigkeit auf seine Gattin, auf sein Haus, auf seinen Beruf richten möchte, ohne Leidenschaft und Ungestüm, ruhig und mild... Ich weiß nicht, ist das letztere bloß ein Ausruhen von jenem wahreren Wesen meiner unsicheren Seele, oder ist dies Stürmen und Verlangen, das mich vor meiner Liebe zu Berta verfolgte, bloß ein unreif Überschäumen, das sich mählich zu jener klaren, kleinen, beschränkten Ruhe mildern muß?

Auch jetzt noch, wenn eine reiche Sturmnacht in gewaltigen Symphonien über die Erde braust, füllt sich mein Hirn mit tollen Phan-

tasten, mein Herz mit wildem Weh! Und ich breite nutzlos die Arme aus und seufze ihren Namen in die sturmbewegte Nachtluft, und meine Lippen schmachten nach den ihren, mein ganzes Herz stöhnt auf in süß-herbem Verlangen... Ach, wenn sie in mein Herz sähe, auf den ganzen wogenden Reichtum meiner unermeßlichen Liebe! Denn dieser aus Schüchternheit spröde, stolz, gleichgültig erscheinende Trautmann sieht jedem Mädchen mit Wonne in die Taubenaugen; könnte in süßem Liebesgestammel mit einer gleichgesinnten Schwärmerin eine Ewigkeit verbringen, ihr zu Füßen liegen, wie verzaubert in ihre dunklen Augen blicken, ihre lächelnden Lippen küssen und die weiße Streichelhand, und vergehen vor nie zu stillender Liebe... Ach! die weiße Frau! Daß sie noch immer nicht zur Ruhe kam!...

III.

Berlin, den...

Wild wendet allen möglichen Scharfsinn auf, mich mit dieser Dirne, dieser Meta, zusammenzubringen. Sie interessiere sich auf das lebhafteste für meine werte Person. Sie gebe sich zwar für eine Sächsin aus, er wette aber tausend gegen eins, daß sie eine Landsmännin von mir sei usw. Er nennt mich achselzuckend einen „unreifen Mondschein-Idealisten".

* * *

Mein Heraufzaubern der alten Schwärmerstimmung hat nicht ganz den erwünschten Erfolg gehabt. Ein näheres Bekanntwerden mit Darwin, Strauß, Büchner u.a. läßt in meinem Kopfe Zweifel auf Zweifel aufquellen. Und in der Poesie Zola und Ibsen — nein! ich hasse diese Männer, die keinen Funken deutschen Gemütes und deutscher Begeisterungskraft besitzen!... Nur manchmal, wenn ich widerwillig mich umsehe in dieser herben Weltstadt, möchte ich ihnen schaudernd recht geben. Und ich habe Augenblicke, wo ich unter bangen Ahnungen eine gähnende Kluft sich öffnen sehe zwischen der alten und neuen Zeit, zwischen meiner einfach kirchlichen Heimat und dem Weltanschauungschaos der modernen Großstadt...

* * *

Berta ist zurück! Hörst Du, Freund? Soeben fügt ihr Bruder einem längeren Briefe die Nachschrift bei: „Ich öffne den Brief noch einmal, um Dir zu schreiben, daß soeben Berta, ohne daß wir sie erwartet haben, angekommen ist."

Weshalb kam sie? Ist ihr Oheim gestorben? Daher wohl ihr Schweigen. Sie hatte den immer schwächer werdenden Alten zu pflegen, Tag und Nacht, unter Mühe und Entsagung, und ich verlangte einen schwärmerischen Briefwechsel!

Dehne doch mal, bitte, Deine Spaziergänge bis nach unserer bekannten Mühle aus! Plaudre mit Berta! Ob sie schön, groß, voll geworden?

Nun wird sie wohl selbst in herzlichem Briefe für ihr langes Schweigen um Verzeihung bitten. Sie ist dir bereits gewährt, du Liebliche!...

* * *

Es sind wundermilde Tage! Eine tröstende Abendröte hat heute wie jeden Abend den Himmel umzogen. Die ganze Erde lächelt und ruht. Nur die Menschen nicht, die da unten nicht. Mir aber zog dein Friede, du sanfte Dämmerung, in das eingelullte Herz, ein Friede, der so vielen Kindern dieses Jahrhunderts fremd ist.

Nun flüstert bei euch, ihr Fernen, das müde Abendglöckchen am Waldsaum vorüber. Und der Hirte schalmeit weit hinten im Bergwald ein Abendlied. Wie das Seufzen einer fernen Äolsharfe, wie die verborgen quellende Sehnsucht des Menschenherzens, wie ein seltsam süßer Traum aus alten Tagen haucht es vorüber. Als hätte das Seidengewand und das langwallende Goldhaar der Waldfrau im Vorüberschweben die Büsche gestreift.

Nur das Wasser des kleinen Mühlbachs rieselt und rauscht über das feiernde Mühlrad. Plaudert die ganze lange Mainacht, als mühten sich schwatzende kletternde Kobolde rings auf den Speichen ab, das gesperrte Rad in Gang zu bringen. Aber in der doppelten Nacht des Waldes schmettert die Nachtigall, zwittert fern herab und gibt, du süße Schläferin, deinen Träumen liebliche Gestaltung. Wie wir in schönerer Zeit durch die hohen Büsche gingen und aneinandergeschmiegt dem Singen desselben Waldvögleins lauschten...

Meine Seele, du Gute, soll in dir ruhen; und mit deinem teuren Namen auf den Lippen will ich in Traum und Schlummer sinken...

* * *

Lichtenberg, den 1. Mai...

„Lieber Karl!

Ich habe lange gezögert, ehe ich mich zu dieser betrübenden Mitteilung entschloß. Ich weiß ja, wie sehr Du an dem Mädchen hängst. Ich war dann lange über die Form im ungewissen, in der ich Dir das unselige Ereignis beibringen könnte. Aber alle Versuche schienen mir so töricht, daß ich heute bereits den dritten Brief angefangen und wieder zerrissen habe. Ich begnüge mich daher, in einer Art Verzweiflung, Dir die nackte Tatsache mitzuteilen:

Fräulein Waldeck hat sich in München mit einem jungen Kaufmann schwer vergangen. Ihr Onkel, dem sie ihre Schande nicht länger verbergen konnte, hat sie aus dem Hause gejagt. Vorgestern ist sie hier eingetroffen.

Tröste Dich Gott, Du Armer! Ich möchte Dir gerne sehr viel Trostreiches sagen; aber ich bin zu ungeschickt dazu. Bitte den Herrn, daß er Dir Kraft gebe!

In alter Liebe

Dein Heinrich."

* * *

Es ist nicht möglich! Was Du mir da geschrieben hast — das ist nicht! das kann nicht! das darf nicht sein!! Habt ihr euch beim Weine verschworen, einen albernen Scherz mit mir zu treiben? — Fürwahr, ein verrückter, ein ganz und gar verrückter, ein gefährlicher Scherz! Weißt Du, daß ihr mich mit solchen kindischen Späßen krank machen, daß ihr mich töten könnt? Weißt Du das?!

Und doch — dieser Brief ist so verdammt ruhig! Da sitz' ich und starre ihn an und lese ihn zum zwanzigsten Male — Heinrich! Heinrich! Es ist ja nicht möglich! — Ich sollte lachen darüber, aber weiß Gott! ich kann nicht! Ich muß gestehen, es ist euch gelungen: ich kann meine Aufregung nicht verbergen. — Schreib, Heinrich, widerrufe, lach' mich aus! Aber beruhige mich! Es ist ja nicht möglich!

* * *

Die höhnische Nachrede ist's, der hämische Zweifel, das „Sollte wohl", diese kotgeformte Natter, diese Giftschlange, dies zischelnde Scheusal, das schon unsere armen Stammeltern aus Eden hinauszischelte!... Der eine sah sie und rief dem andern: „Du! Müllers Berta ist zu Hause! Das kam ja ganz unerwartet!" Und der andere winkte dem dritten: „Weißt du's? Müllers Berta ist zurück! Da ist was los!" Und der dritte wieder flüsterte dem Albernsten zu: „Müllers ihr Mädel ist da! Ist nicht richtig mit ihr!" Und der Alberne riß die Augen weit, zwinkerte verständnisinnig und zischelte es hinaus: „Hm, ja, leider... wißt ihr's bereits?... Ein junger Mensch aus München soll der Vater sein"... Satan über das elende Gesindel!

* * *

Oh!... Ich hielt's für einen scheußlichen Traum — aber da steht's noch einmal! Erwache, höre den Briefträger, werfe die Kleider um — und da steht's wieder! O Gott, mein Gott! Ich hielt's nicht für möglich!

* * *

... Meine Berta! Mein Ein und Alles — Gott im Himmel! Das nicht! Das nicht!...

* * *

Es ist eine Lüge. Ich will mir's aus dem Sinn schlagen. Es ist nie und nimmer wahr. Ich kenne sie besser... Müllers Berta, die am Sonntagmorgen, wenn die hellen Glocken klangen, mit ihren Eltern das Tal herab kam, den weißen Federhut über dem rosigen Träumerantlitz, das feine Gesangbuch in Händen, Goldkreuzchen und Rosaband um den Hals... Diese Berta —?!... Still! Heiliger Himmel! Ich erwürge den Schandbuben, der nur den Gedanken —! ... Die Berta, die so hingebungsvoll nach der Kanzel lauschte und wieder so innigen Blickes zu mir heraufsah... Berta! Wenn das wahr — —

Es ist eine Lüge. Seht, ich bin ganz ruhig. Seht, ich esse so ruhig mein Abendbrot, daß selbst meiner Wirtin diese große Ruhe auffällt.

* * *

Gefallen. Berta gefallen. Berta zum Tier geworden. Berta zur — o Teufel! Ich kann nicht!...

* * *

Ich duld's nicht! Ich werde ihn töten, den Schuft! Schreib' mir Namen und Adresse! Hörst Du, Heinrich?! Namen und Adresse des infamen Lüstlings!... So wahr mir Gott helfe! ich werde ihn... Seinen Namen schreib' mir!... Oder laß! Ich komme wie ich geh' und steh'!... Erst ihn, dann sie, die Dirne... Und mein Glück dazu! Auf immer und ewig!... O Heinrich! Heinrich!

* * *

Aber ist dann die Tatsache getilgt? Ist ihre Untat weg?... Nein! Nicht! Aber der Zorngott da oben wird um so rascher richten und um so furchtbarer! Wird zur Peitsche greifen und ohne Urteil das

Schandpaar in die Hölle peitschen!... Aber ich? Was soll denn ich auf dieser öden Erde? Was soll ich im Himmel ohne sie? Was soll ich in der Hölle bei ihr?!

* * *

Wieder aufgestört! Wieder hinaus, hinaus... Die alte Marterfahrt, den Narrenflug nach Frieden und Ruhe... Aber ich will nicht! Ich werde mit einer Kugel der Hetzjagd ein Ende machen! Ich werde — oh, wenn ich dann endlich am Ende wär'!

* * *

Ich schweige, du Dränger nach Briefen und Gewäsch? Ja, ich schweige. Aber da drinnen schreit's und brüllt gen Himmel, daß die Wände meiner Herzkammer dröhnen!

Spar' Deine Trostsprüche! Hör', Heinrich, Du bist mir ein treuer, guter Freund, der mir nicht die Wangen streichelt und hinterrücks, etwa in München... Konnte sie das, durfte sie das tun, und wenn Beelzebub selbst kam im Kleide des Lichts? Nein! Nein! Nein!... Ja, was ich sagen wollte: Du meinst es ehrlich, ich weiß, aber spar' diese Sprüche! Waschen sie jenes schmutzige Faktum weg? Vermögen sie jene Viehtat wegzupredigen!?

Und dies Mädchen, diese Müllerstochter — hat sie nicht einst Sprüche gelernt und den Katechismus und die halbe Bibel und alle Gesänge Gerhardts und Luthers, und hat doch gesündigt?! Bleib' mir mit Sprüchen vom Leibe! Schweig, sag' ich! Ich weiß, was ich von euch und euren Reden zu halten habe! Wenn ihr nach München kommt, fragt ihr den Teufel nach Theorie und Sprüchen!

* * *

Ich habe ihr Bild und ihre Briefe verbrannt. Stehe mit ledigen Händen vor dem Ofen und freue mich meiner großen Freiheit.

* * *

Also ein Kaufmann! So'n befrackter, gestriegelter, geist- und hirnloser Schuft! Ei natürlich! Wo der Krämer und Wucherer kommt, wo der materialistische Geldprotz auftritt, mag sich der zarte Dichter verkriechen. Wird das Heiligste, das Reinste, die Madonna selbst zu geilem Genusse heruntergezerrt; wird die hehre weiße Frau, das

Ideal, die Poesie, alles Göttliche und Edle, das den Menschen zu den Sternen trägt, in Schmutz und Kot gerissen, gemißbraucht und mit höhnischem Lachen als ausgepreßte Zitrone auf den Dünger geworfen. O satanische Krämerzeit!

* * *

Wie sie nur dazu kam? Was sie verführte, reizte, zwang? — Ihre Dummheit war's, ihre willenlose, phlegmatische Gutmütigkeit. Wie Zolas Frau Pichon: „Und Maria überließ sich ihm kraftlos, gebrochen durch den ungestümen Willen dieses Mannes. Es war bei ihr Gutmütigkeit, Furcht und Dummheit zugleich"...

Ei wohl! Der Geck machte ihr weis, das sei so Mode unter Liebenden. Haha! Und sie überließ sich ihrem Geliebten. Geliebten?! War nicht ich, ich, ich ihr Geliebter?! Vergaß, verachtete mich einem Ladenjungen zuliebe! Mich, meine unendliche Liebe, mein Sehnen und Schwärmen, meine ganze Gemütswelt — einem hirnlosen Schuft zuliebe?!

* * *

Das also ist die Wahrheit! Das die Wirklichkeit!... Ich werd's zu Papier bringen: wie ein ästhetischer Weichling zum Erwachen kam!...

* * *

Daß diese Eine, die mir die Reinheit selbst war; die mich an Tugend und Edelsinn im Menschengeschlechte glauben ließ; die mich — — mein Anker, mein Leuchtturm, mein leitender Stern, die Sonne meiner Nächte — — o Gott! Daß diese Eine unrein ward —! Es schleudert mich in den Abgrund einer grenzenlosen Verzweiflung! Daß ich winsle und rase und mit dem tobenden Heer meiner aufgewühlten Gedanken nach den Himmelsbezirken hinaufstürme: „Ihre Reinheit! Gib mir ihre Reinheit wieder! Und meinen Glauben will ich! Hört ihr da oben?! Dies Eine will ich! Alles andere behaltet für euch!"...

* * *

„Da wurden ihre Augen aufgetan" — Ja, auch ich bin sehend geworden; bin hinausgestoßen aus dem Paradies meiner Kindheit und sehe mich entsetzt in einem öden, dornigen Lande. Und weit

dahinten die Pforten des seligen Gartens, wohin kein Weg mehr zurückführt! Und die Hände schlag' ich vors Gesicht und sinke in die Disteln und weine, wie ich nie geweint...

* * *

Das Weib hat die Menschheit um ihr Paradies gebracht — beim Weibe sucht's die Betrogene wieder, von Sardanapal bis Don Juan. Ein Weib hat mir mein Eden genommen — laß sehen, wo ich's wieder finde!

* * *

Ich habe Wild besucht und ihm die beiden Unglücksbriefe hingeworfen. Er las, riß die Augen auf, sah in mein fahl Gesicht und wieder in die Briefe:

„Was! Dies Teufelsmädel! Das hätt' ich ihm denn doch nicht zugetraut! Aber siehst du, armer Junge, das ist die Welt, das ist die Wirklichkeit. So sind sie alle. Wirst du nun glauben, daß ich recht hatte, wenn ich deinen Idealismus eine Krankheit, deine Sittengesetze unreif nannte?"

Heut abend holt er mich ab zu Meta.

* * *

Wir waren bei Meta. Ich habe geküßt, gelacht, geweint, geschwatzt, daß die Aufgeregte rasch von gleichen Flammen erfaßt ward. Ich habe ja so viel Liebe überschüssig, so viel unbändige Liebe, all die Liebe, die bisher jenem Mädchen und allem, was um sie herum war, Heimat, Wald, Mühle, Eltern, Kirchen- und Talfrieden, gehört hatte! All diese zurückgekehrte Liebe fand kaum mehr Unterkunft in meinem unbereiten Herzen — ich mußte sie anderswo unterbringen.

* * *

Wie wohl tat mir dies brausende Gewitter! Wie bereitwillig ließ ich mich von den zügellosen Regengüssen überraschen! Den Hut hatt' ich abgenommen und bot nun Gesicht und Stirn den frischen, rauschenden Strömen. Und die Winde wühlten die Riesenkronen des Parkwaldes auf und verlängerten den Widerhall der Donner zu einem unaufhörlichen Tosen und Rollen... Und doch — immer wieder, durch all das Sturmgetos, zuckte es in meinem Herzen auf

wie der losgerissene, verirrte Ton einer durchwühlten Harfe... oh Berta! Und ich mußte die Zähne beißen und die Fäuste ballen, um nicht mit der Natur laut hinauszuweinen...

* * *

Tadle mich nicht, lieber Heinrich, daß ich Dir mein Leid nicht vorklage. Es möchte verwirrtes Geschreibsel werden. Daß ich krank bin vor Schmerz und Aufregung, wird Dir erklärlich sein. Ich bedaure sie wie Du. Daß jener — hm, jener Ehrenmann sie zu ehelichen gedenkt, ist das beste, was ihm zu tun bleibt. Ich hatte mir das alles anders ausgemalt. Gott hat nicht gewollt.

Ich soll mich fassen und meinen Blick von der verwelklichen Schönheit der Erde weg auf ewige und unvergängliche Dinge richten? Sieh, das sagt sich leicht. Und die Diener der Religion glauben, alle Schmerzen und Leiden mit Bibelzitaten lindern und heilen zu können. Worte, Heinrich! Worte! Worte! Bertas Fall ist eine Tatsache, und diese Tatsache wird auf mich, der ich mit jenem Mädchen unlöslich verwachsen war, zurückwirken und eine Unmenge anderer Tatsachen zeugen... Mir schwindelt, wenn ich hinausblicke!

* * *

Ich wollte in Theater und Konzert Zerstreuung suchen. Die Einsamkeit ist meiner angefachten Phantasie ein Gift. Ich flüchtete mich unter die bunte, unterhaltende Menge. Ja, hätt' ich die Augen nicht, immer und überall Buhlerei und nur Buhlerei zu sehen! Dies kokettierende Augenverdrehen vom Parkett bis zum Olymp! Dies Flitterwesen, dies verdammte Schöntun! Sieh doch jenes Braunhaar, das mich an Berta erinnert, wie die Lose am Armband spielt und geneigten Hauptes nach dem schnurrbartdrehenden Gecken hinüberschielt! Gebt acht, sie wird einen Geliebten betrügen! Wird beim Nachhausegehen von jenem offenbaren Ladendiener beschwatzt! Wer richtet denn ein begeistert Auge auf die Bühne unter all den Andächtigen, die da im Tempel der Kunst zusammenkamen?

* * *

Axel Pedersen, der anständige Pedersen — selbst ihm mißtrau' ich! Seine wechsellose Ruhe kann erheuchelt sein. Und ob er wirklich

ist, was er scheint — nur aus Verschlafenheit, aus Erziehung, Mode, Gewohnheit meidet er ohne Selbstüberwindung unbekannte Ausschweifungen. Solche umhegte Klostersittlichkeit ist keine Sittlichkeit! Ihr nennt seine Schwester ein „liebes Mädel"? Seht zu, ob sie keine Heuchlerin ist! Laßt euch von den Taubenblicken und den Lispelworten einer Eva nicht betören. Nicht von der Schlange in Gras und Baumlaub ist das erste verführende Weib verführt worden: die Schlange war in ihrem Herzen. Sie selber, die Töchter Evas, sind ewig wieder schillernde, verführende Nattern, die uns ewig wieder das Paradies rauben. Krieg dem „ewig Weiblichen"! Nehmt den Betrügerinnen, ihr armen Betrogenen, in unseliger Wechselwirkung ihr einzig Gut, die Ehre! Daß ihre Verworfenheit so recht deutlich aller Welt kund sei!

Ich meide Pedersen. Er möchte mich sonst seiner heuchlerischen Schwester vorstellen und seiner jedenfalls salbungsvollen Mutter. Und ich hasse diese Braven und Rechtschaffenen! Ich werde Natur suchen. — Auch Alfred weiche ich aus. Ich werde mich ohne ihn zu Meta finden.

* * *

Ich habe das Irrkraut zertreten. Ich werde mich nie mehr aus diesem Walde finden.

* * *

„Sünde" tat ich? Ich glaube, so nannte man's bei uns dort hinten. Es ist ein Provinzialismus. Hier kennt man das Wörtchen nicht.

* * *

Berta hat im großen München rasch genug die Unzulänglichkeit unserer bisherigen Sittenbegriffe erkannt. Sie lachte über meine beschränkten Briefe, über denen noch die Stubenluft des alten Glaubens lag. Sie war nach Frauenart flinker in der neuen Erkenntnis; paßte sich rascher der veränderten Situation an. Der schwerfällige Mann stapft hinterher.

Die weiße Frau?... Haha! Jene Kindersage von der weißen Frau!...

Die Erlösung besteht darin, daß wir überhaupt nicht nach „Erlösung" begehren...

* * *

Bist du mir nicht mehr nah? Hörst du, siehst du, wie ich zerrissene Worte auf dies Papier werfe?... Ich lege die Feder hin, sehe auf, sehe mich um — wo bist du, du, den sie „Gott" nennen? Vor dem ich fromm und erschrocken mich duckte, wenn ich etwas tat oder nur zu denken wagte, was wider deine zehn Gebote verstieß?

Wohl kam dann Christus, starb, versöhnte uns mit diesem zürnenden Gott der Gerechtigkeit, daß wir jubelten und der Decke, dem hellen Fenster, all unserer Umgebung zujauchzten: „Dank dir, du Versöhnter!"... Mein Zimmer war bevölkert, ich sah, fühlte irgendwo in undeutlicher Nähe das gütige Auge des liebenden Vaters auf mich einblicken, redete ihn an, als ständ' er da vor mir, gleich da über der Platane, die vor meinem Fenster ragt...

Alles ist tot. Es war eine Mythologie; mein ganzer Glauben ein Hirngespinst. Mein Gebet Anwandlung von Wahnsinn. Mein Christentum Lächerlichkeit.

* * *

Es gab Zeiten, wo ich weinte vor dem Spiel auf den Brettern. Wo mir jedes liebliche „Gretchen" eine unglaubliche Sehnsucht weckte; wo ich schwärmte für diesen Hamlet, dies düstere Grüblergesicht, daß ich dem Manne die Hände schütteln mochte... Ein Gang hinter die Kulissen hat mich enttäuscht.

Ich bin hinter die Kulissen der Menschheit geraten. Ich hohnlache über das Publikum, das sich noch durch Worte, Kostüme, Dekorationen täuschen läßt.

* * *

Jaja, ich verstehe es täglich mehr, das Schlagwörtchen: „Sie sind alle so!" Aber wären sie noch liederlich, so könnt' ein gottgesandter Priesterprophet mit Knuten und Peitschen und dem Zornschnauben einer heiligen Entrüstung das Gesindel aus den Tempeln jagen! Oder mit dem Feuereifer des gewaltigen Elias die Baalspfaffen abschlachten wie Mastvieh! Die Tempel der Astarte niederreißen und die Splitter und Trümmer ihrer Götzen in alle Winde schleudern! Wären sie leichtsinnig und lebenslustig wie die Leute von Ninive, bevor Jonas kam! Toll und ausgelassen und schönheitsberauscht wie die Florentiner vor Savonarolas Auftreten!

Aber nichts von alledem! Spart euer Schimpfen und Schelten, ihr empörten „Jüngsten"! Der Preßbengel setzt eine drei bis vier Spalten lange Rezension in sein Blatt — erfreut, daß du ihm Stoff gegeben, den klaffenden Raum mit billigen Phrasen zu füllen. Denn sein Blatt ist ja die einzige Handgreiflichkeit — d.h. das Geld, welches ihm dasselbe einbringt. Und käme der Heiland wieder — alle heilige Entrüstung des Pharisäerfeindes würde diesen Unfehlbaren den Journalistendünkel nicht auspeitschen! Geifernde Artikel streuten sie haufenweis unter ihr Publikum; sie höhnten, vermöbelten, bemitleideten und schwiegen ihn tot — ja, hätten wir die alte Sitte noch — den Kreuzberg verwandelte man heut noch in ein Golgatha...

Oh, sie haben recht! Recht wie ihre Ahnen, die fetten Sadduzäer und die sichern Pharisäer! Wer will ihren Scharfsinn widerlegen?! Himmel und Erde werden vergehen, ja, aber diese Rotte nicht! In alle Ewigkeit nicht!...

... Wo sind die Flammen der alten Zeit? Der hehre Ernst, die Sehnsucht nach Ewigkeit, die heilige Begeisterung, die da Gold und Erdenehre und Liebe und Glück dahinwarf, um des Einen willen, das not tut?!... Bernhard von Clairvaux, Franz von Assisi, Savonarola, Luther — Narren! Lauter Narren!... Ist's nicht behaglicher, sich am Bier zu mästen, sein Weibchen zu küssen und einen guten Geruch im Staate zu verbreiten?! — Jajaja! Nur zu!...

* * *

Wild habe ich seit mehreren Tagen nicht zu Gesicht bekommen. Er streicht, wie ich heut merke, hinter einer Putzmamsell her. Er ist zwar verlobt; aber so'n kleiner Scherz schadet nicht.

* * *

Keine Ruh', keine Rast! Ich irre wie ein Gespenst durch das kalte Gedränge der Menschen. Ein Taggespenst! Die Nacht ist in meinem Herzen.

Ich saß mit Wild, einem Dichter der neueren Richtung und einem Schauspieler beim Bier. Das Gespräch nahm wider Erwarten eine ernstere Wendung: wir plauderten über Religion und Philosophie.

„Sie haben beide abgewirtschaftet", erklärte der Dichter. „Die Poesie wird an ihre Stelle treten."

„Nichts wird an ihre Stelle treten", entgegnete Alfred mit verächtlichem Lippenzucken. „Wozu denn immer wieder Metaphysik und Transzendenz? Seien Sie doch modern und halten Sie sich an das Gegebene!"

„Ganz meine Ansicht!" bekräftigte der Dritte. „Aber es wird nicht ohne Revolutionen und unruhige Übergangszeiten abgehen, bis sich der Mensch an die neue Freiheit gewöhnt hat."

Ich stimmte dem lebhaft bei; trug ich doch selbst eine solche Revolution im Herzen.

Die Religion ist eine Schwachheit, erklärt Strauß, die der Menschheit vorzüglich während ihrer Kindheit anklebte, der sie aber mit dem Eintritt der Reife entwachsen soll. Der alte Glaube beruht auf der Täuschung, daß wir, was in uns selber ist und was wir selber sind, außer uns als Objektives zu sehen glauben. Von Ludwig Feuerbach sind wir belehrt worden, daß Gott sein Dasein lediglich dem krankhaften Doppelsehen des Menschen zu verdanken hatte; Gottesbewußtsein und Selbstbewußtsein ist identisch. Sein Bruder Friedrich ruft: „Der Mensch allein ist und sei unser Gott, unser Vater, unser Richter, unser Erlöser, unsere wahre Heimat, unser Gesetz und Maß, das A und O unseres staatsbürgerlichen und sittlichen, unseres öffentlichen und häuslichen Lebens und Strebens. Kein Heil außer dem Menschen!"

Dann kamen die Materialisten und läuterten diesen menschenvergötternden Pantheismus. Bisher sagte man: Gott ist nicht! Jetzt weiß man: Auch der Geist des Menschen ist nicht! Was man Geist nennt, ist nur die Wirkung körperlicher Kräfte, nur das Produkt der Gehirntätigkeit. Der Mensch ist die „höchste Blüte der Tierwelt". Kein Gott oder Engel — ein Tier ist er. Vogt, Büchner, Moleschott u. a. bewiesen es. Phosphor, Stickstoff, Kohlensäure usw., das sind die „Götter", welche die Welt regieren.

Ihr seht, man hat die Menschheit auf sich selbst gestellt; hat ihnen die schützende und stützende weiße Frau, die Berta und alles, was um sie her war, geraubt, verhöhnt, mit Füßen getreten. Gebt acht, ob die plötzlich von gähnender Leere Umschauerten nicht auf eure

Kosten nach einer andern Füllung suchen! „Das Jenseits ist nicht?— Ha! Blendender neuer Gedanke! So laßt uns das Diesseits genießen! Hier ist Kanaan!... Wer hindert uns? Gott, Religion, Sittlichkeit, Höllenstrafe? — Ihr hört, das ist Unsinn. Gesetz und Staat? — Wir werfen sie nieder! Wer die Macht hat, genießt! Und wir werden die Macht haben!"...

Die Augen wurden ihnen aufgetan. Ihr himmlisch Paradies ward ihnen genommen — gebt acht, sie werden ein irdisches finden!

* * *

Hei! Das ist eine andre Welt, die mir da aufgeht! Mit Literaten und allerlei leichtgeflügeltem Federvolk im vollsprudelnden Leben! Heraus aus meiner idealistischen Einsamkeit!

Ich stand auf fröhlichem Frühlingsausflug am Grabe Kleists. Wir lachten über den Narren, der ohne Ziel und Grund so düstre Pfade ging. Wir tranken, spendeten seinen Manen und warfen das Glas auf seinem Grab in Scherben.

Und am Abend zuckte man über Albert Lindner die Achseln: „Krankhaft!", stieß auf Lindau, Blumenthal und einige Schauspielerinnen an und zog gegen Morgen ins Kaffee National.

* * *

Meta emanzipiert sich mehr und mehr. Früher war sie in Gebärden und Kleidung keuscher und verschämter. Gestern war sie leise dekolettiert; trug ein dunkles Spitzenkleid; die Arme in ein durchsichtig Gewebe gehüllt; das Korsett prall wie immer. Ihr Feuer ist unwiderstehlich.

Aber nicht sie allein — alle, alle, alle! Ich will mich ausdehnen ins Grenzenlose!

* * *

Polizeipräsident R. in F. ist von einem Anarchisten ermordet worden. Allgemeine Entrüstung! Was starrt ihr denn und wütet, ihr Blinden? Beweist doch einmal, daß man nicht folgerichtig war!

* * *

Sie ist ein Phantom, die weiße Frau! Ein Schatten und Schemen, den einige Irrsinnige sahen... Eine Erfindung der geistig

Stärkeren, die Augen des betrogenen Pöbels von den Genüssen dieser Erde abzulenken, um derweil hohnlachend selber zu genießen. ... O ihr Sucher und Pilgerfahrer! Merkt ihr denn nicht, daß man euch durch schlau erfundene Sagen foppt?

* * *

Ich vernachlässige mein Tagebuch. Was soll ich auch diese Blätter mit dem Bericht meiner Lebensweise besudeln? Euch genüge: ich woge in allen Vergnügungen, welche die Weltstadt einem jungen Lüstling bietet. Wer sie kennt, die Weltstadt, weiß, was das heißen will.

* * *

Diese Dirne Meta tut immer närrischer. Wie das Medium am Befehl des Hypnotiseurs, hängt sie an meinem launischen Willen. „Keine Stunde vergeht, ohne daß ich an dich denke! Wenn du mir nicht mehr gut bist — Karl, ich würde wahnsinnig! Sieh, du hast etwas an dir, das einem den Willen nimmt; ich sehe und will nur dich!"

Sie wisperte mir die glühendsten Worte und Seufzer zu. Ich merkte, sie hatte getrunken. Aber hübsch war sie! Diese schwarzen Augen! Diese vollen Lippen!

* * *

Nein, ich will nicht! Nein, nein, ich will nicht! Jeder Genuß bringt neuen Ekel! Jeder Besitz den lästigen Wunsch, nicht zu besitzen! Von Genuß zu Verachtung und wieder zu Genuß — ein marternd Hin und Her! O Gott, wo soll ich hin?

Ich hasse die Welt, hasse den Genuß! Meine Seele schreit nach anderem!... Aber wonach denn? Alles Ätherische und Jenseitige ward mir genommen, ich muß also wohl mit dieser Kotscholle vorlieb nehmen, die mir allein blieb.

* * *

Sie sitzen zusammen, die andern, spielen, rauchen und sind glücklich. „Trautmann studiert zuviel", meint der dicke Feld. „Er ist ein Streber."

* * *

Et pourtant elle est éternelle!
Et ceux qui ce sont passés d'elle
Içi-bas ont tout ignoré . . .

Eine Phrase, törichter Musset! Schau' dich doch um: Wen kümmert diese ewig-eine Wahrheit?! Pah! Auch ohne sie lebt sich's! Sogar ungleich behaglicher! Was wird mir, daß ich allen Erdengenuß versäume zugunsten des „Einen, das not tut"?! Daß mich der Pöbel da ein bißchen „sittlich ernster" nennt als andere? O diese —! Wenn ich ihnen Gutes tue, nennen sie mich zufrieden kauend „moralisch" und „höchst achtenswert". Ich spucke auf ihr Urteil! Daß man einer furchtbaren Verantwortung entgegenreift; daß man erwachen kann zu langer Qual oder zu ewigem Leben — ihr hört ja: Unsinn! Nichts ist, als die menschliche Gesellschaft; nichts als die Moral, die sie sich zu gegenseitigem Schutz und Trutz bequemlich eingerichtet! Die ewige Wahrheit ist eine Phrase!...

Gebt mir Realität! Entweder die „Wahrheit" ist eine Narrheit, erfunden von Wahnwitzigen und Volksbetrügern; und nichts ist als der geistige Duft, den die Gesellschaft ausströmt, der aber verfliegt, wenn sie selbst dahin ist — oder über all eurem Schöngeisteln und Wissenschafteln thront eine furchtbare grenzenlose Macht, die, je nach unserer Stellungnahme ihr gegenüber, Leben bringt oder Tod im vollsten schauerlichen Sinne des Wortes!...

O Gott der alten Zeit! Wenn du noch wärest! O ewige Wahrheit, wärst du nicht entthront! Ich bäte dich, dies Teufelsgeschlecht in Kot und Staub zu treten, allen sichtbar, allen fühlbar, so recht derb und handgreiflich! Damit sie *erkennen*, daß du nicht Duft und Phrase bist, sondern *furchtbare Tatsache*!

* * *

Ist der Gott Davids ein anderer als der Gott Shakespeares? Oder offenbart sich derselbe unendliche Geist in tausend verschiedenen Formen tausend verschiedenen Pfingstgemeinden von Abraham, dem „Vater des Glaubens", bis herab zu den Puritanern? Von dem heiligen Eifer eines Franz von Assisi bis herab zu einer christlichen Dorfgemeinde des neunzehnten Jahrhunderts?

* * *

Lieber Heinrich! Für Deinen langen Brief meinen besten Dank. Du fürchtest, daß ich mich zu sehr ins Weltleben reißen lasse und mein ernstes Ziel vergesse? — Diese Gefahr liegt ja freilich in diesen betrübten Zeiten gar zu nahe, und heißt es mit Recht: Wachet und betet usw. Und die Erde ist ein Sündenjammertal, und die höchste und letzte Pflicht eines jeden, der gerettet werden will, ist das Studium der Theologie. Alles andere ist weltlich und eitel. Im Pfarrhaus aber herrscht ein Klosterfriede, den die arge Welt nicht kennt; und in der Kirche wird das verderbte Herz in Schlummer gewiegt, in Kloster- und Klausnerschlummer. Daß wir stündlich nach der wahren Heimat stöhnen: Ach, wer doch nur bald droben wär'! Dazu verhelfe uns beizeiten der salbungsvolle Gott unser aller, vor allem aber der Christen und Pastoren. Amen.

* * *

Pedersen hat sein Staatsexamen mit Glanz bestanden. Er ist eine gesunde, normale Ostfriesen-Natur. Über alle Tagesfragen spricht er sich recht verständig aus. Goethes Iphigenie ist sein Lieblingsbuch. Die neueste Literaturbewegung ist ihm von Grund aus verhaßt.

* * *

Mehr Eis! mehr Kälte! mehr Ruhe! Ich werde doch wohl endlich diesen verzehrenden Brand, der immer noch unter der Asche glimmt und nagt, zu ersäufen wissen! An Willen und eisernen Sehnen fehlt's mir nicht! Ich fühle, wie meine innere Kraft sich von Tag zu Tag fester spannt und immer verzweifelter die Fäuste krallt!

Wild befremdete mich durch den sonderbaren Blick, mit dem er mein Gesicht maß.

„Wär' ich Cäsar," sagte er, „ich würde dich als unheimlichen Cassius aus meiner Nähe bannen."

* * *

„Kennst du das Land"... Ach ja, Zitronen, blauer Himmel, heitere Schönheit und Sonnenschein! — Weis' du mir das Land, wo der Friede wohnt! Und weis' uns den Weg dahin!

* * *

Was man mitunter feine Gesichter unter ces dames findet! Wie die kleine Helene, mit der ich gestern abend im Gesellschaftshause bekannt wurde. Ein solches Gräfinnenantlitz läßt gleich eine ganze Wolke von Nebelromantik in mir aufsteigen. Ich näherte mich der abseits Sitzenden, begleitete die leicht Eroberte und ruhte nicht, bis ich ihr allmählich ihre Geschichte herausgelockt hatte. Die war wie jede andere. Tochter eines Dresdener Lehrers, wurde sie hier Putzmacherin, dann Konfektionneuse, schließlich — das was sie jetzt ist. Ein gewandter, allgemein geachteter Kaufmann, der sich in der B.straße eines gediegenen Drogengeschäfts erfreut, hatte sich mit der Konfektionneuse, du mein Gott! einen kleinen Scherz erlaubt und der Entehrten die feste Anstellung unmöglich gemacht. Er steht geschniegelt und gebügelt, geachtet von jung und alt in seiner Ladentüre: sie wird bald in der Charité oder im Wasser oder im Asyl für Obdachlose ihr Ende finden!

* * *

„Wer Trost begehrt, ich kenne keinen andern
Als sich ergebend, wehmutsvollen Blickes
Von Gräbern mit dem Stabe fortzuwandern
Im Nebel unseres irdischen Geschickes." (Gutzkow.)

„Vergessen ist der einz'ge Trost hienieden." (M. E. delle Grazie.)

„Verzweiflung ist der wahre Gottesdienst." (Grabbe.)

„Der kranken Seele, der gottverleugnenden, unseligen Seele." (Heine.)

„Ruhe und Friede ist nirgends. Auch in der Natur nicht. Die Natur ist grausam." (Auerbach.)

„Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig." (Lenau.)

„Und wäre nicht das Leben kurz, das stets der Mensch vom Menschen erbt,
So gäb's Beklagenswerteres auf diesem weiten Runde nicht." (Platen.)

Das ist der Trost, den uns die Dichter dieses Jahrhunderts bieten. Dieses Jahrhunderts eines Byron und Schopenhauer, eines Musset, Leopardi und Turgenjeff...

* * *

Ich war im Dom heut früh. Ich habe nicht gefunden, was ich suchte. Die Predigt war tadellos, klassisch, bewundernswert: ich aber ging so leer und trostlos fort wie ich gekommen war.

* * *

Ich zweifle mitunter, ob ich's mit den Königen der Schöpfung zu tun habe. Das sind keine Menschen. Das sind meine Brüder nicht. Sie essen, trinken, schlafen, zeugen, hadern, sammeln mit Geschick und Verstand Schätze wie die Ameisen, Bienen und Hamster... Sage mir einer, daß sie über das Tier erhaben sind?! — Jeder großen Kunst, jeder aus dunklem Innern quellenden Leidenschaft und Verzweiflung, jeder überströmenden Liebe, jeder überwältigenden Erkenntnis des Welt-Ineinandergreifens stehen sie dumpf und stumpf gegenüber!... Lieber keine Ewigkeit, als mit solchem Geschmeiß, solchen verknöcherten Geldprotzen und Börsenjobbern nur eine Sekunde lang der höchsten Seligkeit teilhaftig sein!...

* * *

Ich erschrecke, wenn ich mitunter in diesen Seelenspiegel, auf diese bekritzelten Blätter und Papierfetzen einen zögernden Blick werfe. Das ist der Trautmann von ehedem nicht, der da seine Verirrungen andeutet. Ihr, die ihr den weichherzigen Schwärmer von einst gekannt und geliebt habt, entsetzt euch nicht über das verkommene Bild, das euch aus diesen Blättern entgegengrinst! Der Trautmann von ehedem ist tot. Weint ihm zwei Tränen nach und sprecht in Liebe von eurem frühgeschiedenen Freunde.

Nur sein Geist erwacht mitunter in später Nacht, um klagend umzugehen. Aber sein Weinen ist hohl und klanglos, und seine Augen sind ohne Tränen. Es ist ein Geist, ein Nebelgewebe, ein Nachtgespenst, das in sein Nichts zurückrinnt, wenn die Frühsonne kommt.

* * *

Nein, nicht tot bin ich! Noch fühl' ich ein unermeßlich Leben in meiner flammenden Seele... Und ich habe Minuten der Gewißheit: Wer diese starke, unüberwindliche Glut kennt, der allein ist zu retten! Und ob unser Sehnen in der Irre gehe — uns wird

wie der Maria Magdalena viel vergeben, denn wir haben viel geliebt. Die bequeme Gesellschaft verdammt, was sich nicht artig nach ihren Sitten auf ihren Geleisen bewegt — mich gelüstet, das Paradoxon aufzustellen: Gerade die Regellosen, sofern ihr Ausschweifen einer ungestümen Liebesfähigkeit entspringt, sind dem „ewigen Leben" nahe; eure stumpfsinnige Mode-Bravheit ist ewiger Tod. Ihr seid nie zum Leben erwacht! Leben ist Liebe; Liebe, und ob sie in der Irre gehe, ist die einzige und höchste Tugend. Die Todsünde aber, die diese Welt beherrscht, die ihre Knechte einsinken und einwachsen läßt in die tote Materie, ist — das Gegenteil der lebendig hinauf- und hinausdrängenden Liebe — der Schlaf.

* * *

Freiheit... Wie habe ich in meinem Innern aufgeräumt! Alle herkömmlichen und göttlichen Sittengebote mit Füßen getreten; allen Glauben, alle Freundschaft, alles ernste Streben hohnlachend beiseite geworfen. Bin ich nun frei? —

Meta, die Tochter der Sinnlichkeit, hat mir ein neues Bild, ein recht gelungenes Kniebild, geschenkt. Ich habe es in den Ständer gesteckt, der einst Bertas Bild enthielt.

* * *

Arbeiten? — Für wen und wozu?... Arbeiten, wenn man kein Ziel mehr hat?!

* * *

Pedersen ist von dem Pfarrhause in R., vielmehr von der Nichte des Pastors, sehr erwärmt. Freund L., der mit ihm war, neckt ihn wiederholt. Er lächelt, dreht den Schnurrbart und blickt gedankenvoll durchs Fenster. Schon morgen wird er seinen Besuch wiederholen. Er wird — ach, er wird den alten Weg gehen, vom steifen Vorstellungsknicks bis zum freundlichen Tischgeplauder, von da bis zum Kuß, Geständnis und ewigem Bund... Ach, die Glücklichen!

* * *

So müde bin ich, so abgehetzt! Wenn ich nicht bald Ruhe finde — meine Nerven, mein Geist und Körper sind krank bis in den Tod.

Selbst die Niederschrift dieser formlosen Blätter tut meinem Geiste weh. Ich würde sie nicht fortsetzen; aber die geringe Sammlung, zu der sich mein Gehirn noch zu ermannen vermag, würde mir ohne diese Übung vollends zerflattern. Sie ist mir ein Arzneitrank, diese Tätigkeit. Was dem begnadeten Dichter ein pathologisch-symbolisches Werk ist, das sind dem unbegnadeten Trautmann diese abgerissenen Notizen. — Haha! Ich weiß einen, der auch einst nach dem Lorbeer weinte!!

* * *

Auch Klopstocks Geliebte hat ja Meta geheißen! Der Gedanke ist ergötzlich. Wär' ich denklustiger, ich würde hier einen Vergleich ziehen zwischen der Zeit des Wolkenschwärmers Klopstock und dieser realistischen, dem Nahen und Handgreiflichen zugewandten Gegenwart. Jaja, teurer Messiassänger! Das Jahrhundert, das zwischen deinem oder der Barden und Göttinger tränenreichem Gesang und den Tagen der Fabriken, Maschinen und Eisenbahnen liegt, weiß was zu erzählen! Wer würde heut noch einem „Messias" zujauchzen wie Anno 1748? Ist zwar auch nicht nötig: hätten wir nur andre Geistesdinge, für die sich die paar Enthusiasten begeistern dürften. Aber auch das Jauchzen und Schwärmen, auch die „heilige" Begeisterung ist heute durchaus nicht mehr Brauch. Dies Volk will Tatsachen, handgreifliche, von allen Seiten fühl- und faßbare Tatsachen — gut, so gebt ihm welche!

* * *

Bei einem Besuch auf Metas Zimmer, wo ich den Sonntag-Nachmittag zubrachte, machte ich eine unangenehme Entdeckung. Meta ist seit zwei Jahren — Mutter. Mutter Meta — unerträglich! Der Kleine ist übrigens, nach Metas Versicherung, bei der liebenswürdigen Wirtin wie ein eigen Kind gehalten. Sah auch recht frisch und munter aus, ganz wie seine kecke, schwarzäugige — Mutter. Metas Zimmer ist freundlich und sauber. Nur die umherliegenden Sachen, die der Kleine durchwühlte, störten den harmonischen Eindruck. Drunten dröhnte die Weltstadt, laut und ruhlos wie immer. Meta braute Tee; das rasch vertraut gewordene Mäxchen spielte mit meiner Uhr; die freundliche Sonntagssonne lächelte durchs

Fenster. Mir wurde wie zu Hause, besonders als ich unter den umherliegenden Sachen ein halbzerrissenes Gesangbuch entdeckte, ganz derselben Ausgabe, wie sie in unserer heimatlichen Kirche gebräuchlich war. Ach, die alten Lieder! Ich vergaß einen Augenblick, daß ich mich auf dem Zimmer einer Elenden befand, und versenkte mich in diese einst teuren Gesänge:

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her!
Ich bring' euch gute, neue Mär'.
Der guten Mär' bring' ich so viel,
Davon ich singen und sagen will" ...

„Es ist doch seltsam," sagte ich, „daß bei euch in Sachsen dasselbe Gesangbuch üblich ist wie bei uns in ...!"

„So?" sah sie auf, „fährt mein Gesangbuch noch da rum? — ja, der Kleine spielt immer damit"...

* * *

Die Seelenliebe der Wertherperiode hat sich in unserem materialistischen Zeitalter in eine Körperliebe verwandelt. Heutzutage ist ein Werther unmöglich. Unsere Lotten sind durch französische Ehebruchsromane zu gut erzogen, als daß sie ihren Anbeter in Verzweiflung und Tod jagten. O Lotte! O Werther! Wie manche Gelegenheit ging euch vorüber! Wie oft war der Gatte fern! Statt dessen weintet ihr über Ossian und verginget vor Schwärmerei!

* * *

O Sturmnacht! Melodienreiche Sturmnacht! Noch jagst du vorüber, ein Geistesgigant, mit der alten Kraft und Wucht! Ich aber — schau' ab, schau' ab! Ich starre schlaff und welk und ohne Verständnis in dein Werben hinaus...

* * *

Aus einem Briefe Heinrichs:

... „Ich habe mit Frau G. (Berta) in längerem, sehr ernstem Briefwechsel gestanden. Daß sie tausendmal mehr leidet als Du, tausendmal elender und unglücklicher ist als Du, darfst Du mir glauben. Das Unglück, das ihr widerfahren, hat sie erst recht zu den Füßen

ihres Gottes geworfen. Jetzt erst, bekennt sie, fühlt sie ganz die Hoheit des Christentums und die Größe jenes Mannes, der eine verworfene, aber reuig zerknirschte Magdalene selig pries. Ich habe ihr angedeutet, welche Sonnenfinsternis über Dein Geistesleben hereingebrochen; der Gedanke, wie unglücklich sie Dich gemacht, lastet am schwersten auf ihr. Sie würde an Dich schreiben, findet aber natürlich den Mut nicht dazu. Im ganzen ist sie in diesen Unglückswochen so rasch gereift, daß man Mühe hat, aus diesen Briefen, diesen naturwahren Bekenntnissen, hinter denen man das bleiche, ernste Gesicht der Schreibenden zu sehen vermeint, das einfache Mädchen von früher wiederzuerkennen... Und Du?!"..

* * *

Befreie mich einer von diesem Kerl da, diesem meinem verkommenen Ich!... Ich sehe mich oft mir gegenüberstehen nachts, wenn die Lampe dämmert und mein Hirn fiebert; da sehe ich ihn, den hageren Trautmann mit der verpesteten Seele, wie er unstet auf seinen Filzsohlen die Stube hin und her schleift. Und mit unheimlichem Grausen, mit Haß und Abscheu erfüllt mich diese Vision. „Mensch, ich hasse dich! Elender, ich speie aus vor dir!" Dann hält er inne auf seinem eintönigen Gange, kehrt sich um und starrt mich lange müd' und elend an, die Hände auf dem Rücken, die flackernden Augen auf die meinen gerichtet. So abgemagert, so krank, so überwacht sieht er dort und schaut mich mit Blicken an, mit einem Blick, sag' ich euch!

* * *

„Trautmann verbummelt", bedauern die Gesunden, meine Verbindungsbrüder. Sie zucken die Achseln über mich und meine Lebensweise. Mit Recht. Auf einem sehr kurzen Konvent habe ich heute meinen Austritt erklärt. Man nahm ihn ohne Umstände an.

* * *

... Wo der Bergbach klar und hell über die grünschillernden Steine braust und ein stärkender Erdgeruch dem Waldboden entströmt; wo der Förster mit rauhem Stiefel durch den Sand des Bergwegs stampft, den Hund an der Leine, die Flinte über dem

Rücken, die Tonpfeife im Mundwinkel; wo die Eiche mit knorrigen Wurzeln im Boden fußt und die starken Arme ungelenk und derb dem höhnenden Sturmwind entgegenreckt — ja, da ist Frische, Kraft und Ursprünglichkeit! Und tief hinten im Forst, in Tannenduft und Harzgeruch, wo der Fuß des Wandrers lautlos über den weichen Moos- und Nadelteppich gleitet, wo es so still ist, daß alle Blätter erschrocken zittern, wenn eine einsame Krähe durch die Wipfel flattert oder die Holztaube nach ihrem Gefährten girrt... O Wald, mein Liebling, mein Erzieher! Umfange mich wieder, du Starker! Gib mir die alte Kraft, die mich stählend durchrann, wenn ich dich Ungestümen mit dem Herbststurm ringen sah!

Doch nein! Hier in der Weltstadt, hier, wo ich fiel, muß ich stehen lernen — oder untergehen.

* * *

Durch eines Freundes Vermittlung habe ich an der N.schen Zeitung Beschäftigung gefunden. Ich bin der Richtung des Blattes gehorsam. Was wollt ihr? Wer Brot hat, mag in erhabener Verachtung über die Liederlichkeit dieser Epoche die Lippen krümmen. Wir Besoldeten haben uns nach ihr zu richten. Ich ertöte mein „Innenleben"; ich will mir alle Tränen, alles Verwundern, alle Aufregung abgewöhnen. Ich schreibe und schweige.

* * *

„Kerl, du machst Fortschritte", meint der allzeit überlegene Wild. „Allmählich wirst du meiner würdig —!"

Seiner würdig?! Ich?! Da muß ich doch schon tief, tief — Habe ich ihn nicht von jeher im Grunde meines Herzens gehaßt und verachtet?!... Aber still! Wieder eine empfindsame Regung! Still, still!...

Er selbst ist der Alte geblieben. Nur daß eine zunehmende Feistheit seiner früheren Eleganz Eintrag tut.

* * *

Aus einem Briefe meines Vaters:

„... Besonders aber muß ich Dir zu wissen tun, daß gestern abend Waldecks Mühle weggebrannt ist. Der Müller hat sich die Versündigung der Berta so zu Herzen genommen, daß die Wirtschaft schon das ganze Frühjahr über nicht ins Geleise kam. Nun behaupten böse Mäuler, er habe sie angesteckt. Er hat nämlich versichert. Jetzt werden sie nach M. ziehen, um dort das Hauswesen der Alten zu übernehmen. Ihre Berta ist in München verheiratet und schreibt, daß es ihr so weit gut gehe"...

Weggebrannt? — Danke Gott, Pläne-Müller, daß er dir auch diese „Berta" genommen!

„Ferner sagt die Stempel-Margareth, unsere Nachbarin, Du sollst Dich doch umsehen, ob Du nicht ihrem Gretchen begegnest. Sie haben keine Nachricht von ihm seit zwei Jahren, wo Gretchen aus dem Dienst gejagt wurde, weil es guter Hoffnung war. Du sollst ihm dann auftragen, es solle ja einmal schreiben, und daß es ihren Eltern durch eine gemachte Erbschaft jetzt besser geht"...

Ja, du guter Vater! Stempels Gretchen in dieser weiten Weltstadt?! Das sucht irgendwo die weiße Frau!...

IV.

Pfingsten!

Ausgießung des Heiligen Geistes!

Die Geschäfte sind geschlossen; auch auf der Börse lärmt man nicht. Der Kaufmann zieht seinen Sonntagsrock an und fährt mit der Gattin spazieren. Die Kirchen sind nicht viel besuchter als sonst, und im Stadtpark wimmelt eine unerträgliche Menge. Die jungkräftige Natur scheint aufzujauchzen, scheint einige Tropfen bei jener großen Ausgießung erhalten und bis heute bewahrt und vermehrt zu haben.

Aber die Menschen nicht.

Und doch starrte ich eine alberne Minute lang die roten Buchstaben des Wandkalenders an. Und ich dachte der Pfingstzeiten früherer Epochen, der Missionsfahrten, Kreuzzüge, Revolutionen und Freiheitskämpfe aller Art...

Den Erfindungen und Entdeckungen des 15. Jahrhunderts, einem Gutenberg und Schwarz, einem Colon, Vasco de Gama und Cortez folgten bald die Geistestaten eines Luther, eines Shakespeare, eines Cervantes und Calderon und Michelangelo...

Heut wieder haben James Watt und Stephenson, Schilling und Wheatstone, Humboldt, Stanley, Darwin unserer äußeren Welt einen weiten Horizont eröffnet. Wo aber sind die Geistesmänner Luther und Shakespeare?...

* * *

Zwischen Wild und mir kam's heute zum völligen Bruch.

Als er auf mein Zimmer trat, den steifen Hut im Nacken, in goldenem Kneifer, flott, schneidig, modern, fühlte ich plötzlich eine lang verhaltene Erbitterung in meinem scheintoten Herzen aufkochen. Ich warf ihm seinen Leichtsinn vor, rügte seine Lebensweise und geriet, als ich sein spöttisches Lächeln bemerkte, in die maßloseste Wut. „Du, du bist der Teufel, der an meiner Verkommenheit die einzige Schuld trägt! Du mit deinem ewigen ‚Sie sind alle so!' Du hast mich ge-

lockt und gereizt und gehöhnt, bis ich wurde wie die andern alle! Du hast meine Ideale eins nach dem andern aus meinem Herzen gespöttelt"... Kurz, ich ging in meinen Ausdrücken und Beschuldigungen zu weit. Es erfolgte ein heftiger Auftritt, der damit endigte, daß ich ihm die Türe wies.

* * *

Ich werde mit jedem Tage ruhiger. Die Zeit ist doch schließlich die einzige Heilerin. Ich verlange zwar Trost und Schmerzüberwindung; aber ich fürchte allmählich, mit dem Vergessen, als dem einzigen Trost, vorlieb nehmen zu müssen.

* * *

Gleiche ich diesen Wüstlingen? Wagt man mich mit diesen Gesellen auf eine Stufe zu stellen?!

„Von einem Zechbruder und Frauenverehrer wie Ihnen", kommt mir dieser S., „habe ich natürlich keinen Korb zu erwarten, wenn ich zu einem lustigen Abend einlade! Kommen Sie gegen acht! Es werden Mädchen mit sein"...

Die Zornröte stieg mir ins Gesicht. Ich wollte mir diesen Ton verbitten. Bin ich ein Lüstling, ein Trunkenbold, ein Genußmensch?! — Nein, nein, nein! Wer wagt da —? Nein!... Und doch, wenn ich mein Tun überschaue —

Ich habe ihm abgesagt. Ich habe mich höflich und ernst dem Befremdeten empfohlen. Ich werde allein sein.

* * *

„Das Leben ist kein Scherz und kein Spiel, das Leben ist auch kein Genuß... es ist eine schwere Arbeit. Entsagung, beständige Entsagung ist sein geheimer Sinn, die Lösung seiner Rätsel." (Turgenjeff.)

* * *

Ich will kalt sein. Kalt wie Petschorin, Lermontoffs „Held unserer Zeit". Ich wüßte nicht, was ich fürchten sollte. Auch die Hoffnung ist mir ein leerer Schall. Leidenschaft? Für was und wen denn? Liebe, Wollust, Neid, Haß, Ehrgeiz, Eifersucht: — Rauch! Mein Feuer hat ausgebrannt; der Rauch ist verzogen.

* * *

Und doch ist all mein Krabbeln mit Händen und Füßen umsonst! Wenn die Nacht auf das Tosen der Weltstadt sinkt und der Laternenmann von Pfahl zu Pfahl die Lichter entfacht, regt sich in mir der alte, fast mechanische Trieb, nach Hut und Stock zu greifen, um in irgendeiner Kneipe den Abend zu vertändeln. Und die alte unruhige Lust erwacht...

O wie leicht war mein überladenes Innere geleert! Wie schwer aber, wie überschwer wird mir die Füllung!

* * *

Gestern hatte ich mich zu meiner geheimen Freude in einen Roman Turgenjeffs tüchtig eingelesen. Ich wagte schon zu hoffen, daß mich die Spannung an Buch und Zimmer fesseln, mich über die Besuchsstunde bei Meta hinwegtäuschen und mit unvermerkten Ketten einem geistigeren Leben zurückführen werde. Aber als ich bei Einbruch der Dunkelheit meine Lektüre unterbrach, um nach Licht zu rufen, kam eine seltsame Unruhe über mich. Mählich wuchs diese Unruhe, der Grund derselben ward mir bewußter, Metas Gestalt drängte sich zwischen mich und das ohnmächtige Buch — und mit plötzlich ausbrechender törichter Wut sprang ich auf, schlug die Zähne in das unschuldige Reclambändchen, zerriß es und schleuderte die Hälften wutknirschend an die Wand. Dann nahm ich Hut und Stock und trat hinaus in die lüsterne Sommernacht. Aber noch wollte ich dem hämischen Dämon das Feld nicht überlassen. Ich knirschte meinem Geiste vor: „Aber zu Meta nicht! Beim Teufel! Nicht zu Meta!" — Ich wandte mich nach einer Bierstube, wo ich Bekannte versammelt wußte. Ich trank, schwatzte wie besessen. Bei Gott, ich tat alles, was ein Unglücklicher in dieser Lage tun konnte! Aber gerade weil ich nicht an sie denken wollte, kehrten all meine Gedanken bei jedem matteren Angriff meinerseits mit verdoppeltem Ungestüm zurück. Wie dem Narren die fixe Idee, wie dem Gichtkranken dasselbe Zucken, wie dem Magneten die Rückkehr nach demselben Pol — auch ich, willenlos, elend, ohnmächtig wie die ganze Natur, erlag dem übermächtigen Andrang dieser verhaßten Gedanken. Mit wahnsinniger Angst sah ich sie näher kommen, mich packen, überwältigen, wie die Wogen der Flut über den verspäteten Wandrer brausen —

und nach einer halben Stunde saß ich bei Meta und küßte ihr mit Küssen der Verzweiflung die schmollenden Worte von den Lippen. Heut früh stand ich wieder im Zimmer und sah in schmerzvoller Wut auf den zerrissenen Turgenjeff.

* * *

Wie unfrei! Wir alle wie unfrei!

Alle Völker der Weltgeschichte — wer hat ihre Größe, wer ihren Verfall bestimmt? Ihr eigener Wille etwa? Wer gab ihnen diesen vielberühmten „Willen"? Wer ließ das Riesen-Babylon und den ganzen Orient, Reich auf Reich, dahinsinken? Wer ließ dies größere Rom das große Griechenland in Trümmer schlagen? Wer ließ aber eben dies Rom erschlaffen, um es den Germanen als billige Beute vorzuwerfen?...

O Unkraut, das sich „Herr der Welt" nennt!

* * *

Ich durchschweife häufig die nördlichen Viertel, streiche zwischen Fabriken und Mietskasernen umher und wundere mich, daß man den ausgemergelten Geschöpfen, die da herumvegetieren, noch den Ehrentitel „Mensch" gibt. Seid doch ehrlich und nennt sie Sklaven! Nennt sie Lastvieh, Schutt und Auswurf — aber nicht Menschen! Nicht eure Brüder!

Doch alles Gerede hierüber ist unnütz. Den genialsten sozialen Roman liest man, bewundert ihn als „dichterisches Kunstwerk", lobt den „wirklich hoffnungsvollen" Verfasser — und setzt sich zufrieden an den reich beladenen Mittagstisch. Und nach und nach wird das „Arbeiterelend" in der Literatur Mode... Es ist eine unterhaltende Abwechslung, auch einmal diese Seite des Menschenlebens dichterisch verherrlicht zu sehen...

Ich habe manche meiner Fähigkeiten verkümmern gefühlt. Völlig verloren aber habe ich den Glauben an die Wirkung des Wortes.

* * *

Einzelgesetze und Maßregeln bessern nicht — sie verschlimmern nur die soziale Lage. Der dickhäutige Philister reibt sich beruhigt die Hände und wiegt sich weiter in seine hochmütige Sicherheit. Ändert die Gesinnung! Nur aus ihr heraus wird eine nachhaltige Hilfe

geboren! Die Verbitterung der unteren Millionen wird durch kalte Gesetzchen der oberen Zehntausend nicht gemildert. Nicht die Lage an sich — die beiderseitige Gesinnung birgt die Gefahr!

Nur der Geist der Liebe vermag den Geist der Verbitterung zu überwinden...

* * *

„Sie sind alle so?"

Nein, nicht alle! Und ob alle anderen in stumpfem Egoismus auf ihre eigenen oder Partei- oder Familieninteressen den beschränkten Tierblick richten — ich werde anders sein! Und ob ich der Einzige bin und bleibe; ob mich niemand sieht und hört; ob ich in einsamer Wut meine bescheidenen Wege wandle — Einer wenigstens war in diesem Sodom, ein Kleiner, ein Namenloser und Ungeehrter, der nicht war wie die andern alle! Nein, nicht wie ihr! Euch zum Trotze nicht!

* * *

Ha! Meine ganze Tatkraft reckt sich!

Ich habe den Weg gefunden, der zur Rettung führt.

Nicht in schmerzlich-weibischer Wehmut entsagen will ich — nein! Bekämpfen, trotzen, überwinden! „Sie sind alle so" — wohlan! Es sei die Losung auch für uns! Euch beruhigt und beschwichtigt dies bequeme Wörtchen — uns aber soll es aufrütteln zu Zorn und Gegenkampf!

* * *

Sie kleben an kotgeformter Erdenschönheit, als wären sie selbst Kot. Wohl! Wenn das Gesetz der ewigen Entwicklung auch für den Geist gilt — ich möchte die scheußlige Unflatmasse sehen, zu der sich diese Verstockten noch zurückentwickeln. Denn Stillstand, lehrt euch die Naturwissenschaft, ist nirgends. Niemand entwickelt sich ins „Nichts" oder entwischt in den „ewigen Schlaf" oder in ein „süßes Nirwana"! Und ich freue mich, um euretwillen freue ich mich, daß die faulen oder heuchlerischen Träume von „ewiger Ruhe" ein Hirngespinst sind. Ihr seid und ihr werdet sein! Das ist von Ewigkeit her eure „Strafe", das ist der andern „Lohn" — der andern, die einer höheren Form entgegenreifen...

* * *

Endlich ein Lichtblick!

Dasselbe Gesetz, das die Gewächse keimen, wachsen und dahingehen läßt; das diese Erde sich formen hieß aus dem erzeugenden Zusammenstoß zweier Welten, aus trüber Gärung zu höchstmöglicher Vollendung auszureifen; das all die andern Welten und Gestirne durcheinanderwirbelt ihrer Bestimmung entgegen... Derselbe Unbekannte, dasselbe allunendliche Gesetz führt auch uns dahin, auch meine Seele und all mein Wesen!

Ich bin und werde sein! Nicht Vernichtung ist das Ende — Verwandlung!

* * *

„Ich glaube, daß Poesie, Philosophie und Religion zusammenschmelzen werden zu einer neuen Kategorie und zu einer neuen Lebensmacht"... (Ibsen.)

* * *

Geht unter! Erstickt in eurem Fett, ihr Übersatten! Erschießt euch, ihr Werther-Affen! — Wir anderen wollen genesen!

* * *

Zwiespalt, Unfriede, Sünde, Gegensatz sind Grundgesetze dieses begrenzten Planeten. Jeder kühnere Schritt stößt ja an den hemmenden Rand dieses schwanken Eilandes... Nur die Ewigkeit kann alle Gegensätze vereinigen. Für uns aber klaffen und gähnen sie ringsher. Wohlan, aber wir freuen uns, daß wir dies Gesetz der uns notwendigen Gegensätze erkannten: in dieser erhabenen Freude besteht unser „ästhetischer Genuß"! In diesem Unfrieden besteht unser Friede!...

* * *

Ein angenehmer Abend, den ich bei Pedersens verbracht! Fräulein Elsa ist eine wunderbar liebliche Erscheinung. Sie störte mir die alte Sehnsucht auf. Immer und immer wieder...

* * *

Ich faselte von Weltüberwindung — ach! ein Blick aus schönen Augen droht mich aus dem Sattel zu werfen!

* * *

Sind sie nicht glücklich in innerster Seele? Wird die kränkliche Mutter nicht mit wunderbarer Selbstlosigkeit von ihren Kindern

gepflegt? Habe ich mich nicht gefreut über das rege geistige Interesse, das sie aller einfacheren Literatur entgegenbringen? Wollt ihr ihnen Byrons abgründigen Weltschmerz und Shakespeares allumfassende Weltabspiegelung verständlich machen? — Es wäre Wahnwitz.

* * *

Nun, was tobte ich denn einst, daß „alle so seien"?! ... Nein, nein! Unter den tausend wechselnden Formen glühen der edlen Funken genug! ...

* * *

Ach, du bist allzu lieblich, als daß meine Kälte standhielte. Ich könnte hinstürzen und deine Hände küssen, du Reine, du Ruhvolle — und wieder aufspringen und an die Stirn schlagen: „Wozu aber? Wozu?"

* * *

Entbehren, darben, einsam auf meiner Mansarde, ohne Heim und ohne Liebe! O, ich könnte den Tod anbetteln: Komm endlich, süßer Tod! Ich bin müde, unendlich müde! Siehe, mein Herz, das immer wieder überquillt von unstillbarer Liebe und unendlichem Sehnen nach seliger Reinheit, weint, daß es nirgends auf Erden diese große Liebe fand! Und es sehnt sich immer wieder nach einer Welt, darin jene Liebe wohnt; darin die Reinheit zu Hause ist — o Ewiger, gibt's eine solche Welt oder ist's ein erträumtes Nebelgewebe?!

Ich sah in manches Auge und jauchzte auf: Hier ist, was du lange gesucht. Das „Ewig Weibliche" und seine Welt der Liebe, wo alles Leid, alle Unreinheit, alle erstickende Prosa aufhört — hier ist diese Welt! Aber es war Irrtum. Mitgerissen vom Getändel der Alltagsschar fühlten sie die Gefühle aller anderen und erstickten den Naturkeim der unverfälschten Herzensliebe. Und sie reichten braven Alltagsleutchen das Händchen und taten so zärtlich, als müßten sie des Todes sterben ohne diese Liebe, standen vor dem Spiegel und berechneten die Wirkung ihres Putzes, ihrer Worte, ihrer Blicke wie die ganze große Herde, die sich „gute Gesellschaft" nennt — haha! und dies „ewig Weibliche" soll uns hinanziehen?! Das soll unsere gesuchte Welt sein?! Hier sucht ihr die erlösende Liebe?! Gebt's auf, ihr Narren!

Einst vielleicht besaß das Weib diesen reinen, unermeßlichen Schatz,

der sie selbst und die Menschheit dauernd beglücken sollte; und der erste Mensch in Eden — ach! aber nur in Eden! — durfte ganz in dieser unermeßlichen Seligkeit aufgehn; ganz erfahren, welcher Himmel im Weibe und seiner naturmächtigen Liebe ruht. Aber ach! Lemurien und seine selige Einfalt ist längst von den indischen Wogen überrollt! Wie die ganze Menschheit sind auch die Trägerinnen der Liebe, der Reinheit, des Glaubens „sehend" geworden, verirrt und verwirrt; sind elend und erlösungsbedürftig wie wir; seufzen nach Rettung zum stärkeren Manne empor — sollen wir mit ebenso trostlosem Blick ihrem fragenden Auge erwidern und in Kuß und Liebesrausch vergessen, wie elend wir beide sind?

Ihr Toren! Vergessen ist kein Trost, kein Überwinden!

Aber wer fragt noch nach Weltüberwindung, wenn ihm ein Auge flüchtig Vergessen verspricht!

Ist's ein Wunder in dieser allgemeinen Lauheit, wenn auch die wenigen untergehen, die noch nach Höherem Sehnsucht empfinden? Ein Klopstock seufzte nach einer „künftigen Geliebten"; einen Werther jagte dies ungestillte Liebesbedürfnis in Verzweiflung und Tod; ein Byron durchsuchte unstet die ganze Welt — und wieder steht ein armer Tor schlaflos, mit fliegenden Pulsen und hämmernder Schläfe am Fenster und preßt die Hand auf das elende Fleckchen da, wo dies wehe, unheimliche Gefühl wohnt! Was gabest du uns, Weltengott, wenn überhaupt ein Gott da oben thront und eine Vorsehung in diesem tollen Wirrwarr waltet, was gabest du uns diese Liebe ins Herz, wenn du uns nicht auch die Mittel weisen wolltest, auf ewig Befriedigung dieser Sehnsucht zu finden?!

Laß all die anderen an dieser Kotscholle kleben und mit der zertrümmerten verderben — ich verlange nach Besserem! Du gabst mir dies Verlangen, und ich will, ich, dem du auch den Willen gabest, ich will, daß du mir das Verlangen stillst oder den Weg zeigst, auf dem es gestillt wird! Ist der Tod diese Pforte — wohlan! Ich zögere nicht, sie aufzureißen. Nur führe mich nach jenem Berg „im fernen Lande", wo unsere Träume von ewiger, allumfassender Liebe und seliger Reinheit Gestalt gewinnen! Und es muß, es muß sich eine solche Welt irgendwo in unendlicher Ferne auf den weichen Wellen des Weltraums wiegen!

V.

Ein Herbstregen, der Tag für Tag über die verdrossene Weltstadt träuft, hat mich ans Zimmer gebannt.

Ich wühlte diese Papiere durch, Reisenotizen, Blätter, Meilensteine auf einer törichten Irrfahrt.

Und „hier!“ jauchzte ich plötzlich auf, „eben hier ist ja die weiße Frau! Das alles da! All meine wogende, durcheinanderleuchtende Innenwelt, von der diese flüchtigen Blätter flüchtige Deutung geben, wie der flammende Blitz in wechselnden Pausen die Nacht erhellt, weit am verhüllten Himmel hin“...

Nicht „da draußen“ — da drinnen ist die weiße Frau!

* * *

Ja, endlich!

In eurem Innern flammte der Grund eures Glaubens, eurer Liebe und Entsagungskraft, ihr Propheten, ihr heiligen Helden und Märtyrer der alten Zeit! In euch selbst flammte das Urbild der Reinheit und Schönheit, und all euer Jagen war der allgewaltige Drang eures eigenen Herzens... Ihr mußtet! Es war eure Natur, die euch dahintrieb ...

Zum Erwachen aber kam euch dieser Drang durch die Berührung mit anderen Heroen. Erst an ihnen lerntet ihr euch selbst kennen. Und so tönt diese Sehnsucht durch alle Zeiten von den spätesten Geschlechtern bis zurück zum ersten Adam. Dem aber klang die „wunderbare Heimatmelodie“ herüber aus den Hallen dessen, der ihn erschuf: erklang ihm voll und klar, um niemals auszutönen...

* * *

Wer ruhevoll in dieser Innenwelt thronte!

Aber ich fürchte, es ist seit Evas Versuchung, seit dem Titanensturze, seit der Unglücksfahrt Phaëtons ein unsinniger Wunsch. Immer wieder reißt uns durch unsere eigene Natur das unermeßliche Radwerk des Daseins in sein Getriebe. Immer wieder Leiden-

schaft, persönliche Erregung, Zorn und Kampf... Und ich will auch nicht! Ich mag nicht dies erhabene Nirwana, das nicht Leben ist — nein, Tod! Tod aus Langeweile! Was Stoizismus! Was pessimistische Weltflucht und Buddhasche Weltverneinung. Kampf ist das Weltgesetz! Kampf im Namen der Wahrheit und Gerechtigkeit! Kampf mit uns und mit andern! Sieg und Niederlage und müde Ruhe — ein ewiger Wechsel!

* * *

Ich freue mich, wenn ich von meinen Ahnen lese, den Waldsöhnen des alten Germanien. Kampf und Jagd und Schweifen war ihre Wesensart. Es war ein kräftiges Geschlecht. Und welche weichlichen Federfuchser sind wir geworden! Oh, es ist Zeit, daß wir mit rauhem Stiefel niederstampfen die einseitig gepflegte Minne und alle Weichlichkeit, die sie im Gefolge hat!

Ist nicht diese Großstadt mit ihrem Getos und Getümmel ein moderner sturmbewegter Wald, durch den wir Nachgeborenen, gestählt und rauh und doch ein warmes deutsches Herz im Busen, mit altgermanischer Jagdlust zu schweifen bestimmt sind?! Ob's auch nicht abgehe ohne Irrfahrt — immer vorwärts! Auch die Cimbern und Teutonen wurden zermalmt; und die Sueven sanken vor Cäsar; Alemannenleichen düngten das elsässische Flachland; die Sachsen kämpften und fielen. Und doch ersteht in immer neuen Formen der alte Germanengeist. Germanischer Trotz, germanischer Idealismus, germanisches Gemüt leuchtet nach wie vor im Lande Walthers und Luthers.

Erwache endlich!

Schaffe und wirke mit deinem Volke, mit der ganzen Menschheit nach deiner gewittergereinigten Natur! Was Wahrheit an deinem Wirken ist, wird und muß bestehen. Irre ich aber — nun, so nimm mich, so tue mit mir, du uralter Gott meines Volkes, du Gott des Weltalls und der Weltgeschichte, tue mit mir, wie du willst! Verdamme mich zu „ewiger Höllenstrafe", wenn es dir Freude macht, oder belohne mich — ich weiß nicht, wofür! Daß sich meine Natur so und nicht anders entwickelte; daß sich mein Volk so und nicht anders emporrang; daß die Menschheit so und nicht anders

dahinpilgert: wer will richten, wer in Formeln fassen diese ewigen Geheimnisse?!

Demütige, freudige Ahnung der großen Harmonie ist alles.

* * *

Das Schenkmädchen, dem ich unwürdigerweise einst nahe stand, hat sich ihrer Stellung begeben, von irgendeinem Lüstling verlockt. Der Lump verließ sie. Meint ihr, sie ginge nun verzweifelnd ins Wasser? — Pah! Das war in romantischen Tagen Mode. Heute geht man — auf die Gasse.

* * *

Aus einem Briefe meines Vaters:

...„Sonst ist in unserem stillen Dorf nicht viel Neues passiert. Nur Stempels Gretchen hat einen sehr ernsten Brief nach Hause geschrieben, in welchem es sein verfehltes Leben bitter bereut. Man hat Mühe, die Tränen zurückzuhalten, wenn man diese schrecklichen Selbstanklagen liest. Es schreibt, daß es den kleinen Max, wie sein Junge heißt, durch seine Hauswirtin nach Leipzig bringen läßt, wo ihn der Großvater abholen möchte. Aus mancherlei Gründen könne es sich seines Kindes nicht mehr annehmen"...

* * *

Ich habe ernste Wochen durchlebt. Gretchen-Meta habe ich nicht mehr wiedergefunden. * * *

O Weltgott, rechne es meiner Unvernunft nicht an, was ich wider dich und deine Erde tobte!... Ich, ich, ich — das war der Mittelpunkt all meines Fragens und Wollens... Genügt das Schicksal dieses unglücklichen Mädchens noch nicht, mich herauszureißen aus meiner Selbstsucht?! Flehen nicht ringsher Tausende nach Trost und Rettung? — Hilf, heile, liebe, verstehe sie!

Dies Mädchen, das ich verderben half — o Gretchen! War das dein Suchen nach der erlösenden weißen Frau?!

* * *

Unnütze Worte! Ein andrer sein, in Leben und Tat, das ist die einzige Reue. * * *

Es klingt ja recht kräftig und männlich, das Kinkelsche Wort: „Das Schicksal schafft sich selbst der Mann!“ Größere Kraft aber gibt die anfangs vernichtende tragische Erkenntnis unserer gänzlichen Abhängigkeit von tausenderlei Gesetzen...

* * *

... Aber es ist ja unnütz, Du lieber, lange vernachlässigter Heinrich, ein zerknirschtes Pater peccavi zu stammeln. Aus den Blättern und Notizen, die ich Dir anbei sende, magst Du den heißen Sommer, den ich hier durchlebt, ohne Verdammen oder Loben zu verstehen trachten...

Ich höre wieder das Brausen unserer Wälder, wie einst, als ich an jenem Oktobersonntag Fräulein Waldeck begegnete. Aber heute durchrinnt mich dies Tosen und Branden mit einer freudigen Kraft, mischt sich in meiner Vorstellung unmerklich mit dem Getöse der Weltstadt und schwillt an zum Gedröhn der durcheinanderrollenden Sternenwelten... Mit einer freudigen Kraft! Denn das Sehnen von einst, die deutsche Waldromantik, hat sich gestärkt zum mannhaften Glauben, der alle Schrecknisse und Häßlichkeiten des Lebens zu schauen wagt...

* * *

Ohne Furcht und Hoffen? Ohne Jenseits? — Ach, jeder hellere Blick fliegt ja hinüber zu diesen tausend leuchtenden Eilanden im Ozean der Unendlichkeit!

* * *

Ei jawohl, lieber Axel, laß uns danach sehen, was einer seinem innersten wahren Wesen und seiner gesamten Erscheinung nach ist, nicht was er philosophiert und schematisiert oder auch mal in leichtsinniger oder gerührter Stunde tut und schwatzt. Ich rate Dir die naturwissenschaftlich-dichterische Anschauungsweise an, gegenüber dem Wust von vorgefaßten Ansichten, Philosophien und Vorurteilen, die in Deinem Kopfe spuken. Schau' doch hell in diesen leuchtenden Sommermorgen hinaus; schau' hinaus auf das Gewimmel der Großstadt; in dies Elend des Nordostens; in den Luxus des Westens; in den Lärm der Tingeltangel und die Freuden der Kinderstube! Was sollen uns in diesem reizenden Gewirr Deine groß-

artigen Pläne von Transzendenz, Monaden und Nicht-Ich oder die tiefsinnigen Dogmen vom Hypostasianismus bis herab zu Ritschls schwieriger Versöhnungslehre? O wir Armen, wenn uns all diese Weisheit zur Seligkeit nötig wäre!

„Recht" oder „Unrecht" — laß diese armseligen Juristenwörtchen! Ja, wenn die trockene Vernunft die Beherrscherin dieser durcheinanderwogenden Welt wäre! Ist die Revolution Recht oder Unrecht? — Beides, und weder das eine noch das andere: sie mußten und müssen geschehen, die Revolutionen.

Deine Gesetzchen und Gebote, Deine schematisierte Moral, o Axel, welch Philistertum! „Ich darf nicht" ist doch wahrhaftig ein armseliges Wörtchen gegenüber dem mächtigen „Ich will nicht"!... Und überhaupt ist die peinliche Unterscheidung von „Sünde" und „Tugend", „Wahrheit" und „Irrtum" geradezu krankhaft. Wärst Du folgerichtig — sie müßte Dich wahnsinnig machen! Immer wieder gilt nach wie vor der alte Cheistensatz: „Wir sind alle in gleicher Schuld und Verdammnis" und „Gnade ist alles"...

Wir sind doch wahrhaftig nicht auf diese Erde gesandt, um in weichlicher Weltflucht hinauszujammern in die glückliche Nacht des Nichtseins. Die Neigung zum weltflüchtigen Pessimismus ist uns aber eine Schwinge, die uns davor bewahrt, zum Tiere und zum rohen Stoff hinabzusinken. Der optimistische Idealist und Minnesänger ist mir von vornherein verdächtig; aber auch der verzweifelnde Geliebte einer Meta hat die weiße Frau noch nicht gefunden. Reifen wird dieser Erdball aus trüben Gasmassen zu der denkbar verklärtesten Form... Schaffen wir mit an dieser Vergeistigung der Menschheit, an dieser Weltüberwindung und Weltverklärung, so lange eben unser kurzer Tag scheint!

* * *

Nur ahnen können wir die große Harmonie, in welche diese scheinbaren Gegensätze und Wirrnisse ausmünden. Doch eben diese Ahnung, nein, die frohe, flammende Gewißheit dieser großen Harmonie in Weltall und Weltgeschichte — das eben ist Glaube! Diese Harmonie in gedrängter Gestaltung widerzuspiegeln als anderer Schöpfer — das ist Aufgabe der Poeten!

* * *

Ja, teurer Heinrich, arbeiten! Nun hab' ich ja wieder ein Ziel: selbstlos in meinem bescheidenen Kreise zu schaffen für das große Ganze!

Und nun sollst Du mich wirken sehen mit der ganzen Kraft und Glut meiner flammenden Seele!

Grüße die rauschenden Wälder meiner Heimat! Grüße die trauten Stätten von einst! Und die Letschmühle, die ja, wie ich höre, auf besserer Grundlage wieder erbaut wurde...

Wie und weshalb ich zum Frieden kam? — Ja, Du Guter, das läßt sich ebenso wenig verstandesmäßig darlegen, wie ein Hamlet oder Faust Dir nachzuweisen vermag, weshalb er ewig ruhlos grüble...

Die Nachricht von Deiner Verheiratung hat mich nicht wenig überrascht. Aber ich stimme Dir bei: Nicht schlechtweg nach dem Einssein mit der Gattin sehnt sich unser dunkles Herz: nein, nach dem Einssein mit ihr in einer höheren Liebe und größeren Erkenntnis...

Leb' wohl! Der Rhein, nach wechselndem Jauchzen und Weinen und schlaffem Dahinschleichen, wälzt sich breit und ruhvoll hinaus in den Ozean. Zwar auch dort erwarten ihn Stürme und heiterer Sonnenschein — aber ich werde bereit sein auch dort zu Kampf und Arbeit und selbstloser Liebe; werde gefaßt sein auch dort auf manche Niederlage, bis bald genug meine Sonne verglüht.

* * *

Aus einem Briefe an Frau G. (Berta):

„... Für Ihre ebenso unerwarteten als ernsten und herzlichen Zeilen meinen tiefgefühlten Dank! Ja, wir haben beide viel verloren und viel gelitten. Aber klagen Sie sich nicht in dieser herben Weise an! Ihr ganzer langer Brief hat mich außerordentlich beschämt. Jede Zeile rief mir entgegen: „Sie ist besser als du!" Sie ahnen nicht, wie unwürdig Ihr früherer Freund, den Ihr edles Herz bedauern zu müssen glaubte, unser gemeinsames Unglück ertragen hat! Wie schwerfällig ich irrte und suchte, bis ich die Ruhe und Harmonie wiederfand, die Ihnen eine echt weibliche, instinktive Gefühlsstärke so bald wieder zuführte.

Wir haben viel verloren, teure Freundin, gewiß! Aber wir hätten nicht gefunden ohne diesen Verlust. Und durften wir nicht in anderer Weise eins werden, so lassen Sie uns um so dankbarer dafür sein, daß wir beide eins sind in einer höheren Erkenntnis.

Erinnern Sie sich, verehrte Frau, unserer heimatlichen Sage von der ‚weißen Frau'? Sind Sie nicht auch der Ansicht, daß wir beide jetzt erst diese beseligende Fee gefunden haben?"

* * *

„Es muß geschehen!"

Nun endlich beugt mich dies Riesenwort. Ein Gott, der durch Tod zum Leben, durch Leben zum Tod führt in unübersehbarer Harmonie. Ein Sturmhauch, der Blüten und vorjährige Blätter, der Einzelherzen wie Jahrhunderte und Nationen, ja die ganze Menschheit dahintreibt über das Gefilde der Zeit!

O suchend Jahrhundert! Wohin treibst du? Wo suchst du die weiße Frau? — Da draußen? In Künsten der Weltpolitik, in einer Unmenge scharfsinnig ausgeklügelter Gesetzchen, in einem spartanischen Überschätzen von äußerem Drill und Kommando? — Oder in starkem Heroismus, in großer, einheitlicher Auffassung deiner Sendung, in einer Auffassung, die Wehr-, Nähr- und Lehrstand, Dichter und Leutnant, Diplomat und Prediger, gleich gerecht zu schätzen weiß? Die den Geist deines Landes, gefestigt und geadelt, auf den Schwingen der Begeisterung hinaustragen möchte in alle Lande?

Und du, die du dich „gute Gesellschaft" nennst, siehst du in Minneglück und Fettlebe, in Gold und Titeln das „Eine, was nottut"?

Hütet euch! Derselbe Dämon, der euch dahinjagt, hat auch eure Neider da unten erfaßt: Millionen lauernder Armen! Wie lange währt's, so werden eure Wege sich kreuzen, und ein Ringen, Keuchen, Stampfen erschüttert Luft und Erde, ein Rasen zweier Narren, die sich beide auf der Pilgerfahrt dünken nach der weißen Frau!

Schimpft nicht über den Geist der Verbitterung, der sich da unten regt! Es ist Geist von eurem Geiste, der Geist der Genußsucht und Besitzgier! Aber zum Teil auch der Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit: und wenn dieser Funke Wahrheit, der in ihren Forderungen glimmt, mit der Notwendigkeit des Weltgesetzes anwächst zur Riesen-

flamme — er wird euch vernichten! Wenn ihr nicht ablaßt, da draußen nach unnützen Phantomen zu jagen. Wenn ihr nicht anderwärts, in eurem eigenen Innern, in Glauben, Liebe, Geistesgröße die weiße Frau sucht, die euch beide, die uns alle zum Frieden bringt! Daß eine große, glückliche Menschheit sich freue des einen Gefundenen! Arm und reich wie zuvor, aber anderen Geistes: Ihr Reichen nicht mehr in Gold und Genuß das eine Notwendige suchend; jene andren entbehrend, als wären sie glückliche Besitzer... O goldene, selige Zeit! Willst du denn niemals kommen?

Niemals! Kampf ist das Weltgesetz.

Ende.

Helden

Bilder und Gestalten

(1890—1920; erste Buchausgabe 1900)

Die älteſten Stücke
(Dichter, Sintflut, Kreuzigung, Merlin, Widukind, Dorfſchmied)
entſtanden anfangs der neunziger Jahre

Inhalt

Seite

Der Dichter 5
Taramatvira 29
Prometheus 33
Die Sintflut 40
Moses auf dem Nebo 45
Die Kreuzigung 47
Spartacus 57
Das wilde Heer 67
Brunhilds Todesfahrt 70
Merlin der Königsbarde 74
Das Trauerlied 83
Widukind 85
Tauler und der Einsiedler 89
Die Verlobung im Münster 93
Der Pandurenstein 100
Tafelgespräch in Sanssouci 109
Königin Luise 118
Shakespeare und Byron 127
Gordon 131
Ein schottischer Sommertag 138
Der Dorfschmied 150

Der Dichter

Der junge Dichter stand in seiner Dachkammer, bewegungslos, überflutet von der Abendsonne. Er hatte die Arme gekreuzt und bohrte den finsteren Blick in einen einzigen Punkt: in ein Loch seines zerrissenen Teppichs. Er durchdachte seinen dramatischen Plan.

Gewöhnlich schrieb zwar der junge Mann, von dem ich hier erzählen will, nur Aufsätze, Artikel, Bücherkritiken: Zeitungsware, die von Provinz- und Residenzblättern leidlich bezahlt wird. Er lebte von seiner Schriftstellerei. Zu etwas anderem taugte er nicht, und Vermögen hatte er keins. Er verfertigte also Zeitungsartikel.

Seit einigen Tagen konnte er sich aber den Genuß gestatten, wahr zu sein und seinen eigenen Stil zu schreiben. Er hatte sich mit seinem Frondienst 22 Mark erschrieben. Zweiundzwanzig Mark! An sich eine herzlich unbedeutende Summe, gewiß. Nur muß man dabei in Betracht ziehen, daß seine Miete bereits für den ganzen Monat vorausbezahlt war, 15 Mark, mit Bedienung 16. Zweitens besaß er noch für 11 Tage auch bereits bezahlte Eßmarken zu einem ganz genießbaren Mittagessen, für 50 Pfennige, in der Augustistraße. Wäsche hatte er auch erst bekommen — nun, auch mit Papierkragen käme man weit —; sodann waren 65 Mark an Mütterchen abgegangen; und ein Paket — Porto 50 Pfennige! — besprochene Gedichte und Romane an seine Schwester, die Lehrerin. Blieben also bare nette zweiundzwanzig Mark! „Nun, Kinder, bis diese Summe verzehrt und vertilgt ist — ein Dutzend Meisterwerke werf' ich euch ins Getümmel hinab! Für mein Geld! Was?! Nun sollen doch mal diese hochnäsigen Redakteure da unten, diese Journalisten mit den genialen Haarbüschen — pah, denen zuliebe wird nun kein Finger mehr gerührt! Verstanden?!" Dazu war man eben in zu guten Verhältnissen. Zweiundzwanzig Mark! „Jetzt erst fühlt man's nach," meinte er „wie's einem wirklich vermögenden Manne zumute ist. Alle Schopenhauerei, puh — weggeblasen! Weltschmerz

mit zweiundzwanzig Mark in der Tasche?! — Hie Weltbejahung und Lebenslust! Hurra!" Und er brach in ein herausforderndes Lachen aus, schwang kampflustig die Arme und maß mit Kraftschritten, ein dröhnender Karl Moor, seinen engen Käfig ab.

Die Sonne hatte jenseits der Weltstadt den Charlottenburger Himmel in Brand gesteckt. Eine uferlose Glut! Ein immer wechselndes Licht-Durcheinander, ein Schillern und Spielen, ein Aufglühen und Verlöschen! Erst zog sich bräunlich dunstiger Horizont ganz unten in einem mächtigen Ring um das halbe Berlin herum; darüber kam Weißgelb; dann vom Zenit her Rosa, Violett und Orangegelb, in Riesenschichten über den Himmel geworfen, zwischen den schmächtigen, langen, überall angeglühten Wolken hin!... Die kleine Literatenbude lag der Siegessäule zu. Jetzt schwamm sie in einer entzückenden Lichtfülle. Und jene Jungfrau dort draußen, die Siegesgöttin, trat auch heute abend grell und schwarz aus dem leuchtenden Hintergrunde hervor. „He, Maidl!" rief der Süddeutsche, „mir deinen Kranz her!" Doch hatte er weiter keine Zeit — zweiundzwanzig Mark — sein inneres Feuer in begeisterten Anreden verflackern zu lassen. Er brauchte seine Flammen wo anders. So ließ er denn die stattliche Jungfrau im Abendrot ihren Goldkranz bereithalten, klappte den Schreibtisch auf und setzte sich vor seine Papiere. Während er, den Kopf in die Linke gestützt, schrieb und strich und sann und schrieb, ging der Tag mit einer verdoppelten Farbenfülle, nunmehr die ganze riesige Himmelshälfte, selbst eine Schicht des Osthimmels, in ein Meer von Purpur tauchend, unter. Droschken fuhren da unten und klingelnde Pferdebahnen unter dieser weiten leuchtenden Halle; die Berliner, verkommene Bummler, abgeplagte Beamte, Arbeiter, blasse und blühende Damen füllten die Straßen; das gediegenere Publikum, Minister, Reichstagsabgeordnete und Börsenmänner, Leute mit gewichtigen Taschen und vornehmen Sorgen, machten in dieser beruhigenden Abendluft ihre Droschkenfahrt durchs Brandenburger Tor — es war das alte bekannte ruhelose Gewimmel Berlins, das sich um einen unmodischen Dichter ja weiter nicht bekümmert.

* * *

„Herein!" Natürlich war's dies unglückselige Frauenzimmer! Potz Distel und Dornbusch! Just als er mitten in sausendem Schwunge war! Wie abgeschnitten lagen die Gedanken am Boden! förmlich mitten im Wort! Nein, so ein Weibsbild! Und was für einen Küchenduft sie wieder mit sich hereinbrachte!

Mit einem mißmutigen Puff klappte er die Feder auf den Tisch. „Nun, Fräulein?" fragte er aber gezwungen heiter, „was gibt's Neues auf der Erde da unten?"

Das welke, stille Frauenzimmerchen, das mit ihm den Himmel hier oben teilte, seine alte Wirtin, stellte gedrückt und verschüchtert wie immer die Lampe hin. „Ich will nur auch gleich den Kakao bringen", sagte sie demütig und trippelte wieder hinaus. Dann trug sie in ihren schüchtern schlürfenden Hausschuhen behutsam und achtungsvoll die dampfende Tasse herein. Sie hielt dabei fast den Atem an, vor Angstlichkeit und Hochachtung, um nur ja ihren geliebten Mieter in keiner Weise zu belästigen. Denn wenn auch der wieder wegzöge! Das letztemal hatte ihr Zimmer zwei Monate lang leer gestanden. Und sie war während dieser Zeit um volle sieben Kilogramm leichter geworden; die sinnigsten Fastkuren hatte das eingetrocknete Geschöpfchen durchgemacht, sie und ihr zwölfjähriger Schlingel, ihr Neffe, wie sie sagte, er freilich nannte sie Mutter. Gegenwärtig erging's ihr ja wieder etwas besser. Aber dies vergessene Geschöpfchen blieb wunderbar mager, rührend mager!

Der reiche Franz Sturmegg — zweiundzwanzig Mark — schob mit einer kraftvollen Bewegung den Manuskriptenhaufen zurück. „Stellen Sie die Tasse hierher! — So!" Wie ein Gebirge lagerten jetzt die dramatischen Papiere umher. Aber auf dem freien Platze in ihrer Mitte erhob sich die Tasse, in die dämmerige Stube hinaufrauchend wie die Kamine am Sommerabend. Es wurde jetzt viel Feines gekocht, in Berlin da unten, bei Hiller und in den sonstigen Eßpaläsien; hier oben aber lebte man von Luft, dem nahen Sonnenschein und einem bißchen Kakao. Als ihr der Literat vorsichtig die Tasse abnahm, blickte er dem Weibchen flüchtig ins Gesicht. Natürlich! Selbst in dieser Dämmerung konnte man es erkennen: sie hatte wieder einmal geweint.

„Sagen Sie doch, Fräulein Reßler," begann er daher gelassen, und rührte, vornehm zurückgelehnt, in seiner Tasse, „ich fürchte, Sie haben mit dem Kakao da noch Auslagen, wie? Ich meine, wir haben vielleicht den Preis für die Tasse zu niedrig gesetzt, wie?"

„O nein!" beruhigte ihn die Alte hastig, die gar nicht wußte, wo er hinaus wollte. „Gar nicht, Herr Sturmegg! Im Gegenteil!"

„Ich meine," hob er von einer anderen Seite an, denn seine zweiundzwanzig Mark lagen ihm schwer in der Tasche, „ich wollte sagen, ich möchte Ihnen gleichsam als Beweis... Sie haben ja da so einen kleinen Schlingel, den Neffen meine ich..."

Sie seufzte. „Er macht mir Sorgen genug."

„Nun ja, aber gönnen Sie sich mal etwas... ich meine, dem Jungen... Sie haben ja nächstens Geburtstag, nicht wahr?"

„Der war schon."

„Oder war schon. Gut... Kurz, ich bin zufällig in besonders guten Verhältnissen..." Jetzt kriegte er mit Geschäftsmiene seinen Geldbeutel hervor, zog genial wie ein Mann, der mit Geld umzugehen weiß, fast gähnend vor gut geheuchelter Ungeniertheit, einen Taler heraus und streckte ihn dem sprachlosen Weiblein hin. „Hier! — Für den Jungen oder für Sie, einerlei... Na, nehmen Sie nur!"

„Nein, aber... bitte, Herr Sturmegg..."

„Machen Sie mir keine Geschichten!" Er wurde fast grob. Und um abzulenken, meinte er: „Nehmen Sie dort meinen Überzieher mit, ich hab' meine Nadeln verlegt, und nähen Sie mir den Knopf an, er steckt in der Tasche."

„Ich danke Ihnen auch recht sehr" — und jetzt kamen die Tränen. „Potz Flieder und Holunder! Wenn ich sie nur wieder draußen hätte!" Er kramte in der Schublade herum nach Schweizerkäse und Brot. Das Fräulein aber stand an der Türe, die abgeblaßte Schürze vor den Augen, schluchzend, unverständliche Dankworte stammelnd. Nichts konnte ihn mehr ärgern! Er sagte nur immer „na ja — na nu also — na ja" bis sie endlich, immer schluchzend, die Türe hinter sich zugemacht hatte.

„Gott sei Dank!" sagte er und ging aufgeregt einige Male durchs Zimmer. Dann blieb er stehen. „Siehst du, Franz, so kriegst du gleich am ersten Tage dein Geld los. Gleich am ersten Tage drei

Mark! Na, die Sache kann ja gut werden, das muß ich sagen! — Bleiben also jämmerliche neunzehn Mark!"

Das notierte er sich gewissenhaft. Dann — hurra! — klappte er sein Notizbuch zu, schob es mit fröhlicher Erwartungsfreude, wie ein Kind, in die Westentasche und machte sich hinter das leckere Abendbrot. Von dem großen, köstlich großen Zwanzig-Pfennig-Laib, den er aus der Schublade genommen, schnitt er eine kräftige Scheibe los — „wir können's uns heute leisten: 19 Mark!" — und wickelte dann mit Energie den Schweizerkäse aus dem knisternden Papiere. „Ei du liebes, glattes Gelb mit den feuchten, glänzenden Augen!" Mit dem Taschenmesser, das er in der Rechten kampflustig bereit hatte, machte er dann vor dem offen daliegenden Schweizer eine schlaue Schüttelbewegung. „Kerl, dich müssen wir jetzt einteilen! Nur nicht in den Tag hineinleben, Franz!... Eins, zwei, drei — und ein halb. Für dreieinhalb Tage reicht's also! Gut. Ein Halb gibt's aber nicht, wenn man 19 Mark in der Tasche hat! Schlagen wir's demnach zur heutigen Portion! — So! Und jetzt das Hauptstück wieder mit Vorsicht eingewickelt; ein unnützes Blatt — ‚Verein Freie Bühne: Die nächste Vorstellung findet' — schon gut! — als Unterlage für das abgeschnittene Stück; dann das braune Labsal, den Kakao, ganz nahe unter die Nase; und dazu so ein kräftiges norddeutsches Roggenbrot — potz Korn und Hafer, nun soll mal unser Kaiser mit mehr Appetit zu Nacht essen!"

* * *

Leser und Leserin haben mir bereits heimlich zugestanden, daß nicht leicht ein moderner Mensch mit mehr Seltsamkeit sein Dasein führen kann, mitten in Sorgen und Unruhe, als unser Sonderling vor seinem Kakao. Und doch gab es eine Zeit, wo dieser junge Mann glühte, kochte vor vulkanischer Himmelsstürmerei. Im ersten Ansturm, meinte der unreife Tor, würde er mit Frühlingsfrische die welken Anschauungen der „Decadence", der Entartung, zum Teufel jagen. Fort damit! Weg von der modernen Bildfläche! Gewesen! Und seine Fahne, die Fahne der großen, stolzen Gesundheit und inneren Freiheit, würde er auf die Trümmer pflanzen, daß sie von da hinausrausche über das gereinigte Deutschland, goldglänzend im neuen Lichte, wallend und winkend im reinen Maiwind: „O Lands-

leute, euer Siegfried ist da! Baldur, euer Lenzgott, ist eingezogen! Unter Sturm und Gewitter kam er an und brach mit Blumenlachen und Sonnenworten den Winter, der über deutschem Geiste lag! O Landsleute, um seine Fahnen schart euch, euer Herzog ist da!"

Nun gut. So ein unverbrauchter Kopf fördert ja allerlei Sturmwind zutage. Aber die Luft über diesem ungeheuren Sumpfe des Berlins vom „Jahrhundert-Ende" drückte ihn bald tief zu Boden. Als er zum ersten Male mit seinem waldfrischen Provinzgemüt anrannte an dieser weltstädtischen Unnatur, da stürmte er in Verzweiflung über das Unbegreifliche, das er in diesen Höhlen und Cafés, Cliquen und Vereinen an „deutschen Dichtern" — deutschen Dichtern! — sah, hinaus in die Sturmnacht des Tiergartens, und, unsinnig vor Empörung, suchte er nach dem einen archimedischen Punkte, von dem aus sich diese Lotterwelt mit einem gewaltigen Ruck auf den Kopf stellen ließe. Aber der archimedische Punkt fand sich nicht. Und nach einigen Wochen ununterbrochener Aufregung legte er sich die Frage vor: „Aber halt! Verdienst nicht du selbst am Ende mit deinen veralteten Anschauungen auf den Kopf gestellt zu werden? Diese Dichter und Kritiker, du alberner Waldmensch, nennst nur du mit deinen unreifen Hinterwäldler-Anschauungen verlottert; in Wirklichkeit sind die Edlen nicht verlumpt, sondern modern! Zum Modernsein gehört nämlich ein interessantes, blasiertes Verlumptsein wie der Dotter zum Ei. Der große Naturalist dort lebt mit seiner Kellnerin und studiert an ihr in wilder Ehe ‚das Weib' — lieber Junge, das ist modern. Der andere dort pumpt einen Kollegen im Café an und lächelt vergnügt: ‚Ich schreibe Ihnen dafür auch eine gute Kritik' — das ist modern, lieber Junge! Der Dritte dort bringt es fertig, drei grundverschiedene Besprechungen über ein und dasselbe Werk zu schreiben, je nach der Tendenz des betreffenden Blattes — das ist modern, guter Junge! Und die alle miteinander, wie sie da beisammen sitzen in ihren Cafés und Vereinen, in ihren Redaktionen und Bierhäusern, ein unerhört philisterhaftes Großstadtdasein verbringend, unberührt von der stolzen Wald- und Bergluft der stolzen Weite — nicht entartet sind sie, nein, mein lieber Junge, nur modern. Stadtklatsch, Weiber, Pikanterien, Geldverdienen, Erfolg haben, ein neues Richtungchen aus-

hecken, Partei und Clique — Herr im Himmel, das ist ihre Welt! Das ist die Welt der Dichter am Ende des neunzehnten Jahrhunderts! Welch ein Abstand von der sittlichen und geistigen Höhe eines Schiller oder Goethe, eines Walther oder Wolfram, eines Shakespeare, Dante, Michelangelo, Äschylos!... Aber Ruhe, mein lieber Junge, das ist nun einmal modern, und wir müssen wohl oder übel mitmachen!"

Er bemühte sich monatelang, „mitzumachen". Es gelang nicht. Vor Überanstrengung wurde er schließlich krank. Denn seine verflucht ernste, fast puritanische Erziehung dort hinten im Wald, ein Brief seines Mütterleins, eine Karte seiner innig geliebten Schwester warf mit einem Ruck wieder über den Haufen, was er sich den Abend über in Schriftstellerkreisen eingepaukt hatte. Eine Art Verfolgungswahn stellte sich ein. Er saß nicht mehr beherrschend vor seinen Papieren; er las diese Modernen, den ganzen S. Fischerschen und W. Friedrichschen Verlag drei- und viermal durch; er schlug von Zolas roman expérimental bis zu den Aufsätzen in „Magazin", „Gesellschaft" und „Freie Bühne" sämtliche naturalistischen Theorien nach, um sich mit ganzer Willenskraft in diesen modernen Geist des nüchternen Materialismus einzuzwängen, der seiner lebendigen Waldnatur so völlig fremd war. Er bekam ein Fieber, wenn er auf einen Gesellschaftsabend sollte; er fühlte sich hier belächelt, dort als unmodern bekrittelt, dort wieder kalt übersehen. Selbst am stillen Arbeitstisch verließ ihn dieser Verfolgungswahn nicht: er dichtete nicht mehr, er polemisierte nur noch.

Endlich brach er zusammen. An einem Karfreitag war es. Er hatte aus alter Gewohnheit den Dom aufgesucht und sich wieder einmal, wie in süßer Kinderzeit, von dem heiligen Ernste des Tages durchschauern lassen. Er hatte da während der Predigt ein seltsam Gesicht: er sah mit seinen überreizten Nerven krankhaft deutlich den Körper des Heilands, wie ihn die Soldaten auf den kreuzweis zusammengenagelten Holzstamm warfen... wie ihm dann einer dieser Fleischerknechte die Faust aufbrach und dem anderen, keuchend vor Eifer, zuschrie: „Jetzt!" Der aber, längst lauernd mit Hammer und Nagel, setzte den Nagel auf, den zuckenden Hammer hoch, und — o mein Gott!

Er wurde unwohl. Er mußte vom Kirchstuhl aufstehen, leichenblaß, von diesem Hammerschlag bis ins Innerste betäubt. Leichenblaß wankte er aus Orgelklang und Chorgesang hinaus in die frische Luft. Eine vollständige Veränderung war mit diesem ernüchterten Idealisten vorgegangen; ein geradezu körperlicher Menschenhaß stieg in ihm auf. Dieser Hammerschlag, Gott im Himmel, dieser Hammerschlag! Und jener Gottessohn, den sie dort unter den blutigen Händen hatten wie ein... „O mein Gott!" Er preßte sich die Schläfen vor Entsetzen über diesen grellen Einblick in das Weltgetriebe. „Das ist seit Urvater Noah die Gattung Mensch! Das die göttliche Spezies, die sich sträubt, mit dem harmlosen Affen etwas gemein zu haben! O kommt mir nur!" Er starrte mit einem nahezu geisteskranken Blick den Leuten Unter den Linden in die Augen. Die Hände hatte er in den Überziehertaschen geballt, die Finger in das Futtertuch eingekrallt; seine Augen brannten von vielen Nachtwachen; und in einem fort, krampfhaft unwillkürlich, fuhr ihm das Wort heraus: „Tiere!" „Ja, Tiere! ihr alle da! Die paar Ausnahmen, die sich in der Tat über diese Welt hinaus entwickelt haben, werden ans Kreuz geschlagen oder als Schurken, Narren, Originale in ihrer Einsamkeit zu Tode gehungert, falls sie euch nicht zuvorkommen und euch als eure Eroberer niederzwingen!... O wieviel, wieviel Scheiterhaufen, wieviel Bosheiten, Dummheiten und Ungerechtigkeiten, du Erdball, rauchten deine Schollen schwarz!... Und dann kommen sie nachher, die Mörder, und bauen dem Gemordeten Denkmäler, gotische und romanische Dome! und lehren ihre Kinder zum Gekreuzigten beten — und käme er heute wieder, sie würden den abermals Verkannten aufs neue kreuzigen! — Ruhig, Franz! Tiere! Sie wissen nicht, was sie tun!"

Die Sache war für ihn abgetan. Er las nun Darwin und Haeckel und schwieg. Aber die alte Romantik, die heilige Glut da drinnen, wollte nicht zur Ruhe kommen. Wie ferne, hinreißend süße Musik in einer weichen Sommernacht, wie ein Fieber, das kein Arzt dieser Welt stillen kann, summte das alte Lied da drinnen, pochte, summte — bis er krank lag. „O mein Gott, nun muß ich sterben. Nun gehe ich unter — ohne Tat, ohne Frucht, ohne gewirkt, gelebt, geschaffen zu haben!" Nach sechs Wochen schwerer Krankheit war er ausge-

brannt; dürr, leer und müde kehrte er in sein Stübchen zurück. Er war ein Mondberg, um dessen grellen Kegel kein bißchen Vegetation oder Atmosphäre mehr zu finden ist. Seine Tagebücher aus dieser traurigen Zeit, ordnungslose Blätter, auf denen er sich das Herz leicht schrieb, sind ein Beweis von diesem ergreifenden Seelenzustand.

* * *

„Was ist all euer ‚Idealismus', den mir mein Vater eingeprägt, dem ich anhing von Kind an? — Ausgeburt kranker Gehirne. Eure Genien, die ihr in den Himmel erhebt, Shakespeare, Kant, Schiller, Goethe, Homer und alle Heiligen eurer Kirche — Erde! Erzeugnisse dieses triebkräftigen Planeten. Infolge überfüllter Gehirne zum Entlasten gezwungen in Form wertlosen Spintisierens; und die große Tiermenge um sie herum ließ sich von diesen Narren, wie sie Lombroso mit Recht nennt, verblüffen und läuft den Geisteskranken nach... Nun, wir Naturalisten machen nicht mehr mit. Uns ist Shakespeare genau so interessant oder uninteressant wie der Straßenkehrer da unten oder die Fliege an der Wand. Er ist ja auch nichts Besseres, er ist ja genau derselbe Stoff wie diese. Nein, wir machen nicht mehr mit. Wer sein Gehirn, dies rundliche Klümpchen Erde, zu ‚Idealismus' und ‚Dichtertaten' anstrengt, steckt in den Triebkräften der Erde drin und macht mit, so gut wie die Herde da unten... Ich aber will frei sein!

„So werd' ich denn den Mut fassen, ich, Franz Sturmegg, der ganzen menschlichen Gesellschaft zum Trotze, frei zu sein! Rücksichtslos! Ich faulenze hier oben in meiner Dachkammer, nehme kein Amt an, glaube nichts, liebe nichts, fürchte nichts, hoffe nichts — und arbeite nur so viel, als ich zum Essen und Trinken brauche... wie ein Rettich oder ein Waldpilz oder das einzige Genie Diogenes ganz gemächlich auf diesem Planeten liegend, mit ihm herumfliegend, sieben Jahrzehnte lang oder, wenn's hoch kommt, acht... Dann wuchern wir in Gottes Namen als Kirchhofgras weiter — —

„Gesellschaften? — Ich hasse sie. Es ist mir unmöglich, Redensarten zu machen! Die Nerven, die man zu solcher Verlogenheit braucht, sind bei mir abgenutzt, aufgebraucht, fort!... Da steh' ich, grell und nüchtern wie ein Pleinairbild, elektrische Beleuchtung um

mich her nach langem religiösem und metaphysischem Halbdunkel... Und käme selbst die ‚schöne' Helena, die noch den Narren Faust foppte — ein Klümpchen Erde! Und Gretchen — ein medizinisches Objekt! — — —

„Oh, was hat man uns getäuscht! Oh, Freunde, meine Freunde, was hat man uns in unserer Jugend getäuscht! Erst mit Ammenmärchen vom schönen, wilden Wald, nicht wahr, voll Elfen und Sagen; mit geflügelten Englein und einem Himmel voll Zuckerbroten; und mitten darin jener langbärtige, herzensgute Mann mit dem einzigen Sohne, der so viele Wunder tat und am Kreuze starb, aus Liebe zu uns; mit den schönen Bilderbüchern von guten Menschen — der böse wurde immer geduckt — und Gedichtlein von lauter herzigen, lieben, lieben Jungfrauen!... O seht, wenn's im Gymnasium zum Verzweifeln war, hab' ich mein Hirn und meine Bibliothek mit diesen tröstlichen Lügen gefüllt und hab' mich gefreut wie ein Kind auf die Wanderjahre, wo ich die ganze schöne Welt absuchen dürfe nach jenem Wunderbaren, das mit flammender Sehnsucht in meinem Herzen glühte!

„Und als man mir nun mit heiligem Pastorenernste beibrachte, daß die Poesie eitel schöner Schein sei, dagegen die Religion — ich ließ den Mann gar nicht ausreden, ich verbrannte vor seinen Augen meine lieben, dicken, romantischen Jugendwerke und schlief nicht eine ganze Winternacht lang vor Seligkeit, nun endlich das einzig Große auf dieser Welt, den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht gefunden zu haben. Und dann mit Aszetenglut hinein in die Theologie! In die Theologie!...

„Heut' bin ich kalt wie Eis. Ausgebrannt. Wenn ich am Dom vorüberkomme und sehe die Gehröcke und Toiletten in das feierliche Bauwerk eilen — ich lache, lache, so laut mir's meine mageren Rippen gestatten! Und verirre ich mich in eine eurer literarischen Gesellschaften, wo sich ein gewähltes Publikum..., ‚gewähltes Publikum'!... von gediegenen Kräften... ‚gediegenen Kräften'!... künstlich hinaufidealisieren läßt in eine ästhetische Welt des Dunstes — hinausgehen muß ich, damit mir nicht vor all den feinen Damen übel wird!...

„‚Eins ist not'... Dies Wort hat mich furchtbar zum Narren

gehalten! Wenn ich euch sagen würde, welch ein unglaublicher Tor ich war, Tag für Tag nach dem ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht zu jagen! Durch alle Bücher und Bibliotheken hindurch! Alle Frauenaugen danach fragend! Meinen Eltern weh zu tun, meinen sämtlichen Wohltätern! Meine Jugendgeliebte, weil sie für meine Phantasterei zu dumm war, von mir zu jagen... O mein Herrgott da droben, du weißt alle Dinge auf dieser Welt, du weißt auch, daß ich dich ja suchte und liebte, als ich das tat, dich allein — — ja so! einen Herrgott gibt's ja nicht mehr"...

* * *

Das waren die trostlosen Blätter, die Sturmegg am dritten Abend nach jener Unterhaltung mit Fräulein Neßler wieder einmal überflog. „Sag' einmal," fragte er sich verwundert, „es gab also eine Zeit, wo du wirklich solchen aufgeregten Unsinn zusammenschriebst? — Unglaublich!" Und kopfschüttelnd legte er die Blätter wieder in die Lade und schaute von seinem einsamen Leuchtturm aus bedächtig über das Dächergewirr Berlins, wo jetzt die unzähligen Rauchwölkchen der abendlichen Kamine so friedlich in den klaren Himmel hinaufdunsteten. Zwei Tage lang hatte er gearbeitet und nur über Mittag einige Stunden sein Stübchen gelüftet. Seine 19 Mark lagen noch unversehrt in der Westentasche. Jetzt war er müde. Die Arbeit war ihm frisch und kräftig aus der Feder geflossen — „drum, Franz, mußt du heut' abend einmal mit Schwung und Kraft über die Stränge schlagen! Verstanden?!"

Gut. Zuvor aber sah er nachdenklich die Blumentöpfe des gegenüberliegenden Fensters an. „Soll ich in die ‚Hütte' wandern? — Hm, aber da treff' ich Schriftsteller und kriege über Strindberg, Ibsen, Garborg, Zola, Maupassant, Bourget, Tolstoi und sämtliche andere deutschen Dichter der wichtigen Gegenwart vorgepaukt. Oder ‚Siechen'? — 30 Pfennige das Seidel ist zu viel für einen deutschen Dichter. Halt, da ist ja der Franziskaner! Das könnten wir uns allenfalls leisten!... Auf alle Fälle aber — hinaus! Vorsichtshalber nahm er sein Zehnmarkstück heraus und versteckte es als Reservefonds in der untersten Ecke des Schrankes, mit drei Bänden von Pierers Konversationslexikon beschwert. So! Mit allen übrigen 9 Mark — „es ist immer besser, wenn man was

Tüchtiges in der Tasche hat, man fühlt sich mehr als Mann!" — mit den übrigen 9 Mark machte er sich auf die Wanderschaft, um, wie verheißen, „einmal mit Schwung und Kraft über die Stränge zu schlagen".

„Halt, junger Mann, zuvor aber wird Gewand und Schuh in Ordnung gebracht!" Eine frisch-fröhliche Aufregung überkam ihn. Die Lade auf, nach Schlips und dem abgetragenen — ach was, es ist ja Nacht! — Papierkragen gewühlt! Dann den einen Filzschuh, klitsch! in diese Ecke, den anderen, klatsch! in die andere, und nun höchst liebevoll, höchst zuvorkommend den überaus rücksichtsvoll behandelten guten Rock aus dem Schranke. „Gut! Jetzt kommen die Stiefel an die Reihe!" ... Oha! da überraschte ihn eine verdrießliche Entdeckung: die Absätze, besonders der rechte, waren etwas krummgetreten, ziemlich krumm, außerordentlich krumm! Er blieb ein Weilchen bekümmert auf dem Sofa sitzen, den rechten Stiefel in der Hand, sorgenvoll überlegend. „Wenn ich denn doch einmal gerade in guten Verhältnissen bin, könnt' ich sie ja sohlen lassen. Hm? Wer weiß, nachher, wenn sie ganz durch sind, kostet die Ausbesserung das Doppelte ... ja, ja, ja, die muß ich augenblicklich zum Schuster schicken!" Aber dann mußte ja der Spaziergang heut' abend ausfallen, denn er besaß nur dies eine Paar. Nicht um alles in der Welt! Auf diesen Ferienabend freute er sich ja wie ein Kind! „Ach was, Schuhe, hört mal: euch werd' ich so sachte, so kunstvoll sachte, so geradezu raffiniert sachte durch dieses Berlin tragen ... Hm, alle Wetter, es geht doch nicht! Der Absatz fällt ab." Er tupfte höchst verdrießlich an der zerlotterten Sohle herum. „Könnte ich nicht am Ende selbst —?" Das war ein Gedanke! Er rannte nach dem Schreibtisch, Lade auf, Nägel heraus, spitze, gelbe, großartige Nägelchen, die er zum Annageln der Bilder und Karten gebraucht hatte; dann den eisernen Stiefelzieher unter dem Bett hervor, vorsichtig den guten Rock wieder aus — und plötzlich saß der Dichter mit gekreuzten Beinen auf dem Teppich und schusterte seine Stiefel. Der Absatz war bald mit niedlichen Goldpünktchen übersäet. Da ihm das am rechten Stiefel so vorzüglich geglückt war, nahm er auch den linken vor. Schweißtriefend erhob er sich nach einer Viertelstunde, rieb sich das ein-

geschlafene Bein und schlüpfte mit einer ungewöhnlichen Befriedigung in das verjüngte Schuhwerk. „Was sagt ihr nun, Kinder?! Eigene Arbeit!" Jetzt wußte man doch, was man unter sich hatte! In äußerst gehobener Gemütsverfassung kletterte er daher seine vier Treppen hinunter.

* * *

Hier unten summte die alltägliche Welt, die Berliner Gesellschaft, die den Dichter da oben sitzen ließ, verachtet und mit dem Hunger kämpfend, jahraus und jahrein. Er mußte sich daher besinnen, ehe er auf die Straße trat, was man wohl eigentlich für ein Gesicht mache da draußen. Jedenfalls so etwas Gemessenes, Steifes, Reserviertes ... Er bemühte sich, das entsprechende Weltstadtgesicht fertigzubringen, und trat keck hinaus.

Den grauen Filz anständig auf dem Kopfe, die gelben Handschuhe anständig in der Linken — er zog sie aus Sparsamkeit niemals an —, den Olivenstock in der Rechten, in anständiger Kopfhaltung, ganz so, wie er andere Leute seines Alters gehen sah, so sah man nun einen ungewöhnlichen Menschen durch das gewöhnliche Gewimmel Berlins schreiten. Eine staubige Abendschwüle drückte ihm die Brust. Das Geschiebe dieser immer vorhandenen Menge, als brächten die Berliner Tag und Nacht auf der Straße zu, ging nur schwerfällig und abendlich matt durcheinander. Sie machten eine Pause im gegenseitigen Kampf ums Dasein, sie taten sich in diesem Augenblicke nichts. Aus den offenen Fenstern der Kellerkneipen schlug ihm ein unerträglicher Duft in die Nase, ein Gemisch von Bier-, Tabaks- und Speisegerüchen. Mitten darin die Kraftwalzer der hageren Klavierspieler ... „O du liederliche, saft- und kraftlose, abgehetzte Großstadtwelt!" Und diese Ausdünstung des Werktages, die wie ein fauler Nebel am Boden liegen bleibt, diese abgenützte Luft, die drei Millionen Lungen füttern soll! Nur wie verweinte Augen blicken die Laternen durch die dicke Lufthülle...

Er faltete finster die Brauen, zwängte die Fäuste in die Taschen, so daß der Olivenknüttel drohend in die Höhe ragte, und kehrte seine Stacheln hervor. So schritt er weiter in seiner ärmlichen Kleidung, völlig fremd, völlig ablehnend, eine Welt für sich, durch dieses gutgekleidete Gewimmel der deutschen Reichshauptstadt.

Ecke der Karlstraße, Zigarrenladen ... „Hm. Nun hat man so lange dies Kraut entbehrt ... Wie wär's, wenn wir Dunst mit Dunst, Belial mit Beelzebub austrieben? ... Aber 19 Mark und erst am zweiten Akt — geht nicht!" Er gestattete sich den kleinen Genuß nicht.

Weidendammer Brücke ... Von dieser Höhe aus tut sich nun die Lichterfülle der Friedrichstraße auf. Unter dem Stadtbahnbogen hindurch, wie ein Tunnel, bohrt sich diese Riesenstraße mitten durch das Backsteingemäuer der Berliner Häusermasse. Eine unendliche Punktreihe Laternen macht dort die Nacht hell, eine nie versiegende Menschenmasse flutet an den vielen hellen Punkten vorüber, herauf nach dem Wedding, hinab nach dem Belle-Alliance-Platz. Das ist ein unaufhörliches Summen, Rasseln der Wagen, Surren der Gummiräder, Dröhnen und Klingeln, zu einem einzigen Tone zusammenfließend, dem Leitmotiv der Weltstadt.

Die Berliner in Zylindern oder zerdrückten Filzen, je nachdem sie Glück, Geschicklichkeit oder Gewissenhaftigkeit im allgemeinen Wettbewerb bedacht hatte, schlenderten ihren Sommernachtstrieben nach. Die Menschen mit den zerknitterten Filzen in dunstige Weißbierlokale, die Herren in den Zylindern in das Parkett der Theater oder in Klubs, Cafés und weniger lobenswerte Vergnügungshäuser. Meist zu zweien. Ach, diese reizenden Sommernachtstoiletten der Damen! Dieses schmachtende Wesen, das an warmen Abenden das andere Geschlecht so lieb und zutraulich macht, so wunderlieb, wenn sie dem Begleiter fast laut seufzend vor Liebessehnsucht und mit diesen verzehrenden Blicken so innig im Arme hangen, sich in einlullendem Takte dahintragen lassen durch das völlig unbeachtete Gewimmel! ... „Die Glücklichen!" seufzte der Einsame. Und dann dieses gefährliche Zittern widerstandsschlaffer Nerven! Die viele Körperwärme, die in einer solchen Weltstadt ausströmt, die angesammelte Tageshitze, die jetzt vom Asphalt und allen Wänden widerstrahlt und die feste Sitte verwirrt! dieser Lärm, der das Gewissen betäubt! ... „Alles, alles läuft seinen Genüssen nach — ha, lieber Gott du im Himmel da oben, darf sich denn ein deutscher Dichter nicht auch etwas gönnen?!" Da oben, Bahnhof Friedrichstraße, pfiffen die Züge; dort kamen die

Menschen an und fuhren wieder davon, aus der weiten Welt in die weite Welt, übers norddeutsche Flachland, über die feierliche Mondstille der märkischen Nacht, weit hinaus nach Italien, weit hinaus über den Ozean nach fernen Ländern! ... Herren sah er da, die fuhren immer erster Klasse, um die ganze Welt herum, wenn's sein mußte! denn sie hatten das Geld dazu, sie konnten sich ausbilden, sie konnten sehen, handeln, erleben, diesen Planeten durchforschen bis an den Rand der Welt, wie Byron am Ozean, in die ungeheure Nacht des Alls ... Er aber, der übersehene Dichter, mußte Tag für Tag mit seiner weichen Seele auf einer Dachkammer hocken, verkümmernd in dieser eindruckslosen Öde! neben dem Küchengeruch seiner verschrumpften Alten! körperlich und geistig erdrückt von Geldsorgen, von hundsgemeinen Geldsorgen! ...

Es fehlte nicht viel, so hätte der Gequälte laut hinausgeweint. Aber da rutschte er in seinem wütenden Weiterschreiten aus. Und holla — da fielen ihm die selbstgeschusterten Stiefel ein! „Franz, dies Ersparnis mußt du wettmachen! Hurra! auf das hin aber Hals über Kopf hinein ins Leben!" Seelenvergnügt, daß er seinem Gewissen mit so viel Ersparnis den Mund stopfen konnte, stürzte auch er seinem Genusse nach: er trat in den nächsten Zigarrenladen und erstand sich für 20 Pfennige Zigarren. „So, Kinder! jetzt ist die Welt harmonisch!"

* * *

Beim Weitergehen suchte er sein Gewissen niederzuschwatzen. „Sieh mal, mein lieber Franz," erörterte er höchst diplomatisch, „du mußt nicht kleingläubig sein! Der liebe Gott läßt ja so viele feiste Kerls hier auf den Straßen herumlaufen, der kann doch sicherlich auch so einen Knirps wie dich füttern! Oder meinst du nicht?" Und er blies mit gläubigem Gemüte den Zigarrenrauch zu den goldenen Sternen hinauf, verständnisinnig, wie ein Verwandter, zu diesen vielen Lichtpunkten hinaufblinzelnd, diesen gewaltigen Orionen und Sonnen des Weltalls ... „O ihr großen Sterne, die ihr über dieser Berliner Welt schwebt wie ein Trost aus einer anderen Welt! Dort das Ypsilon des Bootes, da oben Vega, Atair, dort der funkelnde Rigel im Orion, der Fixsternkoloß, dessen Glut uns auf zwanzig Millionen Meilen weit zerschmelzen würde,

der mehr als dreißig Millionen mal so weit von uns entfernt ist als unsere Sonne! ... O ihr Inseln der Seligen, zu denen kein Boot führt! ... Und dann wieder das winzige Gekrabbel da in den Berliner Straßen! Diese feierlichen Zylinder, Toiletten, Monokel, Gigerl, Studentenmützen und geschminkten Damen, diese unendlich nichtigen Käfer, diese bejammernswerten Würmer, diese Maden und Knirpse — pah, kleiner Kerl, du wirst wieder einmal bissig."

Da war der Steinitzsche Buchladen ... Fast hätte ihn seine alte Gewohnheit verleitet, vor dem Schaufenster stehen zu bleiben. Aber er besann sich zu rechter Zeit. „Was geht denn mich die ‚deutsche' Literatur an?" Und er ging vorüber. Litfaßsäule! „Theater? — ‚Fall Clemenceau' — pfui! ‚Francillon' — hol' dich der Geier! ‚Hüttenbesitzer' — ei pfui! ‚Wintermärchen' — gern, lieber Shakespeare, gern! Aber ich hab' ja kein Geld! Fuldas ‚Sklavin' — na!" Er machte, daß er weiterkam. „Wenn ich doch nur einmal einen Mann fände, einen Helden von Leidenschaft und Empfindung unter diesen Berliner Literaten! Donnerwetter ja, Deutsche, seid doch etwas! Lebt doch nach eurer Natur, schroff und stolz und eigensinnig! Und wenn euch die Zeit nicht aufkommen läßt, so sperrt euch in eure Dachkammer ein, beißt die Zähne zusammen und hungert! Es muß Frühling werden — und wenn auch nur in euch selbst, ihr Einzelnen und Einsamen! Aber Waschlappen sollt ihr nicht werden! ... Pah, da regt sich wieder einer unnütz auf, und der heißt Franz Sturmegg." Er dachte an seine Stiefel und lächelte. „Wartet nur, Kinder, künftig spar' ich mir auch den Schneider! Warum soll ein braver Dichter nicht auch zum Hosenflicken Talent haben?! Wie sagt Carlyle? Ein Held ist immer und in jeder Form ein Held, ob als Feldherr, Reformator, Dichter oder Prophet! Also! — Und wenn meine Schuhe vollends durch sind, so sohl' ich sie mit meinem Abziehriemen! Mein Rasierzeug ist ja doch überflüssig, denn ich lass' mir schlau genug den Bart stehen und prelle so den Friseur um wöchentlich zwei Groschen! Sehr gut!" Die Zigarre duftete großartig; man konnte sich, wie in eine Tarnkappe, in fortwährende blaue Rauchwolken hüllen, mitten in diesem langsamen Gedränge, in welchem nun der Dichter

dahinschwamm wie Kolumbus durchs Weltmeer, wie ein fahrender Sänger durch die Wildnis. „Ein Stückchen Erde bin ich ja doch auch, so gut wie ihr vornehmen Damen und Herren um mich herum! so gut wie du dort in der Karosse! Fahr zu, Narr, am Kirchhof hol' ich dich ein!" ...

Ja, die Menschen, diese böse Spezies Mensch, sie gab ihm noch vieles zu denken. Da lag zum Beispiel ein Krüppel in einer Hausnische jenseits des „Café National" und bot Streichhölzer aus. Ein ungemein erbarmungswürdiges Geschöpf! Aber die Berliner gingen gelassen vorüber! Was ging sie der Krüppel an? ... Der Dachkammersohn stellte sich in der Nähe an ein Schaufenster, um zu beachten, wie viele eigentlich seinen Kollegen bemerken würden. Er stand eine Weile. Keiner. Es fiel ihm ein, mit der Uhr in der Hand seine Beobachtungen fortzusetzen. Er stand nochmals fünf Minuten, kein Mensch sah den verkrüppelten Schurken. Natürlich mußte er da selber beispringen. Er öffnete, mit der Hand in der Hosentasche tastend, sein Portemonnaie, zwängte ein Geldstück heraus und ließ es beim Vorübergehen dem Krüppel in die Hand gleiten. Dann ging er mit möglichst unschuldigem Gesicht weiter, beinahe mit einem bösen Gewissen. Er fürchtete, einer dieser feingekleideten Herren könnte sein Mitleid bemerkt haben und ihn am Ende auslachen wegen dieser bauernhaften Gemütsregung. Noch unter dem Eindrucke dieser Verlegenheit, mit etwas warmem Kopfe, betrat er ein Restaurant.

Da hatte er's: Sedlmayr zu 30! „Einen Schnitt, bitte." Er saß vor seinem Schnitt, rauchte und besah sich mit Behagen die bärtigen Bureaukraten- und Biergesichter seiner preußischen Stammesbrüder. Es war ihm alles immer wieder neu. Neben ihm erzählte man sonderbare Geschichten; er drückte sich zwischen die Überzieher und hörte zu. Dazwischen trank er und rauchte und trank, ungeheuer leichtsinnig!

Plötzlich fiel ihm der Krüppel ein! Er fuhr jäh in die Tasche und zählte nach: ein Zweimarkstück hatte er dem Unglücksmenschen gegeben! Alle Wetter! Dazu zwei Seidel und einen Schnitt, macht nahezu drei Mark! „Generaldonner — nun aber" ... Er war leichenblaß geworden vor Schrecken. „Nun aber an mein Drama

wie . . . wie . . .“ Kein Vergleich war ihm stark genug. Er zahlte, riß den Hut vom Nagel und rannte davon wie der Nachtwind! die Friedrichstraße hinauf, die Karlstraße hinein, vier Treppen hinauf und schweißtriefend vor den Schreibtisch! Um zwei Uhr morgens warf er noch immer Kraftsätze auf das Papier.

* * *

Der andere Morgen brachte eine Einladung. „Herr und Frau Geheimrat Weber geben sich die Ehre“ . . . „Ei der Kuckuck, und meine Glacéhandschuhe sind zerrissen! Selbstverständlich bin ich verhindert! selbstverständlich bin ich krank! selbstverständlich bin ich bettlägerig, todkrank und kann durchaus nicht aus der Stube!“ Aber halt! am Ende war Fräulein Darnberg da, diese ruhvolle Schönheit mit dem blonden Haarkranz, die ihn letzthin bei Professors so mächtig gefesselt hatte — „ah! das könnte ja wieder ein herrlicher Abend werden! Ich **muß** hin!“

Aber ein Blick auf sein Zimmer ließ ihn wieder zusammenknicken. „Ich und die Liebe! . . . ich und die Liebe!“ . . . Und er legte einen Absagebogen zurecht. Zunächst aber betrieb er die „Zerstörung Jerusalems“ weiter, schrieb, ging hin und her, preßte finster die Lippen, jagte Römer ins Gefecht, schrieb. Und am Mittag, als er in anderer Stimmung den Bogen auf dem Tisch liegen sah — nahm er dankend an. „Macht also 1,50 Mark für neue Glacéhandschuhe.“ Die Mittagssonne lag grell über allen Dächern; das Gold der Siegessäule ging unter in dem glänzenden Weißlicht des Tages; die Stadtbahn rauchte und pustete vorüber. „Ja, ihr Berliner da unten mit euren Geldsäcken . . . ihr habt gut lachen.“ Die 1,50 Mark taten ihm mehr weh als die 2 Mark, die er dem Krüppel geschenkt, und als der Taler, den er an sein verwittertes Fräulein weggegeben hatte.

Sonnenlicht füllte die Stube. Die Karten und Bilder, welche die Tapete vom Fußboden bis fast zur niedrigen Decke verbargen, waren voll beleuchtet. Da hingen Bilder aus seiner engeren Heimat, da hing eine Karte von Deutschland, von Europa, von Deutsch-Ostafrika und eine Menge farbiger Völkertypen aus aller Herren Ländern; dazwischen wieder Photographien alter Meister, Landschaften in Holzschnitt und Aquarelle, mitten darin ein großes Öl-

bild des Kaisers. Auf dem Schranke stand eine Büste Bismarcks; daneben ein Totenkopf. An der Türe eine anatomische Abbildung des menschlichen Körpers, voll feiner blauer Adern und Venen. Und an der schrägen Wand (Dach) neben dem Fenster hing ein Plan von Berlin und Umgebung. Die Bücher hatte er in den Fächern des Schreibtisches untergebracht oder, hoch aufgestapelt, oben drüber. Da lag Shakespeare, das spanische Theater, griechische Tragiker, Droste-Hülshoff, Kleist, Grabbe, Hebbel, Goethes Faust, Burns, Des Knaben Wunderhorn, Stifter und eine Menge deutscher Sagen- und Märchenbücher; etliche Literaturgeschichten; dahinter, wo schon die Unordnung anfing, Schiller, Uhland, Geibel, Klopstock, Lenau; darüber allerlei Reclambändchen. Unten, in den Fächern des aufgeklappten Schreibtisches, lag eine Bibel, das Nibelungenlied, Gudrun, Darwins Entstehung der Arten usw. Einiges von Bleibtreu, Hauptmann, Hart und anderen Neueren, einige Bände Nietzsche, einiges auch von Ibsen, das Rembrandtbuch („Rembrandt als Erzieher") und ein Zola. Neben dem Papierkorb waren Beckers Weltgeschichte und zahlreiche andere geschichtliche Werke aufgetürmt. Das Tischchen vor dem Sofa war zwei Dezimeter hoch mit kunterbunten Zeitschriften, Zeitungen, Broschüren und Rezensionsexemplaren bedeckt. Dahinter stand das schwarzlederne, leider vielfach aufgerissene Sofa; und zwischen das Sofa und das schräge Dach — wo ein Christuskopf von Guido Reni hing — drängte sich die eiserne Bettlade. Ein überfülltes Zimmerchen, von der vielen Sonnenglut dunstig und ausgedörrt, Armlichkeitsduft überall, die Luft dick voll Sonnenstäubchen! „Na, die Gedanken werden wenigstens reif hier oben", dachte Sturmegg. „Die Sonne sorgt dafür!"

Er saß in Hemdärmeln am Schreibtisch und beantwortete in gebildetem Satzbau den Einladebrief des Herrn Geheimrats.

* * *

Das wurde ein fürchterlicher Abend! Fräulein Darnberg war nicht da. Ein Kommerzienratstöchterchen in rotem Jäckchen und weißgeblümtem Rock, mit gewandtem Zungenwerk und koketten Augen, sollte er mit seinen Dachkammer-Anschauungen unterhalten. Rechts von ihr saß ein hübscher Leutnant. Natürlich war der aus-

gehungerte Witz des stillen Literaten von der lauten, rotwangigen Leutnantsweisheit im Augenblick totgemacht; die Uniform beherrschte die Ecke. Die Kommerzienratstochter sah ihren Tischherrn kaum an; höchstens ein herumgeworfenes beleidigendes „Wie?" Und einmal: „Sie dichten ja auch dramatische Sachen. Sind Sie schon aufgeführt, wenn ich fragen darf?" Der unberühmte und unaufgeführte Dichter sagte schließlich kein Wort mehr. Er spielte mit dem Messerstühlchen, las die Etikette der Weinflasche Château du Breuil, Bordeaux, ganz vereinsamt inmitten dieser laut redenden, laut lachenden Gesellschaft. Dann und wann sah er, um nicht aufzufallen, gleichfalls nach dem Leutnant hinüber und lachte mit. Aber ein knirschendes Weinen war ihm näher. Er hätte sich jetzt, wo er so unbeachtet dasaß, einmal gründlich sattessen können. Aber er wußte kaum das Bißchen, was er sich auf den Teller genommen hatte, hinunterzuwürgen.

Nach Tisch nahm sich eine sehr liebenswürdige alte Dame seiner an. Sie kannte seine Heimat. Es traf sich sogar, daß sie mit mehreren auch ihm bekannten Familien befreundet war. Das Herz ging ihm auf, so viel Freundlichkeit gegenüber. Fast eine halbe Stunde stand er in der lebhaftesten Unterhaltung bei ihr am Sofa. Beim Weggehen küßte er ihr die Hand, ungemein zärtlich, geradezu mit Inbrunst. „Die Menschen sind ja doch herzensgut, so gut! Munter, lieber Sturmegg! Frisch auf! Kopf hoch!"

Er war wieder mit der ganzen Welt versöhnt. Aber nachher, als die jüngeren Leute Pfänderspiele mit Handküssen und derlei galantem Unsinn anfingen, wurde er wieder finster. Damit wußte er nichts anzufangen. Wie die Seele eines Abgeschiedenen saß er in seiner Sofaecke und sah dem Treiben dieser fröhlichen Welt zu.

* * *

„Sie sehen so schlecht aus, Herr Sturmegg", lispelte Fräulein Reßler am anderen Morgen, als sie ihn bleich und kraftlos auf die „Zerstörung Jerusalems" starren sah. Er konnte es nicht leiden, wenn man ihn bemitleidete. „Ich habe mir den Magen verdorben", knurrte er und sah zum Fenster hinaus. Arbeiten konnte er nicht, zum Glück aber auch nicht essen. „Eine Mark gespart. Dafür kauf' ich mir ein bißchen Milch und Brot." Fräulein Reßler besorgte ihm

das. Die gute Alte seufzte aus tiefster Seele, blieb an der Türe stehen, nestelte an der Schürze herum und hätte ihrem lieben Mieter herzlich gerne geholfen. „Ich hab's schon immer gesagt: Herr Sturmegg arbeiten zu viel, das verträgt ja die stärkste Natur nicht!" Er wurde verdrießlich, „wird sich schon geben", stieß den Stuhl herum und drehte ihr den Rücken zu. Betrübt schlich das kleine Fräulein hinaus.

In der großen Mittagsstille, in der nun der Einsiedler wie in einem Sonnenbade saß, zog eine tiefe Schwermut in seinen matten Körper ein. „Wozu bin ich denn eigentlich auf dieser Welt?" Er überdachte, schmerzlich den Kopf in die Hand gestützt, sein verlassenes Dasein. „Gymnasiast, Student und Literat, das sind meine Entwickelungsstufen. Ein verbummelter Mensch bin ich, eine namenlose Existenz ... Einst als Knabe die Hoffnung meines Vaters und vieler anderen ... Und der alte brave Bauersmann hat sich den letzten Pfennig am Munde abgehungert — daher kann ich so gut hungern: Vererbung! — um seinen Sohn etwas Ordentliches werden zu lassen ... Er ist darüber gestorben, er hat zu wenig gegessen ... Und die vielen Pastoren, Professoren und Verwandten, die alle so große Hoffnung auf mich gesetzt haben, mich zu einem tüchtigen Bürger im neuen Deutschen Reiche zu machen ... sie haben mich alle verloren ... ‚Gott helfe dem verkommenen Menschen!' sagten sie. Nur mein Mütterchen, das sitzt noch daheim und strickt mir Strümpfe und schickt mir Wäsche und Äpfel und Trauben und hofft, hofft, hofft" ...

Plötzlich schossen ihm die Tränen in die Augen. Er stand auf und schlich das Stübchen auf und ab. Er sah nichts mehr vor Tränen. Mit dem Taschentuche, das auf dem Tische lag, trocknete er sich die Augen und versuchte, in einer Art Scham vor sich selbst, energisch zu blicken. Aber es gelang ihm bei seiner großen Mattigkeit nicht. Er setzte sich auf das Sofa, legte die Arme auf die vielen Zeitschriften des Tischchens und weinte.

* * *

Am anderen Tage beschloß er, zu arbeiten wie nie zuvor. „Wie ein Zuchthaussträfling will ich arbeiten, und fasten will ich wie ein Karmeliter!" An diesem frischen Sommermorgen, wenn der Früh-

wind allen Rauch der Berliner Nacht verwehte, so daß der Himmel in edler Morgenklarheit in sein Dichterzimmer schaute, an diesem frischen Morgen schoß sein Bleistift in wunderbarer Tatkraft über das Papier. Er hatte ein ungeheures Lebenswerk vor, eine noch gar nicht übersehbare Reihe von Prosastücken, Lyrik und Dramen: Bilder aus der Weltgeschichte, aus den Vorgängen der Gegenwart, aus der Seelenfülle des Einzelmenschen, besonders des Deutschen, eine poetische Geschichte der Menschheit und besonders seines deutschen Volkes, zum Greifen deutlich, jedem Bürger verständlich in seiner frischen unmittelbaren Sprechweise — eine Weltanschauung in künstlerischen Formen! „Wie die Großen der alten Zeit, als die Dome aus der Erde wuchsen, wie Michelangelo und Phidias und Äschylos!" ... Einstweilen schrieb er eine Vorübung: „Die Zerstörung Jerusalems". Die Gehirnerstarrung der fanatischen Israeliten, die sich in ihr Gesetz einnisteten, nur mitsamt dem Gesetz, mitsamt dem Tempel und der überfüllten Hauptstadt verbrennbar; das feste Soldatentum des Prinzen Titus mit der nüchternen Weltanschauung und dem strammen Drill der Römer; die erhabenen ersten Christen, innerlich frei von allen Satzungen jener entarteten Zeit, mit dem unirdischen Friedensblick des Heilandes, der über all diese Geschehnisse hinschaute wie von einem anderen Sterne aus ... Und dahinter, als Leitmotiv und gewaltige Grundstimmung des Dramas: die entsetzlichste aller weltgeschichtlichen Katastrophen, dieser niederdröhnende, ächzende, rauchende Menschenknäuel Jerusalem! „Ha, wartet nur, ihr leichten, ihr seichten Modernen da unten, die ihr Leidenschaft nicht mehr kennt, ha wart', euch werd' ich weisen, was Poesie ist! Euch will ich packen und auf das Papier da schleudern, daß — hm!" Mit einem Ruck brach er ab und bändigte seine überschießende Künstlerkraft. „Sturmegg, mein Junge, mir scheint, da wurde wieder einmal einer pathetisch! Was?" Und er lachte auf, rüttelte sich, rieb die Hände und ging, immer lachend, durchs Zimmer, wie ein Kind, das in Ermangelung von Spielkameraden mit sich selber Scherz treibt. Da fiel ihm der Totenkopf in die Augen. Er holte ihn herunter und spielte Ball damit. „O Welt, du Narrenwelt!" Aber rasch wurde er wieder besonnen, klappte den Schädel neben den Bismarck, warf den Hausrock ab,

und: „Donnerwetter, nun wieder mit Leib und Seele Sturmangriff auf Jerusalem!"

* * *

Tagebuchblatt

Ja, schwatzt nur von Minne, von Wein!
Da hock' ich in meinem Kämmerlein
Und schreibe und knirsche und hungre allein —
Und sterbe allein!

Ihr schneidet derweil die Cour!
In eurer verlumpten Literatur,
In euren Salons und Theatern nur
La femme toujours!

Wohl, oft wenn ich müde bin
Und lege stöhnend mein Werkzeug hin —
Weiß Gott, auch mir flammt Seel' und Sinn
Zum Weibe hin!

Doch ha — wie müßte das sein
Eine Liebe so groß und stolz und rein!
Das ganze Weltall wäre zu klein!
Drum — bleib' ich allein.

O meine Kraft, halt aus!
An deinem Werk halt aus, halt aus!
Hier ist dein Beruf, dein Weib, dein Haus —
Meine Kraft, halt aus!

* * *

Und nun ging's zu Ende. Mit den 22 Mark nämlich, den Ferien, der goldenen Freiheit, wo er aufrichtig sein und seine eigene geniale Lebensweise führen durfte; wo er nicht zu fronden brauchte wie die Hunde da unten vor den Milchkarren, mit Hand und Kopf fronden, fronden fürs nichtswürdige Geld!

Dieser letzte Tag war überfüllt mit Wolken und Sturm, schwarz wie ein Novembertag. Im fahlen Nachmittagslichte stand er an

der Gardine und zählte sein Geld. 2,80 Mark. Von der ganzen Herrlichkeit noch 2,80 Mark. Nun mußte er sich Eßmarken kaufen. Das reichte bis zum Ersten. Dann, wenn er jetzt fleißig schrieb, bekam er Honorar. Porto für einen Brief an das besorgte Mütterchen und für den „Berliner Brief" an das Provinzblatt brauchte er auch noch. Nun, dann also wieder hinein in die Rezensionsexemplare! wieder hinein in den Berliner Brief! hinein in die Feuilletons, Essays, Federzeichnungen, Nekrologe fürs liebe Geld... fürs liebe Geld ... fürs liebe Geld.

Er sah auf sein Manuskript, dies trostlose dramatische Blättergewirr mit dem ungeschriebenen fünften Akt. Und auf diesen wilden letzten Akt hatte sich seine ganze Seele gefreut! Es kam ihm vor, als würde er mit Peitschenhieben aus einem lebensvollen Paradiese hinausgejagt, wo man in seiner Sprache redete, er und seine Menschen. „Mirjam, du mein süßes Mägdlein, ich darf ja nicht mehr bei dir bleiben ... Titus, teurer Freund, sieh doch, ich habe ja kein Geld mehr." ... Er stand mit gekreuzten Armen und zuckenden Wimpern und sah seine Blätter an. Dann raffte er sich auf, warf die Papiere auf einen dicken Haufen, in die kreischende Schublade und schallend wieder zu. Da stand er nun vor dem verödeten Tische. Plötzlich — da halfen alle gepreßten Lippen und wütenden Gegenanstrengungen nichts — plötzlich standen dem empfindungsreichen, leidenschaftlichen Menschen wieder die Augen hell voll Wasser. Er ballte die Fäuste und trat ans Fenster, trotzdem er vor Tränen keinen Strich sah. „Da fahrt ihr nun da unten, ihr Tröpfe mit den Millionen in den Taschen! und eure Kutscher sind besser gekleidet als ich ... eine Handvoll, die ihr an einem Abend vergeudet und verschlemmt, würde mir genügen! ... Ich aber lebe hier oben wie ein Hund ... nicht einmal das bißchen elende Futter!" ... Er kehrte sich um und tastete, immer schluchzend, nach den Rezensionsexemplaren; statt seines Dramas bedeckte er mit diesen oft so qualvoll dilettantischen Reimereien und Novellen seinen Schreibtisch. Dann suchte er einen Bogen Papier, fuhr sich mit energischem Ruck über das nasse Gesicht, und mit festem Federzug machte er sich an die Arbeit.

Taramatvira

Aus den Tiefen der Nacht kommt eine Stimme zu dir. Einsamer, höre die Stimme."

„Wer bist du?"

„Eine Klage im Wind, ein Seufzer am Meer. Und ein Funke von Gott, der den Heimweg sucht."

„Warum trittst du in meine stillen Gedanken? Was bringst du in meine Dämmerstunde?"

„Deine Seele wandert — wie die meine. Ich suche wie du. Wir sind wie Begegnende und grüßen uns durch die Räume der Nacht."

„Ich vernehme deine Stimme wie eine leise Musik. Es ist Klage darin. Wer bist du?"

„Taramatvira."

„Was willst du, Taramatvira?"

„Dir ein Leid erzählen und wieder vergehen."

„Erzähle, Taramatvira."

* * *

Weit, weit liegt ein Eiland in den Tiefen der See. Wogen darüber und wuchtige Wasser, versunken das Land, ertrunken die Menschen, und über den Marmorpalästen Tang und Schlamm.

Dort war eine Königin. Goldbraun und geschmeidig ihr Leib, zur Sünde geschaffen: kein sterblicher Mensch widerstand ihrer Glieder wildlockender Schönheit und ihres Unheil-Auges bestrickender Macht. Ozeanschwarzblau des Auges Licht, weitbogig darüber die dunkle Braue, schlangenschwarz das bekrönte Haar. Ihre Lippen schmal — ein blutrot züngelnder Streif nur: doch Worte spielten hervor — furchtbar jäh und voll Wohlklang noch, wenn die kleine Hand dem verbrauchten Buhlen im Morgendämmer den Dolch und den Tod gab.

Und wenn sie hervortrat unter die Goldsäulen des Saals mit

dem blauen Dach, wenn sie stand auf dem Thron von Rubinen und schaute mit spöttischem Lächeln leer den zweiten Sitz — so zuckte das falbe Gesichtchen nur leis — und groß auf schlug sie ihr Auge und warf in den Saal die Flammen und sah in die dichtgedrängten Großen des Reiches — und sagte nur, siegend und kurz: „Mein Gatte ist tot."

Furchtbar waren jenes versunkenen Eilands üppige Menschen — fürchterlicher als alle war ihre Königin.

Da kam aus dem Lande der Guten ein Jüngling, tiefen, traurigen Blickes, ernst und still. Der stand bei den Großen im Saal, am fernsten Ende, schwieg und schaute die Königin an. Sie ersah ihn — und jach erschrak sie und sank in Ketten, in unermeßliche Bangnis. Mitten in herrischer Rede zerbrach ihr das Wort — ein Fremdes stand im Saal, stand über Atlantis drohend und groß, war leise gelandet — ein waffenlos Starkes, ein längst Vergessenes — o du süßer Ton, herlockend im Wind, wie ein Kind aufseufzt im Schlummer der Nacht, am Herzen der Mutter.

„Der Fremde! Den Fremden führt mir her!"

Zitternd rief es das Weib auf dem Thron.

„Wer bist du?"

„Ein Mensch."

„Was begehrst du in meinem Lande?"

„Dich."

„Tausende verlangten mich, Tausende starben. Auch du wirst sterben! Ich schenke meine Liebe — und ich nehme sie wieder zurück. Der Beschenkte *stirbt*."

„Nicht deine Liebe, Königin: ich suche *dich*."

„Nicht meine Liebe? Was gilt ein Weib, wenn es nicht liebt? Und fandest du je, Weltfahrer, ein Weib, das besser denn ich die Liebe gekannt?"

„Jenseits dessen, was du Liebe nennst, bist *du*."

„Nichts bin ich, wenn ich nicht liebe — und liebend *vernichte*! Wagst du das Kampfspiel? Gewinnst du mein Herz, daß ich vor dir liege und deine Knie winselnd umarme — Sklavin bin statt der Herrin — so hast du gesiegt — und der Thron da, der leere, ist dein!"

Er schüttelte traurig das Haupt. „Ich kämpfe nicht. Im Lande, woher ich komme, kämpft man nicht um solche Dinge solchen Kampf. Ihr in Atlantis — furchtbar seid ihr verirrt. Eure Berge sind Feuer, eure Herzen sind Glut, eure Hände wühlen in Blut und Gold. Wir aber im Ostland halten die Glut beherrscht: sie wärmt und leuchtet, sie dient, wenn wir in hohen Stunden Stimmen des Geistes hören und deuten und eingraben auf Holz und Stein. Siehe, der Geist sprach: Atlantis wird sterben, denn sie zertreten das ew'ge Gesetz. Darum, Königin, bin ich gekommen und will dich warnen und will dich bitten: O ruhelos Weib, besteig deine Schiffe, verlaß dies Land und verlaß dies Leben — komm zu uns und finde die Liebe, finde den Frieden — finde Gott!"

Wie Wellengesang am grasigen Strande — so leise, so weich, so fest und so ruhig durchklang seine Rede den stummen Saal. Sie verstanden ihn nicht. Und die Königin sah nur sein leuchtend Auge, sein leuchtend Haar, seiner sehnigen Glieder Adelsgestalt. Und Begehren züngelte wild wie nie . . .

Ihre Diener umstellten sein Haus und brachten den Gast in den mitternächtigen Königspalast. Er trat zu ihr . . . Er stand mit gekreuzten Armen, unbesiegbar . . . Worte wie Stahl zerschnitten der Königin Herz . . . Sie weinte vor ihm, sie lag auf den Fellen vor ihm und küßte sein Knie und legte den lichten Nacken ihm hart vor die Füße und schüttelte Tränen auf seinen unbeweglichen Fuß: „Zertritt mich, o Unbegreiflicher, denn ich bin dein!"

Er aber ging.

Am Morgen ließ ich ihn töten. Denn ich — oh, ich war jene Königin — ich, Taramatvira!

* * *

„O Taramatvira! . . . Oh, wer kann dir helfen?!"

„Du hörtest mich, das war deine Hilfe . . . Viel Tränen stäubt der Wind um die fliegende Erde. Lang, lang flog der Wind, bis auch Taramatviras Tränen mitflogen im leidvollen Heer. Bis ich vom Schicksal das Gnadengeschenk erhielt, weinen zu können. Ich weinte um ihn — dann weint' ich um mich — und flog meinen

Tränen nach und suchte den Einen — und fand ihn spät . . . Du aber nimm dies Lied wie Wellengesang vom Atlantischen Meer — horch ein Weilchen — und schüttle den Klang ab, wenn dich der Tag und die Tat ruft! Und vergiß die Stimme, die weiter darf auf läuternder Fahrt durchs All — und vergiß, wenn du kannst, den verschollenen Namen Taramatvira!"

Prometheus

I.

Zeus und Prometheus in der Versammlung der Götter

Zeus

Meine Stirn ist umschattet, Prometheus, meine Träume sind trüb ... Wohl schmetterte mein Arm Kronos in den Tartaros: Kronos, den Trägen, Kronos, den Toten. Doch ahn' ich zukünftigen Kampf — und ahne den Kampf kommen durch dich, Titan! ... Ich liebe nicht dein Zwittergeschlecht, das du aus Kot geformt: ich liebe nicht deine Menschen.

Prometheus

Kein Zwittergeschlecht, Zeus. — Sage mir, was ich versäumte, als ich meine Gestalten schuf?

Zeus

Soll ich ein Gebilde achten, in dem nicht Funken meiner Flamme sind? Ich will Götter schauen — oder Tiere. Deine Zwitter sind weder Gott noch Tier!

Prometheus

Was hindert dich, deinen Finger auszustrecken und ihnen hinabzusprühen dein Feuer?

Zeus

Daß sie stark werden wie ich?! Daß sie mich stürzen, wie ich Kronos gestürzt?!

Prometheus

Ist Furcht im König der Götter? — So wirst du stürzen, Zeus, auch du!

Zeus

Von meinem Hochsitz überschau' ich die Enden der Welt — zeige mir den Geschaffenen, der mich stürze!

Prometheus

Ich stehe tiefer als du und schaue tiefer hinab: ich schaue hinein in das Erschaffene und schaue hindurch. Und schaue geschlossenen Auges das Namenlose, das auch unsre Götterblicke umhüllt wie ein Okeanos das Erdrund: das Große ahn' ich, dem auch du dienst — wie ihm Kronos gedient hat. Ich spüre jenseits des Geschaffenen den Atem, von dem auch du dein Feuerchen empfangen. Das ewig Ruhende und ewig Wirkende — das Grenzenlose und immer sich Begrenzende — das Ungeheure, das keine Sprache hat und alle Sprachen in sich faßt: — mir, dem Schöpfer der Menschengestalten, raunte dies Gestaltlose Befehle zu. Da knetete ich den Kot und formte Gestalten, die uns gleichen, die aber leben in der Luft der Tiere. Von jenem Waltenden, das auch über Zeus steht, empfing ich Befehl, diesen Menschentieren ein Fünkchen von uns hinabzureichen: — und der heilige Drang wird sie überfallen, zu werden wie wir!

Zeus

Der heilige Drang? — Sage du kalt und kühn: das Gelüst, uns zu stürzen!

Prometheus

Wie du Kronos gestürzt hast.

Zeus

Ich — ein Gott! Aber dein Tiervolk?

Prometheus

Ein Fünkchen trug ich ihnen hinab, Zeus — noch siehst du nicht seine künftige Gewalt. Himmelauf wird der Funke dringen, dich wird seine Flamme verzehren, so du nicht beizeiten Frieden schaffst zwischen dir und diesem himmelanstrebenden „Tiervolk". Ich sage

dir, was ich schaue: mit feinerem Feuer wird herrschen der leidengeläuterte Mensch! Du aber mußt hinab zu dem ächzenden Kronos. Und du samt Kronos — ihr müßt durch Drangsal und lichtlose Nacht hindurch und wieder empor und vollenden den ewigen Kreislauf, dem keiner entgeht — auch nicht wir Götter!

Zeus

Auch nicht wir Götter! . . . Ha, auch nicht der Seher Prometheus! Hüte dich, Seher! Stürz' ich, so stürz' ich auf dich! Du zuerst sollst mir vollenden den Kreislauf, den du mir weissagst! Sollst mir hinab in die Schwere der Welt, in die Schatten der Nacht! Und du nicht stürmst mir den Himmel, Titan! — Hephaistos: diesen schmiede mir fest, den Neider der Seligen! Diesen wirf mir breithin über die Felsen des Kaukasus! Diamantenen Stahl durch seine Rippen, Eisen um Hals und Fuß! Daß nicht Gott noch Gewürm von Mensch den Geketteten löse!

Prometheus

Wahrsager bin ich, nicht Neider, verblendeter Zeus!

Zeus

Mir weissagst du — und deinen Erschaffenen hast du den Vorausblick versagt?

Prometheus

Weil sie zu schwach sind, ihren schweren Weg zu schauen. Dich, Zeus, hielt ich für stark. Jenen Kleinen verbarg ich das Wissen der Zukunft und pflanzte Hoffnung in ihr Herz — du aber: bedarfst du holder Täuschung, Götterkönig?! — So sag' ich dir: deine Schwäche ist enthüllt! Und meine Weissagung ist jetzt schon bekräftigt: du mußt hinab in irdische Not und tierische Luft, damit du geschmiedet werdest zu wahrer Stärke, damit du ertragen lernst den eisernen Blick in das Wesen der Dinge! Danke dem unbarmherzig-allbarmherzigen Namenlosen, daß du hinab darfst in die fördernde Nacht, verfrühter Gott! Denn das Licht, das dich jetzt durchflammt, du Übermut, ist vergängliche Flamme! Du kennst nicht die feinere Sonne — und das ist dein Untergang!

Zeus

Lacht, Götter des Olympos! Dröhnend lacht, versammelte Götter der Macht! Wer unter euch versteht den weissagenden Toren?! — Ist es Gnade, hinabzudürfen in Geburt und Tod — ei, Prometheus, Zeus ist dir gnädig! Öffne dich, Gewölk! Hinab, Feuerdieb!

(Donnernd versinkt Prometheus.)

II.

Prometheus am Kaukasus

Wie ein Blitzstrahl fällt, weithin durch schwarzblaue Nacht, so zerriß der Himmel: und eine leuchtende Feuermasse stürzte durch den Äther hinab und schlug mit donnernder Wucht ein in den Stern der Drangsal, in die Erde der Menschen.

Das war der Bringer des Götterfunkens, Prometheus. Nun war er selber angeschmiedet vom Kraftgeist roheren Feuers, vom Feuergott Hephaistos; und dessen Gesellen, „Kraft" und „Gewalt", schlugen die Nägel ein unter dem weithin hallenden Jammern der Okeaniden.

Lang lag er über diesen Stern hingeschmettert. Ein Leuchten ging aus, wo er lag; über das Erdrund zuckte feuerwerfend ein Dampf auf, so oft er Atem holte. Und im Dampf bildete sich sein eigener Qualgedanke: ein Adler breiten Flügels, und senkte sich wieder herab und zerfleischte dem Gefesselten Leber und Galle.

Tausende von Jahren lebte der Entgötterte die Gedanken der Menschheit, durchwogt von Trotz und Himmelsdrang, eingeschmiedet in alle Niedrigkeiten der ungereiften Erde. Und der Adler stieg auf über dem unberuhigten Titanen, der Adler senkte sich wieder ...

Das Göttergeschlecht inzwischen, gewaltige, ungeläuterte Gestalten des Äthers, gemischt aus Tugenden und Leidenschaft, ward aufmerksam auf die Kinder des Prometheus: auf die wachsenden Menschen. Sieh an, sie waren schön, des Prometheus Mädchen und Frauen! ...

Und die Lust zog ein im Olymp ...

Die vordem menschenverachtenden Götter stiegen hinab unter allerlei Gestalt und gesellten sich zu den weiblichen Menschen. Zeus

zumal, der kraftreichste Gott. Er, der den „Feuerdieb" gezüchtigt, er trug nun, leidenschaftverblendet, mehr als einen Funken im Ferulstab hinab und verstreute ein Füllhorn göttlicher Flammen unter den Frauen und Mädchen der Menschen. Aus Lust zum Weib — zu des Titanen ehedem mißachteten Gestalten.

So besiegte ihn der Künstler durch sein Werk.

So entstand Herakles.

Herakles, der Sohn der Alkmene und des Zeus; Herakles, ein Sohn der Menschen und ein Sohn des Himmels! . . .

Ein Kreislauf nahte sich seinem Ende. Eine höhere Lichterkenntnis rollte flutend heran. Der Olymp zitterte; des Zeus Sohn, der Riese Herakles, wuchs und zog auf Siege aus, gefüllt mit Vaters Kraft — und doch durch seine Mutter den Menschen innig verwandt.

Auf der Suche nach den Goldäpfeln der Hesperidengärten kam Herakles an das steinerne Leidenslager des Gottes Prometheus, an den ungeheuren Sarkophag Kaukasus. Kein Erschaffener hatte bisher die Kraft und den Blick gehabt, den göttlichen Gefesselten zu ahnen, wie da seines Atems Rauch, einer Wolke vergleichbar, gewaltig lagerte über dem eisigen Gebirge.

Herakles ahnte — suchte — schaute den Gott.

III.

Herakles und Prometheus

Herakles

Schau' her zu mir, geketteter Titan! Wende dein Haupt zu deinem Enkel, o mein Urvater Prometheus!

Prometheus

Wer ruft mich in meiner unermeßlichen Qual?

Herakles

Herakles, ein Mensch. Herakles, eines Gottes Kind.

Prometheus

Was suchst du, Sohn des Zeus?

Herakles

Des Lichtes Apfel: das Gold der Hesperiden!

Prometheus

Suche nicht Gold noch Licht bei mir, dem peinvoll gefesselten Gott!

Herakles

Höheres Licht such' ich bei dir, ich suche des Lichtes Licht! Zeig' mir den Weg dahin, herabgeschleuderter Gott!

Prometheus

Weit — weit der Weg! ... Doch hast du mächtige Pfeile, scharfschauender Heros: o töte den Adler, der mich qualvoll zerfleischt! Dann hast du betreten den Weg zu den Gipfeln des Lichts. Denn, o mein Enkel, o meiner Menschen Kind, nichts verberg' ich dir. Tötest du, Kühner, was mich durch Jahrtausende fesselt, so steig' ich selber befreit und geläutert zum Himmel empor. An dich aber, mein Befreier, hängt sich die erwürgte Qual. O schlimmer Dank! Doch wisse, ich darf dir helfen, ich, dein Befreiter, und wisse, daß Zeus dir hilft, der dein Vater ist! Und wisse: von uns gelockt steigst du mir nach! Und wisse: wo du gezogen, bleibt eine Lichtspur — und Tausende ziehest du nach, o erster Mensch, der einzieht in den Olymp der seligen Götter!

Herakles

Staunenswürdige, gewaltige Kunde! ... Und der Olymp?

Prometheus

Hebes ewige Jugend wird dir Gefährtin! Und immer neu nachströmende Menschen erfüllen die glänzenden Hallen in friedlichem Ansturm — und was unrein, zerschmilzt in den Flammen des neuen Lichtes. Du aber, Held — fühlst du dich Gott genug, zu tragen des Genius versengende Flamme? Bist du kühn genug, Führer zu sein dem neuen Titanengeschlecht? — Sieh auf mich, o mein Enkel, sieh auf den Dulder Prometheus — und sage mir Antwort!

Herakles

Ja, du Dulder Prometheus! Ja, du unvergleichlicher Held!

Prometheus

Sei stark und vernimm dein Los! . . . In Flammen wirst du, nach Arbeit und Mühsal, aufrauchen vom Ötagebirge. Du wirst verlangen nach Liebe, Weib und Herd — und wirst nur Heil finden in Kampf und Irrsal. Denn irren wirst du, damit dich nicht Übermut blende; getäuscht wirst du in Mark und Herz hinein, damit du nicht allzu fest dich an die Erde krallst. Halt aus! Lodre empor aus den Sümpfen der Hydra, aus den Augiasställen empor zu mir! Und wo du flogst, sei eine Lichtbahn für alle folgenden Geschlechter! — Willst du dies?

Herakles

Da fliegt mein Pfeil! Da fällt der Adler! — Steig auf, Prometheus!

Die Sintflut

Langsam kamen nun die gewaltigen Wasser zur Ruhe. Die tausend Donnerstimmen entschliefen. Sie waren verschlungen von einem Nebel, der allen Farben und Lauten vollends den Tod gab.

Selbst die Arche drohte in diesem Nebel zu ersticken. Aber tags darauf war die Wolkenschicht auf dem breiten Rücken der lautlos steigenden Flut überschwommen — und nun lag die Gewässermasse, die diese Erde vernichtet hatte, in ihrer furchtbaren Unendlichkeit vor dem Entsetzen der Überlebenden.

Grauenhafte Stille!

Dann und wann, wie ein letztes Aufschluchzen der Menschheit, wie das plötzliche Aufweinen eines träumenden Kindes, dem man den Tag über weh getan, gurgelten verlorene Wellen an die Planken der Arche. Dann und wann, mit leisem Stoße, rannten Gegenstände und Menschenkörper an den schwerfälligen Rumpf. Manchmal auch, aus unbekannten Tiefen, schossen plötzliche Wirbel an die Oberfläche. Da unten war ein Bergwald unter der Wucht des Wassers gebrochen, oder eine einstürzende Höhle, ein brechend Gewölbe ließ seufzend seine Luft aus.

Und wieder Stille.

Die Arche stand, eine Toteninsel, ohne Bewegung in der schlammigen Masse. Aller Lebensmut war ihren Bewohnern entwichen. Menschen und Tiere kauerten in trostloser Abspannung durcheinander. Auch bei ihnen nur selten ein Aufschluchzen wie das Gurgeln der Gewässer draußen. Nur selten ein engeres Anschmiegen der Frauen an die müden Männer; die Menschen untereinander und die Tiere dicht aneinandergedrückt, die Gesichter noch in den starren Falten des Entsetzens der letzten Tage. Löwe neben Lamm, Fuchs neben Taube, Schlangen zwischen den warmen Körpern der Gazellen. Das nie erlebte Brausen, Donnern und Tosen dieses Welt-

unterganges hatte ihnen alle ihre Natur genommen. Sie waren nicht mehr von der Welt.

Sie waren nicht mehr von der Welt. Vor allem nicht Noah. Unter dem Vordach der Türe stand er, der ernste Greis mit den Riesengliedern jener vorsintflutlichen Geschöpfe. Die Arme über der breiten Brust gekreuzt, vor entsetztem Staunen vornübergebeugt, sah er mit überweltlichen Augen mit an, wie der Künstler des Weltalls sein eigen Werk vernichtete. Über die Arme troff sein Silberbart; die Fülle seiner Silberlocken klebte um Schulter und Rücken. Die Zähne zusammengebissen, die eisernen Züge wetterbraun, die Knochenstirne hoch und breit: so hatte er, alles vergessend, halbe Tage hindurch mit angesehen, wie sein Gott mit dieser Menschenbrut ins Gericht ging. Und heute auch, obwohl alles vorüber war, stand er in derselben Haltung draußen. Aber er sah nichts mehr, nicht Himmel, nicht Wasser, nicht die schwimmenden Menschenkörper: — mit gekreuzten Armen und gepreßten Lippen stand er über dem grenzenlosen Elend und weinte...

* * *

Was für ein Treiben ehedem, da unten in der mesopotamischen Ebene! Sie strotzten von Saft und Lebensfülle, diese Enakskinder, wie der ganze üppige Pflanzenwuchs am Euphrat und Tigris. Sie wußten nicht mehr hauszuhalten mit dem Überdrang ihrer Kräfte. Sie mußten miteinander kämpfen; sie mußten die Weiber der anderen sündhaft in ihre Arme reißen; sie mußten ihre Abels, diese unzeitgemäßen Schwächlinge, töten und sich mit dem Mörder Lamech kraftberauscht ihrer Totschläge rühmen oder mit dem tieferen Kain sich und die Welt und Gott hassen lebenslang. Harmlosere Naturen ließen ihre Kraft am Tiere aus: sie wurden die wilden Väter des babylonischen Jägers Nimrod. Wieder andere wichen mit ebenso maßloser Scheu in Haine und Einöden zurück, und unter Palmen und Farnen lagen sie brünstig vor Bildern Baals oder der Astarte. Nirgends Maß! Nirgends feste, klare, milde Kraft wahrer Gesundheit. Ein Wahnsinn war, vielleicht unter atmosphärischen Einflüssen, über die Menschen gekommen. Wie Maden und Sumpfdünste stiegen Schwärme von Lastern dort unten zur sengenden Sonne auf.

Unter diesem irren Volke wohnte Noah. Bei ihm hatte sich die Kraft der Zeit in die Seele zusammengedrängt. Mit demselben Überdrang klammerte sich der Edle an die Überschauung der Dinge, an den göttlichen Gedanken, an den ewigen Gott. Der Einsame ging umher unter den Bluthunden und predigte den Namen Jehovas.

Wer verstand den Mann? Wer hörte auf den Einsiedler aus den armenischen Bergen? Sie lachten; sie haßten ihn, sofern sie vor Seelenschwäche überhaupt zu hassen imstande waren. Sie hätten diesen ernsten Störenfried, der wie das Gewissen, wie ein unheimlicher Komet Jahr für Jahr als Bußprediger durch Mesopotamien zog, über kurzem aus dem Wege geräumt, gesteinigt, gekreuzigt.

Aber die Flut kam.

* * *

Und als nun die Flut kam, als das Indische Meer heranschnaubte, als der Himmel sich auftat: tobten sie alle in wüstem Gewimmel, Männer und Weiber und Kinder, Hunde und Haustiere, heulende Löwen und tutende Elefanten, in gewaltigen Bogen schießende Schlangen, und hoch darüber hinkreischende Papageien und Flamingos — durch niedergestampfte Wälder und Fluren flohen sie alle das Zweistromland hinauf, den armenischen Bergen zu. Mütter, über und über blutig von durchbrochenen Dornen, mit zerschundenen Füßen, trugen zwei, drei Kinder zumal. Männer, die bärtigen, in fliegenden Leopardenfellen, trugen auf ihren Enaksarmen ihre mehrhundertjährigen greisen Väter. Eine Verfolgung — keine Schlacht der Welt hat solche Verfolgung gesehen! Eine gehetzte Menschheit! Staub und Geschrei und Gestampf — und hinterher ein brüllender Ozean!

Klein und kleiner wird dort oben die Welt. Die Stärkeren drängen sich auf den Klippen. Die Masse der Schwächeren schwimmt ertrunken und zerstampft. Jetzt fängt auch der schwarze, tiefhangende Himmel an. Seine Regengüsse halten furchtbare Auslese: alle Schwachen schwemmen sie hinab. Tiere schwimmen von Klippe zu Klippe. Es keucht auf der letzten schwindenden Insel ein Todeskampf. Aber das fassungslose Vieh erliegt: mit Dolchen und Fäusten schafft sich der Herr der Welt Platz. Nur die wildesten, aller Rücksicht baren Menschengiganten drängen sich auf dem letzten Fleck. Dann überleckt

das Wasser auch diese Klippe. Turmhoch ragt ein zuckender Fleischberg über die Fläche. Ineinander verbissen, einige lebendig begraben und nur mit den Füßen herausragend, einige quer darüber gespreitet, mit Zehen, Nägeln und Zähnen sich einkrallend ins Fleisch der Mitmenschen, dort noch die herausdrohende Faust eines lebendig Begrabenen — so hebt sich die letzte fürchterliche Insel. Dann und wann, wie ein Pulsschlag, geht ein Zucken durch den Knäuel. Ein Ruck — und der lebendige Berg fällt auseinander, in die wirbelnde Flut. Zwei, drei Riesengestalten schwimmen noch um die Stelle, dann geben auch sie den Kampf wider Gott auf und lassen sich seufzend sinken.

Es gibt keine Menschen mehr.

* * *

Das Meer rollte zurück und nahm die erwürgte Menschheit mit hinunter in den Indischen Ozean.

Nun lachte ein Lenz über Mesopotamien, wie ihn diese Erde seit dem Paradiese nicht gekostet. Die Lufthülle des Sternes war eine andere. Wundermild durchwärmte die Sonne die wenigen Geschöpfe. Es war ein Frühlingsland, ein neuer Garten Eden. Waren nach diesem gewaltigsten aller Gerichte Gottes auch die Menschen anders geworden? —

In den Tälern des Ararat rauchten die Herdfeuer der Überlebenden. Welch ein inniger Lebenstrieb nach so maßlosem Schrecken! Welche wehmütig-süße Zärtlichkeit im Gebaren dieser wenigen Geretteten! Oft fielen sie sich ohne allen Grund in die Arme. Sie erfanden Melodien, sie jauchzten hell auf, sie küßten die Erde. Alles war ihnen neu auf dieser wiedergeschenkten Scholle. Jedes Pflänzchen der Furche und Feldritze betrachteten sie mit dem staunenden Entzücken eines Kindes, das ein Bilderbuch durchblättert.

So fanden sie den Weinstock. Als einer Zierpflanze überließen sie den großen Blättern ihre Hütten. Und im Herbst, als die Arche am Ararat zu vermorschen begann, entdeckten sie die Frucht des unheilvollen Gewächses. Da schlich sich, in schweren Kanaanstrauben, wiederum, wie einst im Apfel Evas, der Satan in die Welt.

In seiner Hütte lag, entwürdigt, der Mann Gottes. Den Mantel hatte er, mit dem Ungestüm jener ersten Kraftmenschen, vor innerer

Hitze mitten entzweigerissen. Entthront lag der Held, würdeloser als sein altersmatter Hund, mit wirrem Silberhaar und offenem Mund, lang ausgestreckt auf dem Rücken: — trunken!

So sah ihn Ham. Wie zu einem Götterbild hatten die Söhne bislang zu ihrem ehernen Vater emporgeblickt. Jetzt fuhr Ham vor dem Unbegreiflichen entsetzt zurück; dann rauchte in dem gleichfalls betrunkenen Buben eine Empfindung empor, die bisher in dieser Familie fremd war: häßliche Schadenfreude des Sklaven, der seinen Herrn als gewöhnlichen Menschen entdeckt. Hohnlachend torkelt er hinaus und stammelt es den Brüdern. Wohl werfen Sem und Japhet, rückwärts schreitend, einen Mantel über den gefallenen Gott. Aber Hams Seele hatte sich offenbart: das wischte niemand mehr aus der unnütz gereinigten Welt. — —

Am Abend, als er aus seinen verdüsterten Söhnen Hams Benehmen erfragt hatte, saß der einsame Noah hoch oben am Ararat neben der alten Arche. Das schwere, buschige Haupt gestützt, den starren Blick in die Ferne gerichtet. Drunten freuten sich und schalteten die fröhlichen Geretteten, die neuen Menschen. Er aber sah nichts von ihrem Lenze, sah nicht die Hütten und nicht den friedlichen Abendrauch, sah nicht den wunderbaren Purpur über den westlichen Horizonten: — er schaute tief hinein in die Jahrhunderte, in die zukünftige Geschichte der Menschheit.

Und zum zweiten Male tat der Starke, was er erst einmal in seinem langen Leben getan hatte: er weinte.

Moses auf dem Nebo

Und Mose ging von dem Gefilde der Moabiter auf den Berg Nebo, auf die Spitze des Gebirges Pisga, gegen Jericho über. Und der Herr zeigte ihm das ganze Land ... Und sprach zu ihm: „Dies ist das Land, das ich Abraham, Isaak und Jakob geschworen habe. Du hast es mit deinen Augen gesehen, aber du sollst nicht hinübergehen." (5 Mos. 34.)

— —

... „Meine Hand, die deine Gebote schrieb, hart geworden in des Lebens Mühsal wie diese Felsen des Nebo, hab' ich emporgehalten über ungealterte Augen und habe klar im Abendlichte geschaut das Land deiner Verheißung: Kanaan.

Kanaans Ströme sind Bänder und Seile von Gold, bereitgelegt für deines Volkes Hände, daß wir dies Land ketten an unsre Macht. Auf Kanaans Abendbergen sehe ich Kronen aus zackigen Flammen; sie sind angetan mit Gewändern der Freude. Feurige Arme sehe ich: sie winken uns hinüber in das Land der Wonne.

Nun ist mein Werk erfüllt, gewaltiger Gott! Nun laß auseinanderfallen diesen Leib und nimm heraus meine jubelnde Seele! Hundertundzwanzig Jahre hab' ich gerungen mit diesem halsstarrigen Volke. Aus Feuerhöhen trug ich ihnen hinab deines Hauches ewige Kraft. Hart geworden ist meines Herzens Schale, hart mein Wille wie Knochen und Stein — die Blitze meiner Seele verlangen hinaus aus diesem steinernen Gehäuse, wie sich das Gewitter entlädt an den Bergen der Nacht. Schau' her, wie ich stehe mit ausgebreiteten Armen auf diesem Gebirge der Klarheit! Löse deines Sendlings Atem, gewaltiger Gott!

Dein Atem bin ich, siehe, ausgefahren bin ich aus deinem Geiste zu den dunklen Menschen! Dein Feuerwille hat gezwungen diesen Leib, ihm zu dienen hundertundzwanzig Jahre! Siehe, eine Stimme Gottes war ich, eingebaut in diese Hülle von Erde, sprechend zu ihnen mit Schall und Zeichen der Menschen. Nun aber zerbrich dies Haus — deine Stimme aber laß ihnen!

Laß ihnen deine Stimme, allbarmherziger Gott! Siehe, ich will beide Hände legen auf Josua, deinen Knecht, daß hinüberflamme von mir zu ihm deine heilige Macht. Laß nicht von der Erde weichen dein unentbehrlich Licht! Sie alle gehen irre, sie alle fahren dahin wie die Karawane im Sandsturm, wenn deine Feuersäule von ihren Augen weicht. Nicht für mich bet' ich, denn eingehen darf ich in dein Haus: aber für diese bet' ich, die ich zurücklasse in Drangsal und Kämpfen.

Und da sie schwach sind — damit sie nicht beweinen und lobpreisen den Menschen, der von ihnen geht, siehe, mein Gott, so verbirg ihnen die Stätte meines Todes! Ich will nicht, daß sie meinem Leib und Namen einen Denkstein setzen: dich sollen sie ehren, Unsichtbar-Ewiger, einen Feuerhauch von dir sollen sie dahintragen in ihres Körpers Behausung, wie man Fackeln trägt durch eine nächtliche Stadt! Nicht sollen sie pilgern zu meiner Gruft, noch beten an meinem Grabmal: pilgern sollen sie zu dir, beten sollen sie in ihres Herzens heimlichstem Gelaß! Verbirg ihnen die Stätte meines Todes! . . .

Aber der Mensch Mose, der tausendmal seine Sendung vergaß in Jähzorn und Kleinmut — schau' her, o mein Herr und Gott, auf beiden Armen lieg' ich gebeugt vor den verzehrenden Flammen deines Angesichtes, hinweggeweht von Reue auf Sand und Gestein dieses dunkelnden Berges, flehend zu dir: Entsühne mich! Streif' ab von meiner Seele, was von dieser Erde Unflat hangen blieb, laß mich hindurchgehen durch das enge Tor der Demut, dadurch ich fernher übermächtig lodern sehe deine Herrlichkeit: — vergib mir! Nimm dies letzte Opfer, das dir Mose bringt: nimm diese Träne! Mich hat die Welt verwundet, und ich hinwiederum habe wehgetan der Welt: mit Narben kehr' ich heim zu dir! Mit meinen Narben nimm mich an, ewiger Gott, komm, o komm, zerflamme meinen Leib und laß eingehen meine Seele in deines Reiches Herrlichkeit! Amen." —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

So starb Mose, der Knecht des Herrn, im Lande der Moabiter, nach dem Wort des Herrn. Und niemand hat sein Grab erfahren bis auf diesen heutigen Tag.

Die Kreuzigung

Welch ein Passahfest!

Ein windgeschüttelter Wald, Männer und Frauen, Greise, Knaben und Mädchen — in brausendem Gedränge umtoste das die Gerichtsstätte! Jerusalem hob sich vor Erregung. Tausend Fäuste reckten sich gegen die Säulen des Prätoriums.

„Ein Räuber, ihr Brüder, ein Goi, ein Ahab, ein Aussätziger," schrie ein jüngerer Zelot, „ein Beelzebub handelt nicht schlimmer als er. Ein Räuber läßt den Tempel in Ruhe — er nicht! Ein Räuber scheut Moses und sein Gesetz — er nicht! Ein Räuber fürchtet Gott, ob er auch die Menschen hasse — er nicht! er nicht! er nicht!"

„Ruhig, Benjamin!" beschwichtigte ein ebenso aufgeregter alter Mann und packte den Burschen am braunen, hageren Halse. „Willst du ruhig sein, Benjamin? Benjamin, willst du ruhig sein und sprechen lassen das Gericht?"

„Ich will nicht ruhig sein", tobte der Zelot. „Ich will, daß der Volksbetrüger, der gesagt hat, klar hat er's gesagt, gesagt hat er: ‚Siehe, ich bin der Messias, ich werd' Israel erlösen!' — Hat er's gesagt? Nathan, red' ein Wort! Hat er's gesagt oder hat er's nicht gesagt? Samuel, Bruder, hat er gesagt: ‚Siehe, ich bin der Messias und werd' Israel erlösen'? — Hat er's gesagt oder hat er das nicht gesagt?"

„ Er hat's gesagt", ächzte Samuel unter den Griffen des unbändigen Volksgenossen.

„So hat er gelogen!" schrie jener. „Seht hinauf! Sie führen ihn heraus! Sie führen den Lügner heraus! Zerlumpt, zerrissen, geknebelt führen sie ihn heraus, der gesagt hat: ‚Ich bin der Messias.'"

Und die Hände an den Mund haltend schrie er sein heiseres „Kreuzige ihn!" Und der Ruf, der schon den ganzen Morgen wie

das Grollen der Sturmsee immer wieder in Wellenstößen über das Menschenmeer rollte, — wieder schlug ein vieltausendstimmiges „Kreuzige ihn!", von allen Seiten her anschwellend, donnernd an das Richthaus an.

Einige beschwichtigten, aber sie regten sich dabei mehr auf als die Erregten selber. Andere standen in morgenländischer Teilnahmlosigkeit, aus innerem Gegensatz zu dem umgebenden Lärm, standen stumpf und starr, hatten die Arme kreuzweis in den Mantel gewickelt und stierten Richter und Räte an. Wieder andere, Römer und Griechen, lachten über das Gebaren dieser fremden Nation, vernahmen mit arischem Spott das hebräische Geschrei und schauten dann wieder verwundert nach dem Angeklagten. Hier und da traf man weinende Frauen. Abseits lag eine Orientalin in reichem Festgewande auf den Ellenbogen und raufte sich die glänzend schwarzen Haare. Etliche Schritte weiter reckte sich ein patriarchalischer Jude, Haar und Bart lang und weiß; unter lauten Verfluchungen schüttelte der alte Eiferer beide Fäuste nach dem Prätorium, und Träne auf Träne rann ihm in den betauten Bart. Ein Knabe, der im Gedränge sich krampfhaft an dem Mantel des Alten festhielt, war über das Benehmen seines Großvaters, über das Toben rund umher so entsetzt, daß er am ganzen Körper zitterte und mit lauter Stimme zu den Flüchen des Greises weinte. An einer Gartenmauer, weitab von der rohen Menge, lehnte bleich und still eine Griechin; neben ihr kauerte ängstlich ihre schwarze Dienerin. Von hier aus, wo nur noch leise Wellen der Unruhe anbrandeten, sah man nicht mehr das umdrängte Richthaus. Die hohe Frau, stumm und aufrecht, schaute mit zuckenden Lippen, die Hände auf die Brust pressend, in die wütende Rotte hinunter, um dort auf den Gesichtern abzulesen, was mit dem Meister und Heiland geschehen möge.

Er aber, dem die ungeheure Erregung galt, stand in zerrauftem und bestaubtem Mantel, die Hände auf den Rücken gefesselt, bleich und hoheitsvoll auf den Steinplatten des Palastes. Wenige Jahre hindurch hatte dieser Fremdling aus höheren Ländern eine Saat auf die verwilderte Erde gestreut, die kein Wetter mehr ausrotten wird, und ob Hagel auf Hagel über diesen stürmevollen Planeten fahre. Er hatte, in der unscheinbaren Hülle eines wandernden

Rabbi, von Galiläa bis Judäa Wundertaten getan und Wunderworte gesprochen. Sie hatten seiner unerhörten und doch so schlichten Sprache zugejauchzt, die Volksherzen vom See Genezareth bis zu den angekränkelten Nikodemusseelen in Jerusalem. Sie hatten noch am Sonntag vor Ostern, als er in Jerusalem einzog, Palmen auf seinen Weg gestreut, hatten in jüdischer Überschwenglichkeit ihre Kleider seinem Reitesel unter die Hufe geworfen. Und durch ganz Jerusalem war die gewaltige Ahnung gezuckt: „Der ist unser und aller Welt Heil. Der ist Messias. Hosianna dem Sohne Davids!"

Aber die Pharisäer, die Führer des Volkes, geistig eingeengt durch ihre künstlichen Satzungen, verstanden nicht diesen Mann der erhaben-einfachen Ruhe. Sie überfielen den Verkünder ewigen Lichtes in Nacht und Nebel und schleppten ihn vor ein verständnisloses Gericht . . .

Und die Menge ward irre. „Dies der Messias, der uns die Königreiche der Welt erobern soll? Schmach über uns, ein Wahn hat uns gröblich betört!" Sie schämten sich ihrer Begeisterung von gestern; ihre Scham ging in Zorn über, ihre Enttäuschung wuchs zu Wut und Schmerz. Sie sahen sich zurückgestoßen in das alte, grenzenlose, hoffnungslose Warten auf den Messias, und dies alles faßte sich zusammen und entlastete sich in dem wild-wahnsinnigen Wutschrei: „Kreuzige ihn!"

* * *

Kalt und gleichgültig saß der Prokurator Pilatus auf seinem Richtsessel, die sehnigen Arme wuchtig auf die Stuhllehne gelegt, den kurzgeschorenen Kopf gebeugt. Mit unsäglicher Verachtung sah er hinab in diese knechtische, von Leidenschaft gerüttelte Masse.

Zwischen Legionaren stand der königliche Angeklagte. Der Mörder Barrabas saß, gleichfalls gefesselt, kaltblütig auf der Steinbrüstung und betrachtete mit stumpfer Neugier die edeln Leidenszüge des seltsamen Rabbi.

„Sagt mir doch," begann der Prokurator und hob sein hartes, fahles Gesicht zu den jüdischen Räten, die ihn umgaben, „warum seid ihr Priester auf seine Verdammung erpicht? Sagtet ihr nicht, dieses Mannes Verbrechen sei politischer Art?"

„Landpfleger, in Israel sind Gottesverehrung und Staat und Familie verbunden miteinander, wie im lebendigen Menschen verbunden sind Blut und Fleisch und Gebein! Tastet dieser Rabbi das Gesetz an, siehe, so tastet er den Staat an! Lästert er aber den Staat, siehe, so lästert er das Reich! Lästert er aber das Reich, so lästert er den Kaiser! Bist du des Kaisers Freund? Pilatus, lässest du den Kaiser lästern?"

„Das ist deine Deutung, Kaiphas", versetzte Pilatus kalt und verächtlich. „Ich schlage einen Mittelweg vor. Diesen da, den Barrabas, geb' ich euch zum Feste frei. Den andern lass' ich euch geißeln ob seiner ‚Lästerung' und sich alsdann in seine galiläischen Winkel verkriechen. Seid ihr zufrieden?"

„Nein! nein! nein!" Die Juden lärmten wider den vermittelnden Vorschlag. Die Entrüstung dehnte sich aus; ein erneutes „Kreuzige ihn!" bekundete den unumstößlichen Willen des hartnäckigen Volkes.

Jetzt schwoll dem Römer die Stirnader. Er sprang auf. „Kaiphas," rief er, „was dieser absonderliche Rabbi lehrt, geht eure Religion an, nicht mich! Euch aber gestattet das Gesetz kein Todesurteil, darum kommt ihr zu mir. Nun soll Rom euer Diener und Henkersknecht sein? Wo aber hat dieser Mann Aufruhr entfacht? Wo hat er seine Legionen? Zeig' mir doch seine Mitverschwörer! Wollt ihr jeden Irrlehrer, der euch unbequem zwischen eure Satzungen tritt, vor mein Prätorium schleifen? Ich finde keine Schuld an ihm."

„Du verurteilst ihn nicht?" Kaiphas trat rasch heran, unheimlich ruhig. Ein pfiffiger Zug überflog sein Gesicht. Er winkte dem Römer beiseite. „Willst du auf etliche Atemzüge mit mir in den Schatten deines Hauses treten, Prokurator Pontius Pilatus?"

Der Landpfleger erschrak. Er zauderte einen Augenblick, dann folgte er mit raschen, kurzen Schritten; er stand bei dem Hohepriester, die Hände auf dem Rücken, immer tiefer den gedrungenen Nacken beugend, während mit immer eindringlicherem Händespiel der beredte Gegner die erregt geflüsterten Drohungen begleitete.

Ein Legionar sorgte für ein spaßhaft Zwischenspiel. Im nahen Garten wuchsen Dornen, die ließen sich leicht zu einem Kranze

flechten. Heimlich schlich er sich an den Rabbi heran, und unter dem Jauchzen der Menge fuhr dem Heiland der Dornenkranz in die Stirne. „Hosianna dem König der Juden!"

Der Gottessohn zuckte schmerzlich zusammen. Aber er schwieg. Nur zwei Tränen traten in seine Augen. Er wandte sich langsam um und schaute mit dem unendlichen Glanz dieser nassen Augen den Kriegsknecht an ... Der Söldner erbebte. Kein Vorwurf war in diesen Augen, keine ohnmächtige Wut. Nur ein grenzenloser Schmerz. Ein Schmerz, der jener Gruppe dort im Torweg die unaufhaltsamen Tropfen ins Auge trieb, wenn dieser Blick des umtobten Meisters die Verlassenen traf.

Dort ragte die Gestalt eines Mannes mit hoher Stirne, krausem Bart und fest aufeinandergepreßten Lippen. Ein eiserner Mann! Aber jetzt, als der Dornkranz in das feine Haupt fuhr, obwohl keine Bewegung seine Gefühle verriet, kein Wort den gepreßten Zähnen entfuhr, jetzt schoß dem abseits Stehenden ein Bach von Tränen über das verhärmte Gesicht. Und unfähig, sich länger zu beherrschen, stöhnte er laut auf. Aber er sagte nichts. Er hatte schon zu viel gesagt heute. Er hatte die vier Worte gesagt: „Ich kenne ihn nicht."

Neben Petrus stand Johannes. Er hatte die Arme an die Kalkwand gelegt, preßte die Stirne darauf und wußte sich, der sonst so schriftgelehrte, nur des einen, immer und immer wieder gestöhnten Psalmwortes zu erinnern: „O Herr, nimm meine Seele von mir!"

Pilatus und Kaiphas hatten ihre Unterredung beendigt; ihre ragenden Gestalten traten wieder im Richtsaal auf. Die Mehrzahl der römischen Provinzbeamten hatte Verwaltungssünden auf dem Gewissen; auch Pilatus. Dies wußte der Hohepriester.

Über den Rabbi war entschieden.

„Ich bin", sprach Pilatus dumpf und düster, „von dieses Galiläers Gefährlichkeit nahezu überzeugt. Doch laßt mich noch einmal zu ihm reden."

Richter und Räte geboten mit Zuruf und Gebärde Stillschweigen. Und durch die tiefe Stille sprach nun Pilatus:

„Hast du dich, Rabbi Jesus von Nazareth, König der Juden genannt?"

„Du sagst es."

Das erstaunte, entrüstete Murmeln beruhigte sich mühsam. Und abermals hörte man die Stimme des Pilatus, die zu beben schien: „Hast du ihr ‚Kreuzige ihn!' vernommen? Über dies Volk, das dich verwirft, willst du König sein?"

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

„Aber so hast du doch ein Reich? So bist du also dennoch ein König?"

„Ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme."

„Was ist Wahrheit?"

Der Römer zuckte die Achseln, lächelte bitter und brach ab. Noch einmal besah er den seltsamen Mann, der sich aufgerichtet hatte in seinen zerlumpten Kleidern, dessen Augen überirdisch glühten zwischen dem roten, rieselnden Blut, das er mit den gefesselten Händen nicht abwischen konnte. Dann wandte sich der Prokurator zu dem atemlos lauschenden Volke:

„Ich finde keine Schuld an ihm."

Und beide Hände auf die niedere Steinbrüstung stemmend, beugte sich der Heide zu dem „Volke Gottes" und sagte, beinahe herzlich, beinahe bittend: „Soll ich denn wirklich diesen harmlosen Schwärmer töten und einen verruchten Mörder freilassen?"

„Kreuzige ihn!" war die Antwort.

Kopfschüttelnd ob solcher Halsstarrigkeit richtete sich jener wieder auf. Unentschlossen sah er nach Kaiphas und wandte dann den zögernden Blick auf Jesus. Welch' erbarmungswürdige Gestalt! In einer Regung von Mitleid führte der unfreie Richter den „König der Juden" an die Brüstung.

„Sehet, welch ein Mensch!"

„Kreuzige ihn!"

Ratlos ließ Pilatus beide Arme an die Seite schlagen. Er war der Verhandlung satt. „Ein Becken mit Wasser!" fuhr er einen Diener an. Im Sonnenlicht blitzte die silberne Schale. Der Römer tauchte die Hände ein und rief in die Stille der Verwunderung:

„Ihr wollt es, Israeliten! Rabbi Jesus von Nazareth ist ver-

urteilt zum Kreuz! Ich aber wasche meine Hände in Unschuld! Sein Blut komme über euch!"

Und er spritzte zornig die Hände über sie aus.

Langes Schweigen. In diesem Volke galt ein Fluch viel . . .

Aber da rief eine scharfe Stimme deutlich und hell: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!"

Und das ganze Volk schrie die Selbstverfluchung nach.

* * *

Im gelblichen Straßenstaub, unter dem stahlgrauen Gluthimmel Jerusalems, auf den zerfleischten Schultern das schwere Kreuz, schleppte sich eine Stunde später der ausgestoßene Heiland. Eine Unzahl Festvolkes wirbelte hinter ihm den Staub auf und gab ihm bis Golgatha höhnend oder schmerzlich Geleit.

Drüben aber im Tempelhof stieg die Opfersäule gen Himmel. Dort brachte Israel seine frommen Gaben dar, Erstlinge der Tiere und des Feldes. Ineinandergedrängt lagen sie dort auf den Knien, auf Armen und Gesicht. Ineinandergedrängt beteten sie ihr Massengebet zum verschlossenen Gotte. Sie rauften sich die Haare, um ihn zum Mitleid zu zwingen; sie zerschlugen sich die Brust; sie jammerten melodisch zum Psalmengesang des Vorsängers und der begleitenden Leviten.

„Jehova, wache auf! Müde bin ich von Seufzen. Ich schwemme mein Kissen die ganze Nacht, ich netze mit meinen Tränen mein Lager."

„Meine Sünden gehen über mein Haupt, Jehova! Wie eine schwere Last sind sie mir zu schwer geworden."

„Ach, du Herr, wie so lange!" . . .

Sie gedachten der unbarmherzigen Herrenfaust der Römer, und sie knirschten in der aufgestachelten Messiassehnsucht dieser Tage:

„Herr Gott, des die Rache ist! Herr Gott, des die Rache ist! Erscheine!"

„Sie zerschlagen dein Volk, Herr! Sie plagen deine Kinder!"

„Witwen und Verlassene erwürgen sie. Sie bringen die Waisen um."

„Ha, daß ihnen vergolten würde, wie sie uns getan!"

„Heil ihm, der ihre jungen Kinder nimmt und zerschmettert sie an einem Stein!"

„Herabfahren wird er, der Erlöser Israels, wie der Regen auf das Feld, wie die Tropfen, die das Land befeuchten."

„Herrschen wird er von einem Meere bis ans andere und vom Wasser bis ans Ende der Welt."

„Alle Könige werden ihn anbeten, alle Heiden ihm dienen. Halleluja!"

* * *

Auf Golgatha war wundersame Stille. Wohl bewegten sich buntfarbene Menschengruppen. Aber die Nähe des Todes ließ alle Stimmen und Schritte leiser werden. Nur manchmal unterbrach ein Gezänk der römischen Wache oder ein Stöhnen aus dem Munde der Verurteilten die furchtbar erhabene Stille.

Dort hingen die drei Gekreuzigten.

Hager und gebrochen ächzte der zur Linken von seinem Holz herunter immer wieder: „Ich büße gerecht." Und Trost verlangend suchte er den Blick des neben ihm Gekreuzigten.

Der andere Schächer hatte schon beim Anschlagen unbändig getobt. Es hatte verdreifachte Gewalt gekostet, den Riesen an das Holz zu bringen. Jetzt knirschte er, schäumte, schimpfte und vergeudete rasch seine Kraft. Er erlag zuerst.

Jesus hing still in der Mitte. Noch krönte den Göttlichen der Dornenkranz. Seine Augen waren geschlossen. Auf jeder Seite des Kreuzes, unter den durchnagelten Händen, war die steinige Erde rot. Am Fuße des Stammes leuchtete abermals das kostbare Rot, als wäre dieser seltene Baum und seine seltene Frucht mit himmlischem Tau getränkt.

Aber das Blut gerann rasch: sengend war die Hitze, die auf die drei nackten Körper brannte.

Welch einen Blick hatte man von diesem Hügel über die Reiche der Welt! Welche Aussicht bot sich über dich, du Stadt Gottes, die sich hob und senkte unter dem Überandrang der heiligen Osterpilger! . . .

Doch keiner von den schaudernden Besuchern beachtete die Aussicht.

Ein enges Häuflein Jünger, das langsam den Mut wiedergefunden, und eine — Mutter kauerten dem gekreuzigten Meister gegenüber. Sie hatten keine Tränen mehr. Ihre Augen brannten von dem Unbegreiflichen, das sie schauten.

* * *

Über den Zacken des jüdischen Gebirges schossen Wolken aus dem Horizont. Wie eine ungeheure Nacht schoben sich Gewitter lautlos über Judäa. Sie ballten sich zu Fäusten, sie formten Schwerter und Felsblöcke, sie dehnten Heerhaufen, sie flossen endlich zu einer neuen Sintflut schwarz und massig ineinander, bereit, das ganze Land zu ersäufen.

Da ward die Stadt, die in Mittagsruhe geschlummert hatte, abermals unruhig. Die Neugierigen verließen den Galgenberg. Vom Ölberg her, vom Bach Kidron, von Gethsemane strömten Festpilger in die Stadt zurück. Alle Töne, die Rufe der Heimrennenden, die Tempelmusik, die Brandung des Stadtgewühls und die Befehlsrufe der römischen Wache — alles scholl bang und hohl unter dieser schweren, schwarzen Wolkendecke. Selbst die zurückgebliebenen Jünger erwachten aus ihrem Schmerz und drängten sich, die Frauen voran, in die Nähe des Kreuzes.

Plötzlich, ohne Übergang, fuhr ein Windstoß in diese fahle Nacht. Gewänder flogen, Staub stieg empor und sah sich nach dem Gegner um, Frauen kreischten. Die Opfersäule im Tempel, bisher stolz und gerade, zerbrach. Als Schlange des Paradieses kroch sie am Boden hin, kroch wie höhnend über das betrogene Jerusalem hinweg und schwand in schwarzer Ferne. Dann kam der erste Blitz: in grellem Zickzack flog er über das Häusermeer, jenseits hinab ins Tal Josaphat. Er zerschmetterte den Ölbaum im Garten Gethsemane, unter dem Judas Ischarioth seinen Meister verraten hatte. Und immer neue Blitze sprangen aus dem Himmel, Donner auf Donner hielt seine Zornpredigt, als wären die unverstandenen Propheten des Alten Bundes versammelt über den Wolken. Staub, Sand, Sturmwind erstickte die Zionsstadt. Die Sonne war erloschen, der klaffende Boden rauchte, die Häuser zitterten, — die drei Kreuze schwankten im Sturm. Qualvoll schmerzten die gezerrten Wunden; die beiden Mörder schrien in die Gewitternacht.

Auch Jesus war wach. Von seinem sturmgerüttelten Holzstamm hob er sein zermartertes Antlitz zum Himmel empor und rief in die große Nacht: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Sein Todeskampf hatte begonnen.

Die Jünger umklammerten den schwankenden Stamm, die Palme mit so edler Frucht; sie küßten des Heilands Füße; die Ostergewänder der Frauen wehten wie greifende Geisterhände. Und der gelbbraune Staub Golgathas zog mit dämonischen Flügelschlägen über die bang gedrängte Gruppe.

Plötzlich ward, wie auf Befehlswort, die erregte Natur totenstill. Was war das? Der Sturm schwieg, die Donner schienen tot, die Blitze ausgelöscht. Jerusalem atmete auf und sah sich um. Noch immer schwarze Nacht, soweit man sah. Aber das Unwetter schien erstorben. Da aber — vor aller Augen — mit einem Krach, als ob die Erde berste, zuckte der letzte Feuerstrahl durch die Nacht, herunter auf Morija, in die Zinne des Tempels.

Der Vorhang des Allerheiligsten ging in Flammen auf.

Eine Regenflut ergoß sich nun über die betäubte Stadt; mit leichten, spielenden, verächtlichen Blitzen zog der Engel des Wetters das Jordantal hinab, südwärts, nach dem Toten Meere, wo Sodom und Gomorrha begraben liegen.

Auch der Heiland hatte ausgekämpft. Noch einen Blick warf er auf das Land, das ihn ausgestoßen, noch einen Blick auf die treue Schar am Fuße des Kreuzes, die seinen Gottesgeist über die Welt zu tragen berufen war. Dann schloß er die Augen.

„Es ist vollbracht.“

* * *

Vier Jahrzehnte später erlag Jerusalem dem Schwert und der Brandfackel der Römer. Der Tempel des Herodes ward ein Schutthaufen; der Ölberg lag kahl; auf Golgatha standen Belagerungsmaschinen; Gethsemane wurde zerstampft. Und die nicht getötete Judenschaft wirbelte mit der Asche Jerusalems über die ganze Welt.

Spartacus

Zu Capua unter den Bogen des Amphitheaters drängten sich die Fechter. Es waren Gladiatoren des Lentulus Batiatus. Sie spähten auf die Arena des dampfend vollen Theaters. Die Menschenmasse begrüßte ein soeben unter Tubatönen einrückendes Gladiatorenpaar. Ein schlanker, gelenkiger Bursch mit einem Fangnetz und einem Dreizack sollte einen schweren Bewaffneten zu fangen und zu töten versuchen.

An einer Luke stand der Aufseher. Er konnte von dort aus die wartenden Fechter und die Kämpfer auf der Arena zugleich überschauen.

Jetzt ging eine Bewegung durch die Gruppe der halbnackten Gestalten, der unbeschäftigten Gladiatoren.

„Der Alte!" rief irgendeiner.

Schon war der Aufseher zur Stelle.

„Gladiatoren! In Ordnung!"

Das Geplauder verstummte. Die soldatisch gedrillte Bande flog in Reih' und Glied.

Lentulus, ein stämmiger Römer, kam im Festkleid hinter die Bühne.

Kalt, mit herrischer Gebärde, rief er dem Aufseher zu:

„Spartacus!"

„Spartacus!" gab der Aufseher den Befehl weiter.

Ein stattlicher Fechter, den schmalen Mund fest geschlossen, düsteren Trotz auf der hohen Stirne, trat aus den bewaffneten Reihen heraus und blieb vor Lentulus stehen.

„Du weigerst mir den Gehorsam?"

Spartacus sah seinen Herrn mit lodernden Augen an und schwieg.

„Nicht diesen Blick, Bursche!" flammte der Sklavenhalter. Aber er war sofort wieder kalt und sachlich. „Du weigerst dich, gegen Cnejus zu kämpfen?"

„Cnejus ist mein Blutsfreund", antwortete der Fechter.

Der gedunsene Römer schwang die Toga fester um die Schulter und schaute einen Augenblick wie ratlos die stummen Reihen dieser harten, rohen Schlächter entlang.

„Hör' ich recht? Der Mann da versagt mir Gehorsam? — Gajus, rede!"

Der Aufseher Gajus meldete:

„Der Fechter Spartacus trat aus der Reihe und sprach im trotzigen Ton, der seine Art ist: ‚Muß ich gegen Cnejus kämpfen?' — ‚So ist es', sag' ich, ‚so hat es Lentulus Batiatus bestimmt.' — ‚Gegen Cnejus ist mir kein Schwert geschliffen', sagt er. — ‚Warum nicht?' frag' ich. — ‚Cnejus ist mein Blutsfreund', sagt er."

Lentulus hatte Spartacus im Auge behalten.

„Ist es so?"

„So ist es."

Da brauste der Herr und Besitzer dieser Fechtersklaven heftig auf, ballte die Faust und stieß den trotzigen Thrazier wiederholt mit dem Daumen unter das Kinn.

„Was?! Du?! So ist es? Das sagst du mir ins Gesicht? Und warum ist es so?"

„Cnejus ist mein Blutsfreund", erwiderte mit eisiger Stimme der starke und hochgewachsene Fechter.

„Du Schlachttier du!" brüllte der Emporkömmling. „Hat dich die Sonne gestochen, du Hund?! Mir wagst du zu widersprechen, du toter Mann? Soll ich den Finger rühren — und dich wegblasen von der Erde?!"

„Lentulus Batiatus hat mir versprochen, mich nicht mit scharfem Schwert gegen Cnejus zu stellen", erwiderte Spartacus.

„Ich dir versprochen? Ich einem Sklaven versprochen? Mich sollte ein Versprechen binden an eine von euch Kreaturen?!"

Er stieß ihn mit der Faust, rot vor Zorn. Jener stand wie ein Felsen. Da ward sich der Römer wieder seiner Würde bewußt, trat einen Schritt zurück und hüllte sich in die Toga, die Arme kreuzend.

„Ich entwürdige mich", sprach er. „Fechter Spartacus, merke, was ich dir sage: Ich habe in Capua und Rom verbreiten lassen,

das heutige Fest wird meine zwei besten Gladiatoren im Kampf auf Leben und Tod aneinander sehen. Verstehst du, was das heißt? Mein Theater ist übervoll, das Volk glüht vor Begier grade auf euch zwei Bissen — und du thrazischer Trotzschädel weigerst den Gehorsam?!"

Und kurz und herrisch rief er:

„Cnejus!"

Cnejus trat vor.

„Sind deine Waffen in Ordnung?"

Cnejus trug wie Spartacus einen kleinen Schild am linken Arm, an der rechten Seite ein Halbschwert. Er schlug an Schwert und Schild und bejahte seines Herrn Frage.

„Spartacus, sind deine Waffen in Ordnung?"

Der soldatische Drill war auch im Thrazier Spartacus, der ehedem Krieger war, so wirksam, daß er unwillkürlich bejahte.

„Abtreten! Ihr kämpft!"

* * *

Auf der sandigen Arena waren Thusco und Elanor ineinander verbissen. Das Volk war erregt. Die Gladiatoren stürmten an den Eingang zurück, sobald Lentulus verschwunden war.

„Wer hat? Wer liegt?"

„Elanor liegt!"

„Was, der plumpe Germane warf diese geschmeidige Otter? Was will das Volk? Tod oder Gnade?"

„Tod — nein, Gnade — ja doch, sie strecken die Hand aus — Daumen tief — Tod — da setzt er ihm den Fuß auf — nein, halt, das Volk gibt ihn frei!"

Die geballten Hände, die dem Besiegten Gnade bedeuteten, hatten die Mehrheit.

„Will ich hoffen", brummte der Aufseher.

Spartacus und Cnejus umarmten und küßten sich. Sie nahmen Abschied.

„Zum Kampf mit scharfen Waffen!" rief der Aufseher. „Spartacus und Cnejus!"

Und die beiden Kämpfer und Freunde marschierten hinaus, be-

gleitet von Soldaten, begrüßt von unermeßlich herantobendem Beifall, ermuntert von den Genossen.

„Halt dich straff, Thrazier!"

„Nacken steif, Enejus!"

„Meiner Lucilia einen Gruß, wenn einer von euch zu den Schatten fährt!"

„Ha, Fechter, auf den Kampf bin ich begierig!"

So drängten und stießen sich die wildblütigen Fechter, von fachmännischer Begierde auf des Kampfes Form und Ausgang mehr durchglüht als von menschlichem Mitgefühl. Der eherne Himmel spannte sich blau und hart über die harte Römerwelt. Die Fülle der hellen Gewänder deckte das offene Steintheater; die Sonne war im Sinken, man bedurfte nicht mehr der Schutzdecken; vom Meer herüber begann ein Lüftchen über Kampanien zu wehen. Hoch über dem Vesuv lag ein regungsloses weißes Wölkchen. Und da drinnen auf dem gelblichen Sande fochten, gelenkig ausfallend, geschickt mit dem kleinen Schild deckend, umblitzt von Schwerthieben und doch immer ein höfliches Schauspielerlächeln auf den Lippen, zwei gebräunte Männer.

„Enejus matt!"

„Holla, jetzt! Jetzt hätt' ihn Spartacus gehabt — aber er will nicht!"

„Fechter, ein Scheinkampf! Seht, wie schlecht sich Spartacus deckt!"

„O pfui doch! Zehn Jahre führ' ich die Waffe — doch solche Stümperei hab' ich nie erlebt!"

„Holla, der Alte!"

„In Ordnung!"

Da standen sie wieder.

Die Tuba rief; die beiden Fechter kamen zurück.

Lentulus zitterte vor Wut.

„Heraus die Hunde! Die Samniten hinein! Flink, flink, flink! Das Volk murrt!"

Die meisten anwesenden Gladiatoren waren sogenannte Samniten. Sie fochten gruppenweise, in den Waffen dieses italienischen Volksstammes: Brustharnisch und am linken Bein eine deckende Schiene, als Hauptschutz einen großen, keilförmig nach unten zu-

gespitzten Schild, einen bebuschten Helm, als Waffe ein langes Schwert. Der Troß zwang sich sofort in kampfmutige Mienen; und zweireihig trabten sie in die Arena.

Lentulus tobte. Mit beiden Fäusten machte sich der stiernackige Sklavenhalter Luft, bald auf Spartacus losfuchtelnd, bald auf Cnejus.

„So macht ihr mich zum Marktschreier?! So steh' ich als Wortbrecher vor ganz Capua und Rom!? Ist das Kampf? Ist das Kampf?! — Sempronius!" fauchte er einem Unteroffizier zu. „Nimm ein paar Mann! Spartacus zwanzig, Cnejus zehn Peitschenhiebe!"

Und die beiden Fechter waren im Nu von Soldaten umringt, gepackt, der Waffen entkleidet, abgeführt. Die großen, schönen Männer überragten um Haupteslänge die kleine römische Horde.

Inzwischen tobte sich Lentulus an seinem Oberaufseher Gajus aus. „Ist das Zucht?! Hab' ich einen Trödler oder Gewürzkrämer zum Drillmeister über diese Bestien gesetzt? Fort mit dir zu den Maulesel n! Hüte die Ziegen! Ich suche mir einen Mann von Eisen für diese widerspenstigen, borstigen, schwerhörigen Schlächter, kein Waschweib!"

Gajus versicherte, bleich vor Grimm, daß er die Leute wie immer behandle. Aber Lentulus fuhr ihm ins Wort.

„Aufruhr! Das ist Aufruhr! Ich wittre das! In meiner Kaserne sind Gärungen, das spürt ein Blinder. Muß ich dich Maulwurf mit der Nase darauf stoßen? Bist du nicht ein Maulwurf?! Muß nicht ich selber, der Herr der besten Gladiatorenschule, Ordnung schaffen hinter der Arena?!"

„Verzeih, Herr, du hattest dem Thrazier versprochen —"

„Nichts hab' ich versprochen!"

Die beiden Gezüchtigten kamen sehr langsam zurück. Das Blut rieselte von ihren Schultern.

„Nun, ihr Dioskuren?! Hat euch die Peitsche Feuer gemacht? — Gajus, nach Abtreten der Samniten noch einmal Spartacus und Cnejus! — Einer von euch bleibt mir im Sand! Das will ich! Und gibt das Volk Gnade — ich verbiete Gnade! Pfui, muß ich mich meiner zwei besten Kämpfer schämen?! Feig, Spartacus? Cnejus, feig?! Stümperhaft!"

Er packte sie an ihrer Fechterehre. Er nannte sie feig, er schalt sie Stümper.

Und mit anfeuernden Bewegungen rannte er wieder davon.

* * *

Die beiden Freunde hatten sich ihre blutrünstigen Rücken mit feuchten Tüchern kühlen lassen. Sie saßen nun knirschend oder finster schweigend nebeneinander, auf das Abtreten der Samniten wartend. Cnejus verbarg stöhnend den Kopf zwischen den Knien. Spartacus preßte schweigend die Lippen.

„Mein Rücken ist Flamme, mein Herz Gift und Galle", knirschte Cnejus. „Brülle, römisches Gesindel, deine Stunde kommt dennoch!"

Spartacus schwieg.

Aber nach geraumer Zeit begann er tief aufzuatmen, als wär' er mit einem Entschluß zu Ende.

Er raunte durch die Zähne:

„Cnejus."

„Was gibt's?"

„Ich muß mit dir sprechen."

„So sprich!"

„Du bist gegen unsern Plan, Cnejus?"

„Gegen welchen Plan?"

„Auszubrechen."

„Sinnlos!"

„Du bist dagegen, frage ich."

Cnejus warf einen Blick nach der Luke des Aufsehers.

Das Gespräch war ein Flüstern und Knirschen.

„Wie willst du aus diesen Mauern heraus, sinnloser Spartacus?! Wie willst du durch Wachen, Soldaten, Volk? Wohin? Sag', wohin wollt ihr? Verhungern? — Sinnlos! Es bringt euch ans Kreuz!"

„Du bist dagegen?"

„Ich lebe und verende als Gladiator. Hundedasein auf der ganzen Welt!"

„Und du rätst den andren ab?"

„Allen rat' ich ab! Der ist nicht unser Freund, der uns in diesen Wahnsinn treibt!"

„Rate den andren nicht ab!"

„Allen rat' ich ab."

„Cnejus!"

„Nun?"

„Rate niemandem ab!"

„Mein Rücken — Tartarus und alle Furien! Bist du von Eisen, Spartacus, daß du keine Miene verziehst?"

Spartacus schwieg. Er preßte bloß die Zähne unheimlich aufeinander.

Nach einer Weile begann Cnejus:

„Ich will dir ein Mittel sagen, Spartacus, wie wir unser Leben retten."

Spartacus erhob sich kalt und ging einige Schritte von ihm weg.

Cnejus erhob sich desgleichen und folgte.

„Du schlägst mir das Schwert aus der Hand, danach wirfst auch du dein Schwert fort — und wir verwandeln den Schwertkampf in Ringkampf."

„Nein", versetzte Spartacus.

„Warum nicht?"

„Lentulus will Blut", erwiderte der Thrazier eisig.

Ein Brausen auf der Arena, Getöse, hereinflutendes Gewimmel: die Samniten waren zu Ende. Dann abermals Tubatöne, Kommandorufe — und abermals standen im hellen Sande vor fiebernd gespannter Menschenmasse Spartacus und Cnejus.

Ehe sich noch die hadernden und aufgeregten Samniten erholt und beruhigt hatten, scholl drin das Gebrüll der gespannt folgenden Menge.

„Ha, sie sind aneinander!" rief einer.

Alles, was unverwundet laufen konnte, stürzte und hinkte heran.

„Seht den Thrazier! Wie das Wetter! Herrlich, herrlich! Cnejus hat! Cnejus taumelt! Cnejus fällt! Da springt er auf! Cnejus liegt — und da — —"

Einer der zuschauenden Gladiatoren schrie gellend auf und wälzte sich mit südländischer Leidenschaft auf dem Gestein.

„Mein Bruder Cnejus!"

Durch die Fechter und das betäubte Volk ging ein Schauer.

Dann klang ein Wort durch die Totenstille:

„Spartacus hat seinen Blutsfreund Cnejus getötet."

* * *

Entzückt und händereibend stand Lentulus vor dem siegreichen Spartacus. Vor ihm die starren Reihen der Gladiatoren. Hinter ihm vornehme Römer und die lockere Römerin Prăcia, eine Freundin des jungen Lebemannes Gajus Julius Cäsar.

„Meisterhaft!" rief Lentulus. „Thrazischer Prinz, ein Meisterstück! Was, und so viel Talent hast du bislang verborgen? Der beste Hieb, mein Freund, der jemals einen Gegner abgetan! Setzt ihm den Kranz auf! Hinaus! Das Volk will den Sieger sehen!"

Während Spartacus, immer mit zusammengebissenen Zähnen, noch einmal auf die Arena trat, schleifte man den toten Cnejus davon. Lentulus aber begrüßte mit lautem Geschwätz die römischen Gönner und Freunde.

„O tugendsame, überaus schätzenswerte Herrschaften aus unsrer unübertrefflichen Siebenhügelstadt! Hier ist für Damen, edle Prăcia, kein Ort. Bei allen Göttern, du bist tapfer, Römerin!"

„Lentulus," lächelte die unspröde Römerin, „vor Männern ist Prăcia noch nie zurückgeschreckt."

Konsul Cethegus lachte.

„Haha, Täubchen, das ist Wahrheit! Niemand bestreitet dir das, du zweite Semiramis!"

„Ich bekenne dir freiwillig, schöne Prăcia", fügte der Kriegstribun Cäsar hinzu: „du bist tapfrer als ich. Denn ich liebe derlei Orte nicht. Es duftet nach den Fleischhallen Roms."

„Pah, Rom ist weichlich geworden", erwiderte Prăcia. „Wie sagt der saure Cato? ‚Versammelte Väter, euer Rom ist ein Lotterbett' — puh, der Tote!"

Herablassend trat Gajus Cäsar vor den Fechter Spartacus.

„Wie lang in der Kaserne?"

„Drei Jahre."

„Der wievielte ist das da?"

Spartacus sah den jungen Patrizier schweigend an.

„Haha, er begreift nicht!" rief Cethegus. „Der wievielte, dessen Niederlage zugleich sein Tod war?"

„Dreizehn", sagte Spartacus.

„Und der Tote dort war dein Blutsfreund?"

Spartacus schwieg.

„Wunderlich!“ sagte die vornehme Dirne, warf noch einen Blick über die stattlichen Männer, hob ihr Gewand und trippelte mit den Römern davon.

Kaum waren die Gladiatoren allein, so entlud sich die gewaltige Erregung. Kleops sprang tigerhaft auf Spartacus ein.

„Mörder!“ zischte, schrie, knirschte der wütende Jüngling. Und um ihn und Spartacus drängten sich der summende Klumpen dieser von allen Erdteilen zusammengewirbelten wilden Männer, fragend, bestürmend, rüttelnd an dem unbegreiflichen Kameraden.

„Wie kam das? Warum schlugst du wie toll? Warum hast du des Volkes Willen nicht abgewartet?“

„Er schweigt!“ schrie des Gefallenen Bruder. „Er schweigt wie immer! Mörder! Da steht er und schweigt! Mörder! Keinen Augenblick halt' ich zu dir und deinen Tücken. Mörder! Keinen Augenblick bind' ich mein Geschick an meines Bruders Mörder!“

Spartacus hatte ohne Zuckung das immer wieder herausgestoßene „Mörder!“ des jungen Kleops über sich ergehen lassen. Aber jetzt fuhr er herum:

„Was sagt er?“

Kleops warf ihm den Helm vor die Füße.

„Mörder, sag' ich! Zerrissen der Eid, der mich an deinen Bund schloß! Mörder! Ich schreie deinen Plan aus! Willst du Eide halten, der du einem Blutsfreund den Eid gebrochen?! — Lentulus! Verschwörung! Ausbrechen wollen deine Gladiatoren! Spartacus will ausbrechen! Lentulus! Gajus! Wache!“

Und der Rasende lief schreiend davon.

Eine ungeheure Aufregung toste aus dem Troß der Gladiatoren empor. Kleops verrät! Eine Sturzwelle von Wut und Angst durchschauerte die Reihen des gefährdeten Geheimbundes.

„Verrat!“ dröhnte der Massenruf.

„Kleops rennt zu Lentulus! Kleops verrät! Waffen zur Hand! Waffen! Waffen!“

Da sprang Spartacus in die Mitte.

„Freunde! Brüder! Her zu mir!“

Des Thraziers Stimme war Donner.

„Durchs Westtor auf den Vesuv! Schlagt tot, was euch in Weg

tritt! Mir nach! Wo mein Blut von meinem gepeitschten Rücken tropft, da euer Pfad!"

Die zusammenströmende Masse der Fechter empfand ihren Führer.

Der Aufseher stürzte herbei.

„Was ist das?! Wo ist Spartacus?"

„Hier!"

Ein Schwerthieb — Gajus wälzte sich am Boden.

Und der ausbrechende Troß brauste über ihn hinweg.

* * *

Nun begann, im dreiundsiebzigsten Jahre vor Christi Geburt, jener furchtbare zweijährige Sklavenkrieg gegen die Römer. Mehr als hunderttausend Mann sammelten sich um den Fechter Spartacus; er schlug die römischen Heere in großen Schlachten; er drang nach Oberitalien vor und gedachte die Seinen aus dem Land der Knechtschaft hinwegzuführen. Aber die eigene ungezügelte Rotte zwang ihren Führer zur Umkehr, mehr auf Plünderung als auf das edle Gut der Freiheit erpicht.

Zuletzt wurden die Römer des Aufruhrs Herr. Und Spartacus fand in tapfrem Kampfe den Heldentod.

Das wilde Heer

Die rötliche Mondscheibe taucht unter im Gewitterdunst. Sie verzischt im Gewölk.

Nachtwind läuft durchs verdunkelte Land. Er ruft von den Höhen; Baumwipfel rauschen auf; Hecken beginnen zu zittern. Überallher ist ein raschelnd Huschen und Hasten das schwüle Tal entlang, heran, hinauf zu den Höhen des Hörselbergs.

Dort sammelt sich das Totenheer.

Des Mondes zerrinnend Rotlicht ist aufgesogen vom Gewölk. Und nun flammt das lichtgefüllte Gewölk den Glanz zurück: der erste Blitz fällt in die stumme Nacht.

So hebt sich ein Geist aus seiner Gruft, breit schüttelnd die flammenden Flügel. Er ruft seinen Genossen. Schaurig-still winkt er, meilenweit, hochgereckt, winkt über das horchende Land.

Der Hörselberg summt. Der Berg der Toten ist tönende Musik. Alles, was im Geisterland durch Leidenschaft an die Erde gefesselt ist, sammelt sich in diesem Berg. Die Kämpfer zumal, die Zornigen, die Berserker-Naturen, deren Tatendrang im Leben keinen Raum gefunden. Sie suchen jetzt Raum in grenzenloser Luft.

Immer lauter wird der Berg, immer ungestümer drängt es empor; sie sammeln Kraft aus der Gewitterluft. Mit erregenden Strömen umfließt die Gewitterluft den ausgedörrten Gipfel. Sind sie gestärkt genug, die so dürftigen Schatten, so brechen sie aus, so rasen sie durch die erschütterte Luft, um die Wette mit dem Donner, auf dem Rücken des Windes, an den Mähnen der Wolkenrosse — das wilde, das wütende Heer!

Noch schläft das betäubte Land ...

Da tritt, im stummen Aufleuchten der gerötеten Nacht, ein Großer aus dem erregten Totenhügel. Er steht als Steingestalt, gestützt auf den weißen Stab. Grau und lang sein Bart, unbewegt der schwer fallende Mantel, über dem Langhaar der deckende Schlapphut.

„Bereite dich, Land der Schläfer, Volk der Schlaffen!

„Geister der Kraft kommen über deine Träume! Mein Luftheer wettert dich an!

„Tannen zerbrechen vor unserm Hauch, Sparren zertrümmert unsre Kraft — aber wir suchen nicht Sparren noch Baumwerk! Wir suchen dich! Volk der Schlaffen, wir suchen dich!

„Als diese Geister in Körpern hausten, waren sie Helden. Helden der freien Tat, Helden des gefesselten Dranges! In ihren Herzen gefangene Glut! Sie haßten Rost und Rast, sie suchten Drachen und Riesen, am Siege zu genesen von unheilbarer Glut!

„Weh euch! Ihr habt sie verspöttelt, ihr habt sie zerdrückt! Mit tötender Satzung, Feiglinge, habt ihr verschüttet und begraben ihr Gottesfeuer! Da starben die Söhne der Flamme. Weh euch!

„Nun gespenstert das entfesselte Heer, nun quält euren Schlaf die entkörperte Schar! Nun sollt ihr träumen von Wagnissen der Großen, wie Brunhild starb und Gudrun am Meere trotzte, wie Trutzhelden in Todeskämpfe zogen, wie freie Männer standen und starben — träumen sollt ihr bis ins Mark, aufweinen vor Entzücken und stöhnen vor Heimweh nach Heldenart — aufweinen und — zusammensinken! Und sollt in den Tag erwachen, vergessend der Träume, verdrossen und klug, scheltend die alte Zeit, lobsingend dem Trott — Knechte!

„Doch ihr, Kinderlein am Wege, verirrt und entschlummert im Tannengebüsch — Segen über euch! Heilig seid ihr den Helden der Sonne. Ihr lacht noch mit der Sonne, ihr weint noch mit dem Regen, ihr spielt noch mit Hasen und Reh — lieblich lächelt in euch das heilige Licht. Ihr fürchtet nicht, o Herzen voll Glanz, die frei hinstürmende Schar: sie tönt euch Musik! O kleine Sturmwinde, frei laufend über die Wiesen, haschend nach Strahlen der Luft — ihr bejubelt den Sturmwind der Großen! Segen allen Kindern — Segen über Segen, was noch da unten zürnt und weint, liebt und lacht: unverrostet, untot!

„Auf nun, Wodans lebendige Jagd!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Warner verschwand — Wodan saß zu Roß! Der Götterkönig rief mit der Stimme des Donners von Sleipnirs Rücken

zurück in den umsummten, umbrausten, umfunkelten Berg: „Auf, Söhne der Kraft! Auf, Wodans lebendige Jagd!“ Walkürengewimmel rauschte heran, ein Wolkengewimmel lediger Rosse drängte sich her — an die Mähnen sprangen die Starken — brüllend vor Lust, über sechs, acht Rosse sprangen die Einherier auf ihr erwähltes Tier! Rufe, Hornstöße, wirres Getümmel — und da schmetterte nun, da jauchzte nun im voll entfesselten Wettersturm das Geisterheer durch die hohe Nacht!

Die Menschen im Tal, denen das innere Ohr geschlossen, erwachten und sprachen über das Geräusch zu ihren Häuptern: „Ein heftig Wetter.“ Manche Förster und Bauern, aus dem Fenster lauschend, den geschüttelten Laden in knochiger Hand, vermeinten Rüdengekläff zu hören und Jagdruf.

Einige wenige aber verstanden die Sprache der Luft; sie verließen ihre späte Lampe, traten ans hellere Fenster, und die Glut ihres Herzens antwortete der Glut der Nacht:

„Genius der Kraft, Atem der Gottheit, verlaß uns nicht!“

Brunhilds Todesfahrt

Nach der nordischen Sage wurde Sigurd (Siegfried) nachts auf seinem Lager ermordet, an der Seite der schlafenden Gudrun (Kriemhild), auf Befehl der tief gekränkten Brunhild. Als die Tat geschehen, gab Brunhild sich selbst den Tod. Auf ihrer Fahrt ins Schattenland — so erzählt die Edda — kam Brunhilds Geist durch das Gehöft einer Riesin, ward angehalten und wegen ihres Verbrechens zur Rede gestellt. Stolz gibt die ehemalige Walküre und Königin Antwort und fährt weiter.

Dies kurze Lied ist im folgenden ausgestaltet. Die Begegnung findet statt am Eingang von Helheim. Das Weib, das am Boden kauert und bei der Anklage drohend zur Riesin emporwächst — Brunhilds verkörpert Gewissen — ist hier Hel selber, die Göttin der Unterwelt.

* * *

Brunhild. Furchtbar dies Tor ... Kein Balken, kein Erz — offen die Halle! ... Und doch ein Tor, — vor dem der trotzigste Wandrer den Fuß hemmt ... Du dort am Boden, Weib, Verhüllte du: sieh' ich am Tor zum Reiche der Hel?

Hel. Stehst am Tor zum Reiche der Hel.

Brunhild. In Helheims lichtloser Halle hör' ich ein Rieseln und Rauschen —

Hel. Tropfen von Eis — geschmolzen in Glut!

Brunhild. Woher die Glut?

Hel. Aus Menschenqualen! Glut ihre Seelen — ihre Gespräche Rauch — doch die kristallenen Wände Eis!

Brunhild. Kein wohnlich Haus. Doch willst du mich schrecken, unnütz Weib, so spare die Müh'. Schau' hinter mich: Mannen und Mägde genug, getötet auf meinem Grab! Ich könnte sie senden, den Weg zu erkunden. Doch mir ziemt der Vortritt auch hier: der Königin! — Weiche, Zwergin!

Hel. Fragst du die Zwergin nicht, wer vor kurzem hier einging?

Brunhild (kalt). Wer ging vor kurzem hier ein?

Hel. Ein Mann.

Brunhild. Frei oder unfrei?

Hel. Frei.

Brunhild. König?

Hel. König.

Brunhild. Woran erkennbar?

Hel. An klaffender Wunde — rot wie das Blut, das aus deiner Brünne quillt.

Brunhild. Kampfgefallene fliegen nach Walhall, emporgetragen von Odins Walküren —

Hel. Der nicht!

Brunhild. Der auch!

Hel. Der nicht! Denn Tücke hat ihn getötet — (Reckt sich empor, riesengroß.) Du hast ihn getötet, Budlis Tochter! Du, Gunnars Gemahlin, Mörderin Sigurds!

Brunhild. Ja denn, Weib, Sigurd such' ich! Sigurd, der mich zum Leben geweckt —

Hel. Sigurd, dem du das Leben geraubt —

Brunhild. Sigurd, den ich mir hole nach Walhall, ich, die Walküre!

Hel. Keine Walküre betritt mein Reich. (Sie enthüllt sich.)

Brunhild. Bist du Hel —?!

Hel. Hel gebietet Brunhild: Steh! Unnütz, Gunnars Weib, wirbst du bei mir um den Buhlen!

Brunhild. Buhlen?! Blind Gewürm, du bist nicht Hel! Bist keine Göttin! Sonst sähest du taghell: Ich suche den Gatten!

Hel. Wo ist dein Ring, Gattin? Wo dein Ausweis?

Brunhild. Hier mein Ring: schau' meine Wunde! Ausweis? Schau' mein harmvoll Antlitz! Und willst du Worte, o blutloses Weib, so sag' ich: Treue! So sag' ich: Stolz und unerträgliche Schmach! ...

Mein Los war Leid, solang ich gelebt ... Einst war ich die unberührte, die lachende Maid — Helm auf dem Haupte, Schild am Arm — die Schlachtwalküre! — Doch da ich in Kampflust Odin mißachtet, legte mich Odin in flammende Lohe, umschildete mich und gab mir Schlaf. „Wer die Lohe durchreitet" — so sprach der Gott —, „der sei der Träumerin Gatte!" Merke das Wort, Hel!

Lange träumte die Jungfrau — da scholl der Huf, da fielen die Schilde, da küßte mich wach mein Königssohn! Und Wunder im Auge, Lust im Herzen lag ich und lachte den Fremdling an — Gunnar. Denn Gunnar — merke das Wort, Hel! — Gunnar nannte sich jener. Ich lag und lachte Gunnar an und zupfte spielend sein Sonnenhaar, der Brünne beraubt, des Schildes entlastet, ein Weib nur, keine Walküre mehr, des Gatten gewärtig ... Doch er: — drei Nächte lag er auf Brunhilds Fels — zwischen uns das Schwert! Staunend oftmals, im Blaßlicht der Nacht, lag ich gestützt auf den nackten Arm und beschaute den Schläfer. Er schlief — verkreuzt die Arme, vertrotzt die Lippen — wonnig Wangen und Mund. Und im Mondlicht glühte das Schwert ... Da warf auch ich die Lohe des Haares um den unnütz begehrenden Leib, hüllte mich ein, zerbiß die Lippen in Wut — und wachte wohl, doch weinte nicht ...

Wir ritten zu Hofe. Frauen empfingen die Jungfrau, und Gunnar lächelte: „Bald!" Frauen hüllten die Nordlandsmaid in Königsgewand und führten mich herrlich verwandelt heraus. Auch Gunnar kam verwandelt, auch er kaum zu erkennen! „Der Zierling dort — das wäre Gunnar?" Doch war's wohl Gunnar ... ich wurde sein Weib ...

Nach herben Tagen und Nächten zeigten sie mir einen Fremdling: den starken Sigurd. Als ich den Fremdling erblickte, bebte mein Herz — und die Stirne bedeckend sann ich und sann ... Sigurd? Nie hört' ich den Namen. Doch den Mann, wo hab' ich ihn traumhaft geschaut? —

Doch freite Sigurd Gunnars Schwester, die weichliche Gudrun...

Und dann — unabwendbar fielen die Lose ... Wir rühmten beim Bade die Stärke der Männer, Gudrun und ich — und Gudrun schwatzte, schnatterte hell, wie stark ihr Sigurd. „Gunnar ist stärker!" — „Dein Gunnar? Zwang er die Dänen?" — „Gunnar ist stärker!" — „Dein Gunnar? Erschlug er den Lindwurm?" — „Gunnar ist stärker!! Denn Gunnar durchritt und zerstampfte die Lohe! Gunnar, der mich gefreit; Gunnar, mein Gatte; Gunnar, der Stärkste!" Da lachte — lachte — lachte das mitleidlose Weib! „O Träumerin Brunhild, weißt du denn nicht? In Gunnars Gestalt,

mit Gunnars Gewand und Waffen ritt durch die Lohe Sigurd! Mein Gatte Sigurd, der dich gefreit dem Schwächling Gunnar! Sigurd, der Stärkste!" — — Oh!! . . .

Mein Los war Leid, solang ich gelebt . . . Ich wußte die Wahrheit — und sollte nun dulden, wie Sigurd, mein Gatte, Gudrun im Arm lag!! Ich wußte die Wahrheit — und sollte nun dulden, wie Gunnar, der Hund, die Walküre befleckte! Ha — aufspringend des Nachts aus wilden Gedanken ergriff ich den schlummernden König und band den bebenden Gunnar gürtelfest an die Holzwand! Und rief die Knechte: „Knechte, nehmt mir dies Schwert, schleicht euch zu Gudruns Buhlen — erschlagt mir Sigurd!"

Und als ich lag auf den zottigen Fellen, furchtbar lauschend — Gunnar aber am Balken winselte hündisch — — Hel, da erscholl aus der fernen Kammer Sigurds Schrei — Hel, da liefen die Knechte vorüber: „Wir haben's getan!" Hel, und Gudruns schrille Stimme gellte — gellte jäh und schwieg dann lang — hingestürzt ihr Leib auf den toten Gatten! Und Brunhild lachte! Lachte gewaltig, die Walküre, durch Kammern hallend — und lag und weinte wilder als Gudrun . . .

So kam der Morgen . . . Das Sigurdsweib lachte nicht mehr ob der Träumerin Brunhild . . . Ohne Eile band ich den Wicht vom Balken, rief die Mannen und legte mir um mein Walkürengewand. „Bringt mir das Schwert, womit ihr's vollbracht!" Sie brachten die Waffe — ich küßte das blutige Naß — und tat mir, was sie Sigurd getan. — — —

So fuhr die Walküre herab nach Helheim — reuelos! Ich komme, den Gatten nach Walhall zu holen, den mir der Gott versprach! — Weiche, Hel!

Merlin der Königsbarde

Voll anmutiger Gräser und Blumen stand die sommerwarme Waldlichtung. Und der in den anmutigen Gräsern und Blumen lag, war Merlin, der schottische Barde des Britenkönigs Arthur. Der Länge nach auf dem Rücken lag er zwischen spielenden Faltern und Sonnenlichtern. Das Gras überragte sein wetterbraun Gesicht; wie ein behaglicher Zaun schieden ihn die Halme von der Welt ab. Einige stolzere Rispen neigten sich in schlankem Bogen über die anderen und lächelten wohlwollend auf ihn herab. Kam dann der Sommerwind, so ging ein Nicken und Neigen durch die Versammlung. Die Rispen und Dolden grüßten sich, Herren und Damen reichten sich die Hände, schüttelten sich vor Lachen, erzählten sich mit Eifer über Falter, Bienen und Käfer seltsame Neuigkeiten, schlugen mit drolliger Verwunderung die Hände zusammen und gaben sich einer so niedlichen, kindlichen Freude hin, daß Merlin vor Vergnügen über die schlanke Gesellschaft mit dem Arm ausholte und einen ganzen Wisch von Stengeln küßte. Laut lachte er dann hinaus, wenn sie sich langsam und wie verdutzt wieder aufrichteten und die verwirrten Haare und Kleider zurechtstrichen. Aber das Echo, das sein Lachen im wildöden Hochwald wachrief, erschreckte den Barden. Er fuhr auf, er ließ den verfinsterten Blick über den Wiesengrund schweifen, er sank erst nach einem langen Rundblick beruhigt zu seinen Gesellen zurück.

Nach und nach entschlief der Mittagswind. Tiefstill lag der Sommertag über dem träumenden Erdbeergrund. Am sonnig dürren Hang zirpte eine Grille, Meisen stritten sich in einer Fichte, ein Fink schlug in einem lichtdurchfluteten Buchbaum, und aus den Wipfeln flöteten Mücken wie Sang aus alter Zeit. Manchmal machte der matte Lufthauch eine Anstrengung, hob sich empor und schleppte schläfrig eine Thymian-Duftwelle herüber. Aber er kam nur bis in den nahen Schlehdorn; dort schlief er wieder ein. Eine Hummel

schwirrte in gradem Fluge vorüber und verlor sich in der Ferne; Bienen unterhielten den ganzen Tag im Heidekraut und am Thymianrain ein einschläferndes Geläut. Und Merlin lag inmitten der Sommertöne, in seliger Verzauberung, ein glückliches Kind geworden wie in den Frühlingstagen seines Daseins.

Jetzt unterbrach ein Ereignis das große Träumen. Da war ein tollkühnes Herrgottskäferchen, offenbar auch so ein Merlinchen, das von stolzer Warte seine Zeit beeinflussen wollte. Mit kecker Selbstverständlichkeit kletterte das Geschöpf an der höchsten Rispe empor, sah sich dann und wann um, hielt eine anfeuernde Volksrede. Aber niemand kletterte ihm nach. Nun, so stieg denn dies Hochwald-Genie unermüdlich einsam weiter, unermüdlich immer wieder innehaltend und unhörbare Reden richtend an die Unreifen.

Merlin war aufmerksam geworden; Merlin hielt sich die Hüften, um nicht von vornherein herauslachen zu müssen über den grünen Höhenwanderer; er strotzte von boshafter Erwartungsfreude. Und jetzt — jetzt — wieder kam eine Bande Sommerwind daher, die Halme beugten sich tief bei ihrem Vorüberziehen, und — der höhensüchtige Käfer lag auf Merlins Mund. Hohohoho! Der Hofsänger des Königs Arthur brüllte vor Lachen und pustete dabei den verunglückten Himmelskletterer in weitem Bogen in die blaue Luft. „Ha, Knirps du! Armseligster aller unreifen Wichte du! Was Merlin nicht gelungen, soll dir kurzsichtigem, anmaßendem, unnützem Zwerggeschöpfchen glücken?! Und wenn dir's gelänge, dann würde ich selbst dich herunterholen, ich selbst! Womit hast du mehr Glück verdient als ich? Wer auf Erden hat mehr Erfolg verdient als ich?! — wer war pflichttreu wie ich? wer betete nächtelang um seines Volkes Heil? wem ward so schandbar niederträchtig gelohnt wie mir?! — Schufte, Streberseelen, Verräter, Tröpfe, Dummköpfe! Dummköpfe, die aber immer recht haben, recht, recht, die einen Berg von Blödsinn und Gründen über dich schütten, daß du erstickst, erstickst! — Ha! Hoiho! Ha! Hoihohoh!!"

Der Sänger war aufgesprungen, er wußte nicht mehr, was er tat. Sein Anfall übermannte ihn wieder. Er nahm sein Schwert: und wie ein norwegischer Berserker hieb er um sich, schimpfend, tolle Schlachtrufe hinausbrüllend, die Luft bearbeitend wie ein Kämpfer

das feindliche Heer. Sein Hund unter der nahen Buche sprang auf; sein zahmer Rabe, der auf einem Aste sein Gefieder putzte, machte Anstalt, seinem Herrn wider einen unsichtbaren Feind zu Hilfe zu fliegen. Aber schon war der Anfall vorüber. Keuchend ließ sich Merlin auf den Boden fallen, und mit den Händen die pochenden Schläfen fassend, starrte er ins zerstampfte Gras.

* * *

Das war Merlin, einst Lieblingsbarde des Britenkönigs Arthur. Alle Jugendgenossen hatten ihn geliebt am fröhlichen Hofe des britannischen Königs; und die Frauen — wie viele Augen schmachteten den lockigen Braunkopf an! Ha, das war ein anderes Lager, in den Gewändern einer berauschten Edeldame zu liegen, als hier im öden Waldgras! Kein Gelage war, das nicht durch Merlins Frohsinn heller leuchtete; wo der Sänger auftrat, sproßte Freude aus allen Herzen und Lachen aus allen Lippen, und wenn er die Harfe schlug, so schwieg die Natur vor Entzücken über ihren Liebling.

Aber das war nur die hellere Hälfte seines Daseins. Am Morgen nach solchen Nächten trat ein anderer bleichen Gesichts aus dem Metdunst der Königshalle. Draußen rauchten die schottischen Täler, und die Heide stand in Funken. Und durch das Funkenmeer schritt der blasse Sänger, schweigend und finster in aller Lichtpracht. Den Kopf hielt er gesenkt, das Auge nach innen gerichtet. Die Zeit, die schwere, dumpfe Zeit, in der er lebte, die fürchterliche Zeit!

Überhart fiel ihm das aufs Gewissen. Es war um die Mitte des fünften Jahrhunderts; Sommer für Sommer schwammen die Raubscharen der Sachsen von Jütland herüber. Die Götter begünstigten sie. Jeder Pottwal, der sich in das Nordmeer verirrte, oder der gefürchtete Schwertfisch konnten ganze Reihen dieser schwächlichen Fahrzeuge vernichten, eine Sturzwelle konnte die tollkühnen Eroberer zu Hunderten ertränken. Aber immer wieder tauchten ihre langen Linien am Horizont auf, schon aus der Ferne von britannischen Strandwächtern mit Schrecken bemerkt. Und wo sie landeten, wuchs Tod oder Knechtschaft. Freilich war Arthurs Reich bisher verschont geblieben; aber zweimal schon hatte der formfeine

Keltenkönig Gesandtschaften der kraftprahlenden Germanen mit Geschenken abfertigen müssen. Und jeder nächste Sommer konnte die Wikingerflut zu völliger Überschwemmung des Arthurlandes aus dem Nordmeer werfen.

In solcher Sterbezeit lebte Merlin. In solcher Sterbezeit sollte ein Sänger wirken! Es ging über die Kraft. Ja, hätte man dem Kampf mit Freuden entgegengesehen — oh, seine Harfe hätte mit Wucht rauhmännliche Kriegsgesänge begleitet! Aber sein Volk war in langem Frieden schlaff geworden. Sonst wohl fuhr der Kriegsruf wie ein Märzsturm durch die Nächte des Nordens, die Helden griffen mit Lachen zu ihren blanken breiten Waffen, und an einem einzigen Tage brauste ein Meer um die Königsburg von den Mannen und ihren Häuptlingen und Lairds. Eine Festfeier war ihnen sonst der Krieg. Heute war das dahin. Verdrossen überlegten die Höflinge, wie man die lästigen Angelsachsen abseits halte. Die Staatsmänner standen im Rate obenan, die Krieger vergeudeten bei Met und Spiel und Weibern ihr Mark. Und der milde König — der milde König war ein Greis.

Das sah der Sänger, der tiefer schaute als alle Klüglinge des Tages, und sein Herz zitterte vor Wut und Wehe, seine Finger zuckten vor wildem Drang, mit Knütteln in solche Gesellschaft zu fahren. Aber — wo er auftrat: „Ei sieh, Merlin, der Sänger! Gruß dir, launiger Gesell!“ Ein Fluch ging von ihm aus. Leichtsinn sproßte auf in allen Herzen statt heiterer Gesundheit; und in allen Ernst zauberte er wider Willen ein ruchlos Lachen. Zu herben Dingen schien ja kein Sänger geboren! Und faßte er mit zornigem Griff die Harfe und rief in die Königshalle wie Wogenrollen Zornlieder auf die Schwäche seines Volkes, so belobte man seine schönen Worte, und der kunstsinnige König ließ seinem Liebling den Goldbecher mit Goldwein füllen. Da übermannte stärkster Grimm des Sängers Seele. Er schändete seine Kunst durch spitze Pfeile wider schlecht beratende Höflinge; er pries die feindlichen Angeln und Sachsen; mehr Volkskraft ehre die Sachsen, fürwahr, als die schlaffen Britannier, deren Küsten mit Recht überflutet würden, deren Land mit Recht den Sachsen gebühre, denn nur der Starke habe ein Recht zu herrschen! „Ein Volk aber, so schlaff wie das

britannische — unter die Sense mit ihm! überreif zur Mahd ist so sonnendürres Gras!" ... Hallo, der Aufruhr im Königssaal! Tagelang summte der aufgestörte Bienenkorb von nichts anderem als von Merlins Verräterlied, das er im Burgsaal vor des Königs Ohren gesungen. Und nach einer Woche klugen und genauen Verhandelns trat ein Herold aus der Burg und rief es dem Volk der Briten aus: „Des Landes verbannt ist des Königs Leibsänger, Hochverräter Merlin!"

Die Harfe auf dem Rücken, das Schwert an der Seite, den Goldhelm, ein Königsgeschenk, auf den Braunlocken, durch eine Spießgasse von Hohnreden oder schweigenden Verachtungsblicken schritt der Staatsmann, der einst Dichter war, aus Arthurs Burg. Es ging ein Wispern an den Fenstern der Frauengemächer, schöne Augen weinten sich heiß um ihn; der König selbst stand so düster, als ginge seinem Reiche Jugend und Sonne unter. Der finstere Sänger aber schritt ins Abendrot, ohne sich umzusehen, ohne Tränen oder Seufzer. Wohl war er der verwöhnte Liebling einer stolzen Burg, aber nicht das machte ihm den Abschied schwer. Mondhell stand die nahe Vernichtung des Volkes, das ihn nun vertrieb, vor seinem starren Auge; für sein kleines Weh fand er keine Tränen mehr. Wie viele Pflanzen verkümmern im Schatten! Wohlan, Merlin, auch du verkümmerst nun im Walde von Kelidon.

* * *

Die Halme nickten, die Blumen flüsterten, ein Rauschen erwachte in den Hecken, der Wald von Kelidon war in Unruhe. Was war das? Merlin lag noch immer auf seiner Lichtung, die Harfe im Arm, deren träumende Akkorde ihn zuletzt in Schlaf gesungen. Jetzt schlug er langsam, groß, verwundert die Augen auf. Noch blaute da oben in Sommerklarheit der Nachmittagshimmel. Aber auf allen Bäumen, um ihn und über ihm, vom höchsten Wipfel bis tief herab auf die breiten Buchenäste, sah er Geisterchen, Unruhe in den Gesichtern, mit den Gebärden lebhafter Angst die Zweige rüttelnd, bemüht, den schlafenden Freund zu wecken. In den Hecken hinter ihm rauschte jählings das dürre Gras; ein Ginsterbusch wurde wütend geschüttelt und verstummte wieder; und die ganze

Versammlung der Halme und Grasstengel um ihn her war wie eine Meerflut im Sturm. Verflogen war die Sommermusik der Wipfelkäfer, ein Ostwind hatte vom kaledonischen Walde Besitz genommen. Und nur ein schwerer Traum, der seinen Mittagsschlummer gequält, klang dem Halbwachen nach, vermischt mit fernen Nachklängen schwermütiger Harfenakkorde, unter deren Klageton er entschlummert war.

Merlin richtete sich auf. Es mußte etwas geschehen sein in weiter Ferne. Was will die Natur von mir? Sein mächtiger Wolfshund, der schlummernd unter einer Buche gelegen, trottete schweifwedelnd schwerfällig heran; sein Rabe ließ sich von einem unruhigen Aste neben ihn ins Gras nieder. Merlin, noch wirr von seinem Traume, der ihn wieder an den Königshof geführt hatte, starrte mit der müden Verwunderung des Erwachenden um sich, sah seine Tiere, seinen Helm, sein Schwert, seinen Bogen, betastete sein wildes Tierfell und sein unwirsch langes Bart- und Kopfhaar und wußte sich nur mit Mühe in der Wirklichkeit zurechtzufinden.

Da — was trug da der Ostwind? Hallo, das war ein Hornruf! Das war — das war der Ruf des britannischen Kriegshorns! Merlin schnellte empor. Und da wieder, aus weiter, weiter Ferne, wie wimmernd, wie wehklagend zitterte das den Wald herüber! Lebhafter schüttelten alle Geister, wildauf seufzten Hecken und Sträucher, der Halmwuchs riß sich fast vom Boden los. Der Verbannte saß auf den Knien, die eine Hand ins Gras gestützt, die andere an das vorgebeugte Ohr haltend, zitternd vor innerem Aufruhr, den ihm dieser ferne Klageruf entfacht hatte. Und jetzt — zum drittenmal! Kein Zweifel mehr! Auf, Merlin! Der Waldmensch sprang empor, laut mit sich selber redend, den Helm über die Haarflut stülpend, das Schwert gürtend — jetzt die Harfe auf den Rücken — Bogen und Köcher vom Ast — und, vom Hund umbellt und vom Raben umflattert, brach der Sohn des Waldes mit tierähnlicher Wildheit ins Dickicht, dem Rufe nach, gen Osten ...

* * *

Ja! Merlins geübtes Ohr hatte recht gehört. Am Rande des Waldes von Kelidon wurde eine große Schlacht geschlagen: die

letzte Schlacht mit den Angelsachsen. Und rühmen muß man die Kelten: als Helden gingen sie unter. Immer wieder, mit sturmhaftem Kriegsgesang, brachen die schlanken Britannier in die Eberschilde und Eberhelme der festen Sachsen. Zu Fuß, zu Roß und auf leichten Streitwagen stäubten ihre Reihen an, voran ihre Häuptlinge, und allen Häuptlingen voran der weißbärtige König und sein Gefolge. Der Ostwind schnob ihnen entgegen, ihre Haare flatterten zurück, eine Tonfülle von Waffenlärm, Kriegsliedern und Hornstößen raffte der Wind zusammen und wehte diese große Musik, so lange nicht vernommen in Britannien, herrlich hin über den Wald von Kelidon. Aber ihr gälisch-feuriger Anprall fand Felsen, daran er wie Luft und Wasser zerstob. Schritt für Schritt, mit ihrem scharfen Halbschwerte, dem Sahs, sich Platz schaffend, wie bei einer ernsten Mahd, drangen die Jütländer in das lebhafte Britaniergewimmel. Schon waren beide Flügel der Vernichtung nahe, und an einem Hügel nur, auf drei Seiten von dem blonden Eroberervolke wie von einer Brandung umtost, staute sich das Vordringen der Sachsen. Dort stand König Arthur und sein Gefolge; zertrümmerte Streitwagen, Rosse, Menschen türmten sich dort zur Schanze. Und die dort oben standen, ja immer wieder mit wildem Feuer hinunterbrachen in die Übermacht der Sachsen, bluteten aus tausend Wunden. Kaum mehr konnte der König, über und über rot von Blut, die Streitaxt heben: die Schande war nahe, daß ein großer Fürst in Feindeshand fiel, das Reich war verloren, das Ende Britanniens war da — Oh, Merlin, Merlin, wo bist du? Merlin, mein Liebling, wie hast du wahr geweissagt! Und halb dem Wahnsinn nahe vor Verzweiflung, setzte der wunde Mann das Hifthorn an, und dreimal gellte der Verzweiflungsschrei eines sterbenden Königs in den Wald des Verbannten. Seinen Lieblingsbarden rief König Arthur.

Denn nicht vergessen am Königshofe war Merlin. Seit sein Körper fort war, hatte sein Geist um so mächtiger geschürt und gewirkt. Ihm allein gebührte das Verdienst, daß sich das britannische Kriegsfeuer zu dieser mannhaften Schlacht entfachte. Man raunte sich zu, daß seine Stimme weissagend durch den Wald von Kelidon gehe. Landleute vernahmen mit scheuer Ehrfurcht des Waldmenschen Ge-

sang und Harfenspiel; und sein Hornstoß, wie ein feuriger, zorniger Kampfruf anspringend, war im ganzen Hochwald bekannt. „Merlins Ruf" nannte man ihn. Die Sage umwob den Verbannten, die Seele des Volkes wußte sich besser von ihm verstanden als von allen Höflingen: der entlassene Barde wurde der Schutzgeist Britanniens.

Und jetzt, im Augenblick der höchsten Not — ein Jubelgetöse brauste durch die letzten Britannier! Ganz nahe schmetterte Merlins geisterhafter Hornstoß! Und aus den Büschen brach ein Waldungetüm, in der Rechten das Schwert, mit flatterndem Haar und Bart, ihm voran ein bellender Riesenhund, über ihm ein Rabe — Merlin! Merlin! Wie ein Sturmwind fuhr es in die letzten Haufen, wie Gewitterwolken wälzten sie sich dem Waldmenschen nach in die überraschten Jütländer, Blitze werfend nach allen Seiten, eine Gasse hauend in die Massen der Sachsen. Bis der König sank. Da machte Merlin halt an seinem todwunden Herrn und schützte mit gewaltigen Streichen den sterbenden Leib. Und als die Sachsen staunend vor dem haarverwachsenen Ungetüm wichen, als von allen Seiten ihre Stierhörner zum Sammeln riefen: packte der Sänger seinen Herrn auf den Rücken und erreichte unaufgehalten vom bewundernden Feind den Wald.

Die schwere Nacht sank; der Mond beschien ein Leichenfeld. In der Tiefe des Waldes aber keuchte der schwerwunde Merlin unter der Last des sterbenden Königs. Seiner Hütte strebte er zu, Balsam und Verband dort zu finden für den leblosen Herrn. Aber als er ankam, als er den König auf sein Lagerfell gebettet, war es zu Ende. Ein langer Blick, ein müder Händedruck, — und als Leiche lag König Arthur vor seinem Sänger. Da dachte der Verbannte nicht mehr seiner eigenen Wunden; die Ellenbogen auf die Knie gestützt und das Kinn in den Händen, saß er vor seinem toten König und weinte laut.

Draußen säuselte der Nachtwind den furchtbaren Tag zur Ruhe; und über der Lichtung, auf der heute Merlin geträumt, stand in Tränen der milde Mond. Noch war das Gras zerstampft; die Halme, mit denen der Einsame geplaudert, waren starr vor Entsetzen und rührten sich kaum. Aber als der todwunde, blutüberflossene Waldsohn gen Morgen aus seiner Hütte trat, kannte der Hochwald den

wankenden Freund nicht mehr, noch er seinen geliebten Wald. Mühsam holte er seinen nahen Vorrat an Reisigbündeln und schichtete sie hoch um die Holzhütte. Dann setzte er den mächtigen Scheiterhaufen rundum in Brand, kroch durch den letzten schmalen Eingang ins Innere und legte sich tiefaufseufzend neben den toten Herrn.

* * *

Als in den Waldblättern der Morgenwind seine Musik begann, stieg eine Rauchwolke hoch und stolz über den Wald von Kelidon. Es war das Totenfeuer des britannischen Königs und seines Barden. Und es war das Siegeszeichen seiner Erben, der Angelsachsen.

Das Trauerlied

Schwer ist's, Fürsten zu dienen ... Vor mir lag ein Toter, erschlagen im Rausch. Des Königs Faust und des Königs Goldpokal hatten zerschellt seine Stirn; denn er saß neben dem König, weil er sein Treuster war. Nahe über ihn neigte sich mein Haupt, daß die Locken über ihn hingen wie Gebüsch auf den See; und meine Fäuste krampften sich in meinen Bart rechts und links; festhaltend mein Haupt, hielt ich mich selber fest.

Denn ich war des Toten Bruder.

Und ich sah, wie das Blut schweigend rieselte im rauchigen Licht. Aus der Stirn kam es heraus wie aus einem Felsbrunnen, rann in das linke Auge, füllte das Auge wie einen Kelch und floß in drei Strahlen über die Wange und über das goldgelbe Haar, wie Jauche fließt über das Stroh der Stallung. Dann kam es träge in den Saal, dunkelte und ward ein Teich. Das sah ich und hielt mit allen Fingern den Bart fest.

Da scholl in mein Ohr des trunkenen Königs Stimme: „Wer wagt es, zu singen diesem Toten ein Lied?"

Im Saal war ein Rauch; und im Rauche saßen viele Männer und auch ein Sänger. Es war ein Geruch von gebranntem Bärenfleisch in der Luft und ein stärkerer Geruch von vergossenem Wein. Und langsam zog der Rauch empor im großen Saal, und ich hörte, wie die Holzklötze krachten und knisterten, die von den Dienern in das Herdfeuer gerollt wurden. Es waren viele Männer im Metsaal, aber alle waren still.

Und abermals hört' ich des Königs trunkene Stimme: „Wer wagt es, zu singen diesem Toten ein Lied?"

Da stand ich steilrecht auf dem Schemel, auf dem ich gesessen hatte, zehn Fuß hoch über dem Toten. Aber ich sah nur den Toten. Ich streckte den Arm aus, steif hinüber und stumm, wo der Sänger saß. Zitternd brachte mir der Greis die Harfe. Denn ich hatte gelernt, die Harfe zu schlagen, und sang so gut wie der Sänger, wenn ich allein war oder bei Freunden. Aber vor Königen zu singen, war ich zu stolz.

Und zum drittenmal schrie der Trunkene und schlug mit der Faust, die noch den tödlichen Kelch hielt, schwer auf den Tisch: „Wer wagt es, zu singen diesem Toten ein Lied?“

Ich saß, stemmte die Harfe auf des Toten Schenkel und sang.

„Wonne ist's, Fürsten zu dienen! ... Deine breite Stirn, Ragdan, mein Bruder, hat gedacht für den König Nacht und Tag. Und es gelüstete den König, deine Gedanken zu schauen; er öffnete deine Gedankenburg, und in deinem Blute floß hin, was du gedacht. Du wirst nie mehr denken für den König, Ragdan, mein Bruder.

„Wonne ist's, Fürsten zu dienen ... Dein Auge, Ragdan, mein Bruder, hat gewacht für den König Nacht und Tag. Und es gelüstete den König, dein Auge zu verschleiern mit Purpur, damit du Ruhe hättest nach langem Wachen. Breit liegt der Purpur über deinem Auge: du wirst nie mehr wachen für deinen König, Ragdan, mein Bruder.

„Wonne ist's, Fürsten zu dienen ... In der Schlacht am Feuergebirge sprang dein eiserner Leib vor den wunden König und empfing statt seiner sieben schwere Schläge. Drei davon hätten den König getötet. Da tropfte das Blut von deinem Gewand, als ihr siegreich und stumm nach Hause rittet. Und es färbte sich rot in vielen Streifen dein Schimmel, als nun die Frühe den Ritt erhellte und die ernste Schar. Und der König sah den geröteten Schimmel und sagte verdrossen: ‚Ich gab dir mein bestes Pferd, Ragdan, das Pferd ist wund.‘ — ‚Das Pferd nicht,‘ sagte Ragdan, ‚doch ich.‘ Und er sank vom Roß. Sieben schwere Schläge trug er am Leib, geschnitten vom scharfen Schwert; drei davon hätten den König getötet. Nie mehr wirst du vor deinen König springen, wenn die Schlacht tost, nie mehr sieben schwere Wunden tragen für den Mann, den du lieb hattest, Ragdan, mein toter Bruder! ... Wonne ist's, Fürsten zu dienen.“

Da scholl ein Winseln durch den totenstillen Saal. Der König lag an meines Bruders Haupt und heulte, der Trunkene, wie der Wolf heult in kalter Nacht.

Ich gab die Harfe dem Sänger. Und ich trat hinaus vor die Halle; meine Brüder folgten mir.

Und wir berieten miteinander des Königs Tod.

Widukind

In Deutschland war Winter. Scharf pfiff der Nordwind über die sächsischen Wälder; die zackigen Reiser des Eichwaldes zitterten und froren. Sterne blickten über leerem Lande; blasses Schneelicht, soweit der Gedanke flog!

An einem Baum am Waldrand lehnte ein hoher Krieger: in den Mantel gehüllt, die Arme über der Brust gekreuzt, das buschige Auge regungslos hinausgerichtet auf einen fernen Punkt. Tief dort im Dämmer der Mondnacht funkelte König Karls Heerlager.

Eine Welt war in Aufruhr im Herzen dieses einsamen Mannes; eine Welt voll Schmerz und Weh. Aber keinen Seufzer fand er in dieser entscheidenden Nacht; die Zähne biß er zusammen, in keinem Laute gab er seinem Herzweh Luft. Starr und kalt stand er, eine Eiche unter Eichen.

Das war der Sachsenherzog Widukind. Gehetzt von den Franken, irrte der Fürst wie der Wolf in den Waldgründen seiner zertretenen Heimat. Ein Verbannter in seinem eigenen Lande war er, ein Verfemter und Gehaßter, den der gemeinste fränkische Schütze hinterrücks niederschießen durfte.

Und wie er, so feierten alle Sachsen ein trauriges Julfest. Man sah ihre Lichter nicht in diesem erstorbenen Lande; die scheu Gehetzten saßen finster in den Tiefen ihrer Wälder. Dort draußen aber strahlte der Lichterglanz des Bistums Paderborn, und seltsam weihevolle Gesänge trug der Nachtwind auf kalter Luft herüber. Dort sangen die fränkischen Zertrümmerer Kirchengesänge: ein „Frieden auf Erden" scholl vielstimmig und kunstvoll in die sächsische Winternacht.

Welche Qual ging an jenem Todesabend eines freien Volkstums durch das Herz des Sachsenlandes, durch das Herz dieses besten und gewaltigsten seiner Söhne! Der Widerstand wider den fränkischen Eroberer war unnütz gewesen; Sachsenland, dies Land

der treuen deutschen Eichen-Männer, war ein Kirchhof geworden; die Aller hatte bei fürchterlicher, vom König angeordneter Hinrichtung das Blut von 4500 Söhnen ihrer wertvollen Erde getrunken; und der Letzte und Beste, der nichts verbrochen hatte, als daß er mit vollem Fug und Recht, mit aller Kraft seiner Liebe sein angestammtes Land verteidigte, der Letzte und Beste drückte sich wie ein wundes Raubtier durch die kahlen Hecken und Dornen seiner Winterwälder.

Nicht daß sie unterlegen waren, drückte diesen Männern das Herz ab, wenn sie in strenger Winternacht um ihre Feuer saßen. Sonst schauten sie nach einer Niederlage bitter oder trotzig zum Himmel auf, wo Wodans bekanntes Gejaid wie ergrimmt im Nordsturm fuhr. „Wodan hat es nicht anders bestimmt", sprachen sie schlicht. Und mit derselben hartnäckigen Ruhe, mit der manche von ihnen ihr Letztes, ja sich selbst dem glücklichen Spieler übergaben, wenn sie im Glücksspiel verloren hatten, mit derselben gläubigen Hartnäckigkeit schauten sie in ihre Feuer und berechneten die Wege, die trotz alledem noch zur Rettung führen konnten. Auch scharten sie sich wohl auf entlegener Waldlichtung um ihre Opferfeuer, die Männer in den rauhen Fellgewanden, die Frauen in ihrem stolzen Goldhaar; und mit dem Opferrauch stiegen eine Nacht lang ihre Gebete zu den schlafenden Göttern empor. Morgens dann, wenn der Wald wach wurde, gingen sie mit kräftigem Händedruck und ruhigem „Heil!" zu neuer Umschau und Arbeit an ihr Tagewerk.

Nichts mehr von alledem! Ein schlimmerer Feind als der Franke hatte in ihre Herzen Eingang gefunden. Die Säule Irmins hatte Karl gestürzt — auch in ihren Herzen. Ihre Heiligtümer waren vernichtet, ihre Götter verspottet. Und das Unglaubliche war geschehen: — nicht einen Finger hatten die beschimpften und entehrten Germanen-Götter gerührt! Wann hatte man solche Ehrlosigkeit, solche Feigheit im Nordland erlebt?! — Da zog ein großes Irrewerden über dies Land des graden Glaubens; ein bisher unbekanntes Unkraut, der Zweifel an den eigenen Göttern, sproßte nun im Sachsenlande in vielen Herzen auf, ausgesäet von den Priestern des Südens.

Lüge war, was sie bis jetzt geliebt. Der Schwur, den der Mann dem Manne geschworen bei den Göttern des freien Waldes, der Schwur war Lüge. Donar, der im Wetter dahinfuhr; Wodan, der mildstarke Mantelgott mit Speer und Sonnenauge; Freya, die Liebliche; die Prophetinnen und weißen Frauen am Waldquell; die Nixen der Wasser, die Kobolde und Zwerge der Waldklüfte, die Elfen in den Weiden der Nebeltäler — Lüge! Leer wie eine Winternacht lag die deutsche Welt. Nichts mehr, das diese Enttäuschten freute; nichts mehr, für das sie glühen und um das sie kämpfen mochten. Denn nicht für seine Scholle bloß kämpft ein Volk: für seine Götter kämpft ein Volk. Niemals hätte des Franken Schwert das Sachsenland zerrüttet, wäre ihm nicht der stärkere Bundesgenosse zur Seite gezogen: die Gedankenmacht des Christentums. Sie machte das unbeholfene Sachsenvolk an seiner eigenen Welt irre, kränkelte sie an mit des Zweifels Bläße und entwand ihnen mit lächelnder Überlegenheit die Streitaxt. „Wenn alle unsere Götter nichts sind, wenn das da erst, was die Franken an goldenen Kreuzen tragen, der oberste Gott ist — wozu dann unser Kampf? Wider den obersten Gott zu streiten, ist nicht gut." Noch gingen, wie ein mehrmaliges Aufzucken der Liebe zu Göttern und Heimat, die mehrfachen Kriege über das Sachsenland. Aber zu einer vollen Entfaltung innersten Willens fehlte die Kraft. Müde, mit herbstlicher Gleichgültigkeit, ließen sie endlich die Kreuze siegen. „Es ist alles nichts! Was du glaubst und liebst, wird dir morgen als Lüge totbewiesen. Glaube nichts, liebe nichts, kämpfe um nichts!" Eine Verzweiflung an allem! Sachsenland war reif für das Christentum

* * *

Widukind lehnte schweigend an seiner Eiche. Und in unsäglichem Weh zog dieser Schmerz seines Volkes durch sein eigen Herz. Nicht mehr Trauer war es über das Elend seines Landes, nicht mehr Haß gegen Karl und noch nicht Liebe zum Christentum: — ein viel tieferes Leid zog vor jener freiwilligen Unterwerfung durch die Seele des Sachsenherzogs: dumpfe Gleichgültigkeit gegen Welt und Himmel.

Seine Leute hatten weiter hinten im Wald um ihre Feuer gesessen. Einer von ihnen nahte sich jetzt und fragte seinen Herzog, ob er zu essen wünsche. „Nein," antwortete der düstere Mann und reckte sich auf, „kommt, wir gehen nun zum Frankenkönig." Eine Unruhe um die Feuer, ein Fragen und Zurufen, ein Aufbruch in den Tiefen des Waldes, und endlich trat der Haufe seiner Getreuen langsam und zaudernd ins Mondlicht heraus. Sie schritten ihrem einsam vorauswandelnden Herzog nach, über die weiße Wintererde, hinab ins Lager der Franken.

Tauler und der Einsiedler*

Der Dominikaner Dr. Johannes Tauler, berühmter Kanzelredner zu Straßburg, steht an seinem Pult und liest. Die Lampe beleuchtet sein hageres Gesicht; es ist spät in der Nacht. Der Einsiedler tritt ein, weißbärtig und würdigen Ansehens, und bleibt hochaufgerichtet im Schatten an der Tür stehen.

* * *

Tauler: Wer bist du? — Man darf mich zwar zu jeder Stunde des Tages und der Nacht besuchen, — aber wie du da hereintrittst, lautlos, unfern von Mitternacht . . . Ich sollte fragen: Suchest du meinen Rat? Doch dein Alter und Aussehen verbieten mir solche Frage. So will ich also fragen: Hast du mir etwas zu bringen, mein Bruder?

Der Einsiedler: Ich habe dir ein Wort zu sagen, Bruder Tauler.

Tauler: In wessen Namen?

Der Einsiedler: Der Geist gebietet mir.

Tauler: Wer bist du, würdiger Greis?

Der Einsiedler: Du siehst es: ein Mensch. Nichts weiter.

Tauler: Was ist dein Amt und Beruf?

Der Einsiedler: Ich habe nicht Amt noch Beruf.

Tauler: Was ist alsdann dein Tun und Lassen?

Der Einsiedler: Ich lebe bei den Gewächsen des Waldes, und ich lebe wie die Gewächse. Ich gehe nicht unter den Menschen einher mit Forderungen, wie du es tust, mein Bruder! Ich atme und lebe und werde sterben wie die Birken, unter denen meine Hütte steht.

Tauler: So bist du ein Klausner und Einsiedler, wenn ich dein Gewand recht deute?

---

* Dieses Gespräch entstand (nach 1900) unabhängig von Steins tiefgründigem „Tauler und der Waldenser", als Nachhall einer Beschäftigung mit dem bedeutenden Elsässer Tauler, dem bekannten Mystiker und Herzenschristen († 1361). L.

Der Einsiedler: Ich trage dies Gewand, damit mich die Menschen meiner Einsamkeit überlassen. Ich baue meinen kargen Acker, lese wenige Bücher und schreibe dies und das auf Pergament. Denn manches rauscht durch den Wald, was mir des Aufschreibens wert scheint.

Tauler: Seltsam ... Und laß dich ein Letztes fragen: Befolgst du die Regeln eines Ordens?

Der Einsiedler: Ich tue das. Denn man soll kein Ärgernis geben. Doch hab' ich erkannt, daß kein Büßergewand die Seele ändert. Manche meiner ehemaligen Gefährten jagten die Triebe mit Geißelschlägen ins Innere zurück. Oder ihre Geißel war ihnen ein Aderlaß: in Blutstropfen fiel etliche Bosheit zur Erde, aber auch viele Kraft. Der Mensch ist dann geschwächten Leibes, und seine Schwäche nennt er Tugend. Darum habe ich mich auch von den Büßern zurückgezogen.

Tauler: Du greifst an die Säulen unsres Baues, Fremdling! Willst du edle Zucht und Strenge wider den unbändigen Leib mürrisch verwerfen, weil du selbst vielleicht auf solchem Wege Reinheit nicht errungen hast?

Der Einsiedler: Wer erringt Reinheit, dem Gott sie nicht schenkt? — Ihr hochmütigen Schwächlinge, die ihr nicht die Kraft habt, euch beschenken zu lassen! Denn sich beschenken zu lassen von Gott, erfordert Kraft; wisse das! Und einfachen Herzens sein ist das Schwerste — und will eurer Theologie und Philosophie zuallerletzt in den Kopf. Darum könnt ihr nicht beten, denn ihr könnt nicht danken. Wer aber weiß, daß er sein Reinstes nicht sich selbst verdankt, sondern vielmehr der Gnade, dessen Leben ist ein Dankgebet, dessen Angesicht ist ein Leuchten, dessen Worte sind Wohltat. Und wem er die Hand gibt, der empfindet eine Kraft von Gott ... Und so sage ich dir, ich habe dir ein Wort zu bringen, Bruder Tauler! Das Wort, das du lernen mußt, heißt Stillesein.

Tauler: O, wie du in mein Herz schaust, lieber Greis! Ich verzehre mich im rastlosen Dienste des Herrn. Ich schwinge die Geißel über mich und andere. Ich steige aus den Fiebern des Fastens und Denkens zur Kanzel empor und schleudre Glut in diese starrköpfige Menge. Aber muß ich denn nicht? Ist es denn

nicht mein Amt und Beruf und göttliche Sendung? Ist nicht das Wort mein Werkzeug und Waffe?

Der Einsiedler: Du redest zu viel vom Sonntag, Tauler, aber du bist nicht Sonntag! Du nicht und nicht dies ganze pestgepeinigte, in heillosen Hader verstrickte Zeitalter. Du jagst deinen Geist ins Sonnenlicht empor, du fiebernder Rosselenker, — aber du bist nicht oben! Aus deinen rauschenden Worten hör' ich ein heimlich Weinen. Und der Geist zeigt dich mir, wie du hernach erschöpft in deiner Zelle liegst. Darum trachte, daß dein Alltag genau so sei wie dein Sonntag; dämpfe den Glockenschlag des Sonntags, mache straffer den Alltag! Siehe, so nähern sich beide, so begegnen sie einander und fließen herrlich zusammen! Denn dem Erleuchteten ist jeder Tag Sonntag und Werktag zugleich; und er bedarf nicht der Kanzel, um von Gott zu zeugen; denn jeder Ort ist heilig, wo ein dankend Herz laut oder insgeheim vom Ewigen Zeugnis ablegt.

Tauler: O Greis, Greis, wie du meines Herzens Qual und Sehnsucht deutest! . . . Aber Lasten von Arbeit erdrücken mich. Widerstände dieser garstigen Herzen verstatten mir keine Freudigkeit!

Der Einsiedler: Schilt nicht diese armen Herzen, mein reicher Bruder! Du sollst die kleinen Lasten abwerfen, soweit sie dein Göttliches schädigen; mit Umsicht und mit Festigkeit. Denn du bist wie ein Sammler von Unnützlichkeiten, der sein Haus zu einer Trödlerbude entstellt: du hast überflüssige Sorgen gesammelt. Du wirfst deine Sorgen zu wenig auf den Herrn. Eins ist not: daß du eine Kraft seiest aus der Höhe! Schüttle ab, Tauler! Sorge ist Sünde.

Auch sollst du dies müde, irrende Volk nicht schelten. Halt ihnen gut und groß die Hand hin, — und wer da kommt, den führe mit sanfter Gewalt zu den Stätten der Wahrheit! Nicht im Sturmwind offenbarte sich Gott dem Elias, sondern im stillgewaltig wehenden Hauch unwiderstehlicher Liebe. Du hast deine Natur noch nicht gefunden, mein Freund! Mann der Kanzel, werde ein Mann der Stille! So wird eine innige Kraft von dir ausgehen, die dies kranke Jahrhundert mit Segen durchleuchtet . . .

Und nun lebe wohl! Ich wohne in den Wäldern des Münstertales in einer Hütte; die Menschen nennen mich Nikolaus von Basel . . . Mein Bruder, von heut' über ein Jahr wird eine schwere Anfechtung über dich kommen. Ich erwarte dich dann zu einer langen Stille in meinen Wäldern. Gott erleuchte dich! — Lebe wohl!

* * *

Als Johannes Tauler nach zweijähriger Stille zum ersten Male wieder predigte, ging eine so innige Kraft von seinen Worten aus, daß Leute ohnmächtig wurden. Er predigte über Matth. 25, 6: „Siehe, der Bräutigam kommt! Gehet aus, ihm entgegen!"

Die Verlobung im Münster

Vater, ist's denn wahr? Vetter Philipp will schon wieder hinaus?"

„Freilich will er wieder in den Kriegsgreuel hinaus, der Trotzkopf! Und zwar heut' abend noch, obschon wir diesen Johannistag besser mit einer Flasche Molsheimer beschlössen. Doch kann ich ihn halten? Nein! Ich nicht und du auch nicht! Versuch's nur!"

Verdrossen ob der Beharrlichkeit seines entfernten Verwandten warf der Straßburger Kaufherr die schwere Eichentür hinter sich ins Schloß. Sabine stand allein vor dem Vetter.

Der hagere Gast aus den elsässischen Forsten saß mit schmal gepreßtem Mund am Fenster und nähte sich Goldstücke in die breiten Pluderhosen. Letzte Tagesglut umrandete des jungmännlichen Predigers Schattenriß.

„Es geht also wieder hinaus, Herr Vetter?"

„Zu meiner Gemeinde, Sabine."

„Aber draußen ist ja alles voll Kriegsnot, Hunger und Pest!"

„Eben darum. Meine Gemeinde braucht mich."

„Ihr seid ja kaum dürftig herausgefüttert."

„Meine Gemeinde noch weniger."

„Wo ist sie denn jetzt?"

„Die kampiert in den Waldungen hinter Wörth und Niederbronn und wartet, daß ich ihr Geld bringe. Dann wird man sie auf den Burgen Schöneck und Winstein verpflegen."

„Wagt Ihr Euch denn wieder unter all die Kroaten und Schweden und Franzosen und —"

„Muß halt versucht werden! Gott ist mit den Mutigen, nicht mit den Schlafmützen."

„Lieber Himmel, was habt Ihr Schweres ausgestanden!"

„Ja, Kind, mit Gottes Zulassung. Doch unser armes Elsaß erst recht. Und haben's beide dennoch bestanden. Dennoch! Im Hagenauer Forst haben mich Franzosen ausgezogen bis auf die Knochen, haben mich blutig geschlagen, schließlich ein Paar Schnallenhöslein zugeworfen, hätten mich wohl auch erschossen, wenn nicht etliche Fouragierer sich meiner erbarmt hätten. Und die Kroaten in Morsbronn! Diese mörderische Rotte hat mir mit einem Knebel den Kopf gebunden, bis mir das Blut zur Nase herauslief! Wollten wissen, wo ich mein Geld und Gut verscharrt hätte! Ach, Geld und Gut! Das besteht aus fünfundsiebzig mir anvertrauten Seelen, die von meinen verhungerten und durch Pestilenz dahingestreckten Gemeindegliedern übriggeblieben. Seht, Sabine, und bin doch von Gottes Engeln behütet worden. Andren ging's noch schlimmer. In Mitschdorf erzählte mir die Müllerin, daß sie in einem Vierteljahr kein Brot gesehen, sondern mit Roßhäuten den Hunger gestillt."

Sabine kauerte auf einem Schemel, stützte das schmale bräunliche Gesicht in beide Hände und starrte mit dunklen, heißen Augen auf den Sprecher, der nun mit großen Schritten hin und her ging. Welch ein mutiger, natürlicher, warmherziger Mann! Wie wußte der mit dem Schicksal zu ringen! Und wie dumpf das Dasein in dieser satten, sichern Stadt!

„Ihr könntet Euch hier ausruhen, Vetter" — —

„Das wäre! Sind wir dazu auf der Welt? Zudem hab' ich meine zwei Maidle noch auf Schloß Schöneck, meine mutterlosen Kinder —"

„Warum habt Ihr sie nicht mitgebracht?"

„Zwei Mädchen aus jenen weiten Forsten durch die Soldateska hindurchbringen nach Straßburg? Geht nicht. Ich bin zu Fuß gegangen — und Ihr habt ja vernommen, was ich durchbeißen mußte. Auf dem Heimweg werd' ich meist bei Nacht wandern. Unser Elsaß ist ja ein Mordfeld. Unglückseliges Land! An Stelle des allzufrüh dahingerafften Herzogs Bernhard von Weimar kommandiert nun der Franzos."

„Wenn Ihr aber die Kinder in Knabenkleider gesteckt hättet?"

Philipp Kirchner blieb stehen.

„In Knabenkleider?"

„Ja, ja", nickte sie heftig. „Da wäret Ihr leichter hindurchgewischt. Das hab' ich oft im Spaß getan."

„Nun, schlank genug seid Ihr dazu, Sabine", sagte der Geistliche und überschaute ihre rassige Gestalt mit lächelndem Wohlgefallen. Er stand in der getäfelten Stube, ein großer Mann, in der Blüte der Jahre, abgemagert, doch mit freiem, kühnem Gesicht und glutvollem Blick. „Mit Euch, Sabine, und Euren zwanzig Jahren — ja, das ließe sich wagen. Ihr habt Mut. Auch ich hab' einst Soldat werden wollen, kein Pfarrer."

„Wagt Ihr's mit mir?!" fuhr es ihr heraus. Und sie schnellte steil empor in ihrer herrlichen Jugendkraft, leicht und flink und sehnig. „So laßt mich mit!"

„Da sei Gott vor!"

Philipp erschrak heftig und streckte abwehrend die Hand aus. Hatte sie den Gedanken gelesen, den er in seinem geheimsten Herzen liebkosend hegte? Diese vollblühende, spannkräftige zwanzigjährige Maid, deren Augen funkelten, wenn sie ihm zuhörte — ach, sie war ihm in diesen Tagen lieber geworden als je. Es war eine magische Glut zwischen ihm und ihr. Es zwang ihn fast, diese anatmende Weiblichkeit in seinen eigenen Odem zu reißen. Doch fort aus der Versuchung! Nicht weichlich werden!

Schroff griff er nach dem Hut und schwang sein Ränzel auf den Rücken.

„Ich breche auf. Von drei Dingen, die mich nach Straßburg führten, sind zwei erfüllt. Nun noch das dritte: eine stille Stunde im Münster! Dann hinaus!"

„Drei Dinge? Was für drei?"

„Das eine, daß ich Geld zu beschaffen hatte für meine Gemeinde. Dies ist mit Eures Vaters Hilfe gelungen. Das zweite, daß ich Stärkung holen wollte — durch einen Blick in ein Gesicht, das mir lieb ist. Jetzt lebt wohl!"

Er nahm sie plötzlich mit beiden Händen am Schopf und küßte ihre Stirn. Es brannte eine Sekunde lang Aug' in Auge. Und schon war er draußen.

Welches Gesicht? Wer ist Euch lieb?

Sie wollte fragen, festhalten, nachspringen, doch sie hielt sich wie

betäubt am Lehnsessel. Er hatte sie bei jenem Worte mit so unaussprechlicher Wärme angesehen, daß eine Glutwelle durch das nunmehr wissende Weib rann.

Ein Augenblick unbeschreiblicher Wonne — ein kurzer Seelenkampf — — sie hörte, von weitem gleichsam, Vater und Mutter unten von ihm Abschied nehmen — hörte das Haustor zudröhnen — und schon war sie mit jähem Sprung im Nebengemach. Kleider ab! Wie zum Bad! Was war denn dies Leben, wenn man es nicht heldisch packte?! Was dieser unerträgliche Alltag ohne eines tatkräftigen Mannes mit emporreißende Liebe?!

Sabine zog sich um, zitternd vor Erregung, doch gänzlich Glut und Kraft und Entschluß.

* * *

Johannisnacht im Münster zu Straßburg!

In der Woche Johannis des Täufers, im Jahre des Heils 1439, hatte Dombaumeister Hans Hültz den letzten Hammerschlag getan. Erwins Münsterbau ragte nun vollendet über alle Giebel und Gassen der ehrwürdigen Reichsstadt, über das ganze jungsommerlich leuchtende Land am Rhein. Und so war der Johannistag von jeher ein besonderer Straßburger Festtag.

Nicht minder die Johannisnacht. Da sammeln sich in den hohen heiligen Hallen all die Geister und Meister, die je an diesem gotischen Kunstwerk mitgewirkt. Erlauchte Versammlung! Erwin von Steinbach und die Seinen führen den Festreigen. Mit Meisterstab und Zirkel schweben die alten Werkmeister; um sie her ihre getreuen Steinmetzen, mit dem Richtscheit in der Hand; es fehlen nicht die Bildhauer und Maler, die Prediger und Organisten, die Meister der überaus kunstfeinen astronomischen Uhr. Das wogt und weht, das schwebt und kreist, das schwirrt und saust hinauf und hernieder und aus und ein, um die Portale, um farbige Fenster, durch alle Seitenkapellen, bis hoch hinauf zu der Spitze des einzigen Turmes. Sie segnen diese geweihte Stätte, dieses geistvolle Sandsteingebilde, diese Welt voll Schönheit und Frömmigkeit, voll Musik und Gebet. Denn hier blieb ein unberührbarer heiliger Hain mitten im notvollen Elsaß des furchtbar verwüstenden Dreißigjährigen Krieges...

Philipp Kirchner, der Pfarrer von Morsbronn, lehnte an einer Säule. Er schaute zu den Fenstern empor, in das Farbenspiel des scheidenden Tages. Ein Abendgottesdienst in dem damals evangelischen Bau war zu Ende. Der Kantor verlor sich noch in träumerischem Orgelspiel. Der Mann im Dunkel stand und staunte.

In seiner leidverfeinerten Seele waren seherische Kräfte. Nie war ja sein Hunger nach Schönheit gestillt worden. Sein Leben war Pflicht, Entbehrung und rückhaltlose Hingabe an sein Amt. Und doch — wie bebten die Harfenstränge seiner melodischen Seele! Er hatte stets gern den Gemeindegesang gepflegt. Wenn er mit kräftigem Tenor voransang, stimmte die prächtig geschulte Gemeinde schwungvoll mit ein, durch Choräle die Drangsal der Zeit von innen heraus überwindend.

So hatte sich diese Künstlernatur, die zugleich eiserner Wille war, nach Straßburg durchgeschlagen, um Geld zu holen und eine Handvoll Schönheit: die Schönheit jenes jungen Wesens, das er nur schauen, nicht begehren wollte — und die Schönheit dieses unvergleichlichen Domes. Noch einmal die Seele volltrinken, in tief einschlürfenden Zügen, und dann heitren Mutes wieder hinaus in die Not!

Heiter? Ach, heiter! Nun kostete es doch etliche Tränen, als er da an seiner Säule stand, in dieser hoheitvollen Dämmerung, umspielt von geheimnisvollen Tönen, die auf das majestätische Dunkel abgedämpft waren. Ach, und diese Fensterfarben! War nicht die Luft voll von unfaßbaren Gestalten — oder war es der Widerschein jener Fensterfiguren? Dort, über dem Hochaltar, Köpfchen in wogender Überfülle, hervorquellend und wieder verhauchend — sie schauten ihn mit innigen Blicken an, sie nickten, lächelten — aber sie schwanden wieder — himmlische Lichtwesen, die ihn wie alle Schönheit nur von fern grüßten, nie besuchten, nie faßbar an seine Seite traten. Ihm war dies Schöne nicht beschieden, nur die rauhe Welt der Pflicht. Er spürte, wie sehr er seelisch erschöpft war. Die Tränen liefen und liefen über sein hagres Gesicht; er merkte es kaum. Gibt es denn noch Engel auf Erden? Ist nicht die ganze Welt im dämonischen Bann von Haß und Roheit?... Engel... Überwältigend schoß ihm jenes Mädchenbild ins Herz:

Sabines wissend aufflammender Blick, als sie vor ihm stand, als er ihren Herzschlag spürte, ihren Duft und Odem... Es gibt wohl noch Engel — es gibt einen Engel... aber — —

Die Orgel verklang. Der Gast aus den elsässischen Waldungen vernahm es kaum. Ihn füllten seine Tränen und Träume ganz und gar. Er war übervoll von Wehmut. Der Abschied von Sabine, äußerlich so knapp und einfach, hatte alle begrabenen Wünsche unsagbar aufgerührt. Es brannte in seinem inneren Auge, in seinem Blute, nur noch dies einzige Bild — dies holde junge Menschenwesen.... Und als nach unbestimmter Zeit mit leichtem Schritt ein Mann zu ihm trat und ihn leise an der Hand nahm, erschrak er nur wenig... Es mochte sich nun doch wohl eine dieser Lichtgestalten mitleidig gelöst haben, ein Gesell nur...

Da ward er inne, wie warmlebendig diese weiche, schmale Hand war, wie schlank und zart die Gestalt, die sich an ihn lehnte. Jäh fuhr er auf und umfaßte mit einem einzigen Blick die Erscheinung, die durch seine Wunschkraft herangezaubert schien, mit einem einzigen vollbewußten Gedanken sein Glück. Sabine in Mannestracht!

„Ich geh' mit." Weiter nichts. Nur dies Flüsterwort, nur ein leidenschaftliches Umschlingen, ein heißes, stoßendes Atmen unter engem Wams, Hingabe einer in den Tiefen aufgerührten jungfräulichen Seele, die sich ihren ersten großen Lebensentschluß abgerungen hatte.

Es war in dieser Minute eine solche Fülle von Glück und Schönheit, von Frömmigkeit und Opferfreude zusammengedrängt in die Küsse dieser Johannisnacht, daß alle Worte in ohnmächtigem Stammeln untergingen....

Die Geister der geweihten Stätte segneten die Verlobten.

* * *

Zu Brumath wurden sie getraut. Sabines Vater knurrte, die Mutter war außer sich; doch sie widersprachen nicht dem willensstarken Kinde. Die Patrizier horchten auf; die Straßburger Frauen hatten unendlich zu reden und lästerten über Leichtsinn, statt sich über des Mädchens ungewöhnliche Tapferkeit zu freuen.

Sabine aber warf sich wieder in männliche Tracht und gelangte mit dem Gatten kühn bis Wörth. Da gerieten sie in einen wilden Trupp, wurden auf den Turm an der Sauer gejagt, sprangen Hand in Hand hinab und wateten ans Ufer, wo sie in den Wald entkamen, in einer Höhle ihre Kleider am Feuer trockneten und unter Kosen und Küssen ihr letztes Brot verzehrten.

Frühmorgens, unter überhangenden Felsen, fanden sie die Gemeinde. Unbeschreiblicher Jubel und Tränen erschütternder Dankbarkeit waren ihr köstlicher Empfang.

Der Pandurenstein

Zwischen Burgtrümmern, an denen armdicker Efeu entlang lief, stand die Meierei. Drei Sandsteinfelsen überragen die Trümmer; zwei davon lagern hinter den Gebäuden, gewaltige Klötze, umwachsen und unbesteigbar; der dritte trotzt mit erhabener Majestät am vorderen Berghang über der Ebene, turmhoch und umfangreich, besteigbar nur durch eine schlanke, mehrfach zusammengebundene Leiter.

Der Hof zwischen diesen Felstürmen war traulich und windstill. Viel Wald wuchs über den Berg; der rieb in Sturmnächten sein hartes Astwerk draußen an den Rundmauern. Durch zerfallende Schießscharten heulte der Wind. Aber an sonnenstillen Nachmittagen waren Burg und Berg wie entzaubert: warmer Duft stieg aus wilden Blumen, Falter suchten den stillen Sonnenschein des umblühten Hofes, Glockenklänge der Tiefe schwammen im rosigen, ruhigen Mittagslicht. Die Sturmdämonen aber schliefen in verfallenen Kellern.

* * *

Der junge Hirt, der die Schafe dieser Meierei bewachte, lag auf einer entfernten Waldwiese, neben sich den Hund, vor sich die gemächlich weidende Herde. Der sechzehnjährige Bursche starrte stumm in die Sommertagsglut, den struppigen Kopf in die Hand gestützt, die Mütze aus Hasenfell bei aller Hitze fest auf dem Kopf, unbeweglich wie eine sich sonnende Eidechse.

Wunderlicher Glanz kam aus seinen Augen. Diese schwarzen Augen starrten in die Herde hinab und staunten doch in eine unsichtbare Ferne.

Vor reichlich drei Stunden war die jüngste Magd des Pachthofes vorübergegangen mit anderem Jungvolk des Hofes, heiter wie immer, ein neckisch Wort allezeit auf der Zunge. Hans, der Hirte,

hatte sein Lebtag kein so wunderbares Geschöpf gesehen. Ihre Augen waren enzianblau, ganz stark blau, und das Wunderliche dabei war, daß die Magd braune Haare hatte, glänzend braun wie eben aus der Schale gesprungene Kastanien, ziemlich widerspenstige Haare, die sich um die Stirn herum immer kräuselten und die in langen Wimpern und buschigen Brauen um diese fast unheimlich schwarzblauen Augen einen Kranz zogen. Zudem hatte Elsbeth ein so herzig zigeunerbraunes Gesicht, einen so feinen roten Mund und schlenkerte so kraftvoll-fröhlich die nackten, starken, sonnverbrannten Arme, wenn sie in kurzem Rock über die Wiese schritt, die Zöpfe unten zusammengebunden, das weiße Tuch gegen die Sonnenhitze um den Kopf geschlungen! . . . Sie war das Leben selber! Dies Mädchen war gefüllt bis obenan mit Sonnenschein und Lachen. Hans, der Hirte, wußte keine schönere Beschäftigung, als den ganzen Tag und immerfort und ewig an sie zu denken. Und so auch heute . . .

Am Abend dieses Traumtages erspähte er Jung-Elsbeth beim Brunnen, am Fuße des vorderen Felsens, wie sie, eine zierliche Elfenkönigin im Schatten dieses Felskolosses, lächelnd-müde die heiße Stirn wischte, ehe sie die gefüllten Eimer aufnahm. Da sprang der sonst teilnahmlos herumlungernde Waldsohn ungelenk herbei. „Ich kann sie dir ja tragen", sprach er fast unwirsch, packte die Eimer und trottete davon in der Richtung des Hauses. Elsbeth schlug vor Staunen über den ritterlichen Schäfersbuben die Hände zusammen und lachte laut; der Oberknecht erschien sofort in der Stalltüre und lachte noch verletzender. Der ganz bestürzte Hans ließ blutrot beide Eimer dröhnend zu Boden stoßen und war mit den Worten: „Wenn ihr lacht, alsdann —" in der Scheune verschwunden. Er konnte nicht den leisesten Spott ertragen.

Jene Nacht wurde für den plötzlich und sonderbar zum Leben erwachten Jungen qualvoll schwer. Der langaufgeschossene Hans war sonst kerngesund und lag gemeinhin so fest und stet wie sein Strohsack. Doch über Träume hat niemand Gewalt. Er stöhnte vielmals auf, er knirschte ingrimmig, so daß ihn sein Nachbar auf der Streu mit verdrießlichen Rippenstößen wachstieß. Elsbeth und der Oberknecht — das war's, da lag sein erster großer Schmerz!

Diese beiden hielten's miteinander! Er hatte gesehen, wie sie sich zugenickt hatten, es fielen ihm andere ähnliche Vertraulichkeiten ein, und sein Nachbar hatte ihm, unter groben und verfänglichen Witzen, vor Schlafengehen erzählt, wie er die beiden einmal kosen gesehen hätte! Das war der Inhalt seiner furchtbaren Träume. Der mühsam im unverstandenen Leben umhertastende Waisenknabe verging fast in dieser Nacht vor seelischer Qual, vor stechenden und bohrenden Schmerzen in der Herzgegend. Der Arme, unter der Sturmgewalt der ersten Liebe und zugleich der grimmigsten Eifersucht bis ins Mark erschüttert, zog am nächsten Morgen mit seinen Tieren durch den leisen Regen, starrte dumpf in den feuchten, verhüllten, tropfenden Hochwald und wußte sich keinen Rat. „Ich glaub', ich hab' 's Fieber", murmelte er immerzu und hatte dabei die Augen unbewußt voll Wasser.

Der Tag steigerte nur noch die nächtliche Qual. Er sah sich auf seiner verregneten Heide von aller Welt verlassen. Jeder Stiefeltritt und jeder Peitschenhieb, die er — und wie reichlich! — empfangen hatte, tat heute seine Narben auf und glühte aufs neue. Alle rohen und verächtlichen Schimpfworte, die über ihn herabgehagelt, drängten in wuchtigen Massen aufs neue heran. Er hatte ja keine Jugend gehabt; Aussichten auf ein menschenwürdiges Dasein boten sich erst recht nicht. Und da kam nun so ein lachend, so ein liebslustig Geschöpfchen, so ganz voll Frohlaune, so ganz von sich ausstrahlend alles, was schön und stark und leicht ist, alles, was gerade seiner Schwerfälligkeit fehlte — — und die liebte den Oberknecht!

Hans stand am rauhen, tropfenden Eichbaum, hatte den Kopf auf den angepreßten Arm gestützt und schluchzte zum Erbarmen. „Ich bin nur krank," murmelte er aber immerzu, als er wieder aufschaute, „das kommt nur daher, weil ich krank bin ..."

Gegen Abend wurde das besser; etliche verlaufene Schafe machten ihm zu schaffen und jagten seine Gedanken und Beine umher. Große, wenn auch wirre Pläne erwachten dabei in diesem aufgestörten Menschenkind. „Ich lauf' heimlich fort! ... Ja freilich! ... Ich geh' in den Krieg! ... Preußen ist wohl weit, aber man bettelt sich halt durch ... oder ich geh' zu den wilden Panduren, die jetzt

bös genug im Land hausen! Wartet nur! Ich will's euch zeigen! Dann lacht mich nur aus!" Sein bestes Teil war in und mit dieser jähen und starken Liebe erwacht: und dies beste Teil hieß Tapferkeit.*

* * *

Es war im Jahre 1744. Die Panduren, unter dem österreichischen Oberst von der Trenk, flinke, nichtsnutzige Gesellen, die in ihrem Mantelsack alles mitgehen hießen, was ein Pferderücken tragen konnte, waren in jene Gegend eingebrochen. Zahlreiche Dorfbewohner flüchteten vor dem wüsten Volk in die tiefen Wälder oder in die feste Stadt, die am Fuße des Gebirges lag.

Die Bewohner der hohen und einsamen Meierei waren längst auf eine ähnliche Flucht vorbereitet. Sie hatten heute, sobald die üble Nachricht kam, auf eilends beladenen Wagen oder auf kräftigen Rücken Hab und Gut in sichere Waldgründe weggeschleppt.

Als der vergessene junge Hirte am Abend nach Hause trieb, war der Pachthof leer.

Hans stand mit aufgerissenen Augen zwischen der blökenden Herde. Er schritt dumm und stumm, mit ratloser Verwunderung, durch die leeren Gemächer, trat dann wieder unter das große Steintor, das noch aus alter Burgzeit stand, hielt Ausschau, stieß zuletzt zornig in sein Waldhorn und lauschte — alles stumm. Zerrupftes Gewölk flog über die graue Ebene; der nasse Wald lag schwer und still. Aber aus zwei Ortschaften des Tales vernahm er Sturmläuten, kurzes hastiges Aufschlagen mit dem Glockenhammer, als rief die Glocke, die Seele des Dorfes, wimmernd um Hilfe. Bei Feuersbrünsten pflegte man so zu läuten; es hallt immer schauerlich genug durch die Nacht, wenn die Dörfer dergestalt einander um Hilfe rufen. Hans begriff mit einem Schlag: die Panduren im Land!

Und wieder setzte sich diese jähe Erkenntnis bei ihm in einen zornigen Entschluß um. Er fühlte sich seit gestern mit aller Welt auf dem Kriegsfuß. Es waren Mordsgeschichten von den Panduren in Umlauf, übertrieben natürlich, wie sich ja alles entstellt, was durch so viel unwissend Landvolk von fernher in den Wald hereinläuft.

* Die im folgenden geschilderte Belagerung hat sich tatsächlich auf einem Burgfelsen der Ruine Hohbarr bei Zabern im Elsaß ereignet. L.

Und da man seit mehreren Tagen viel von den Grausamkeiten dieses Kriegsvolks gesprochen hatte, so war die Phantasie gesättigt mit angstvollen Bildern. Und so liefen auch die Leute der Meierei irgendwohin in den Wald und achteten weiter nicht des Hirtenknaben — wie gewöhnlich. Ja, wie gewöhnlich! Blitzschnell schoß es ihm durch den Kopf. Und blitzschnell war ein trotziger Gedanke gefaßt. Nun war die Luft frei, nun war er Herr! Nun sollt ihr was erleben!

Erst aber die Herde! Er pfiff dem Hund: der jagte bellend im Bogen um das erstaunte Gewimmel, er selber schwang mit Hussa-Ruf die Schippe — und in trommelndem Trab ging's wieder zum Burgtor hinaus, wie ein Reitertrupp, fernab in den Wald, wo die Hürde stand. Dort schloß er die Tiere ein und jagte zurück.

Er kam sich wie ein Räuber und Abenteurer vor, als er nach raschem Lauf vorsichtig, mit geblähten Nüstern spähend und horchend, wieder ins Burgtor schlich, den gut gezogenen Hund mit leisem Zuruf hart neben sich haltend. Aber noch war alles still. Nur eine vergessene Ziege empfing ihn: sie stand mit schwerem Euter kläglich meckernd vor der Stalltür. Der Bursche besah wie ein Freiherr das neu gestrichene, nun der Plünderung überlassene Haus. Er stand und schaute zu Elsbeths Kammerfenster empor; dort leuchteten noch die Geranienstöcke. Er sprang die Treppe hinan, ging aber immer langsamer, je näher er kam — und mit zitternder Scheu, als wäre Lebendiges dahinter, öffnete er die nur angelehnte Tür der Mägdekammer. Eine Kleiderkiste klaffte weit, die Bettgestelle standen leer — und nur mitten in der Stube lag eine vergessene Haube mit breiten, schwarzen Schleifen, wie sie die Mädchen dort Sonntags zu tragen pflegen. Sie mußte Elsbeth gehören, die hatte so ganz besonders stattliche Bänder an ihrer Haube, als wär' sie eine reiche Bauerntochter. Er starrte hin, er hob sie endlich auf, rasch atmend vor Erregung, ließ sie aber wieder fallen und ging hinaus, die Tür hinter sich zuschmetternd. Er knirschte bei dem Gedanken, wie sie's jetzt in der Einsamkeit erst recht mit dem Oberknecht treiben werde . . . Unten stolperte er über einen hölzernen Gegenstand: es war seine Armbrust. Rasch, von zornigen Gedanken geleitet, riß er sie empor, sprang in seinen Scheunenverschlag hin-

über, griff einen Rucksack voll scharfer Bolzen und eilte, immerzu vom Hund und nun auch von der Ziege gefolgt, über den Hof an den vorderen Felsen.

Auf schmaler Leiter, schwankend und keuchend, trug er erst den Hund, dann die Ziege empor auf den gras- und buschbewachsenen, geräumigen Felsen, zog dann mit ungeheurer Anstrengung die Leiter nach — und endlich, schon tief in stockfinsterer Nacht, wickelte sich der tapfere Junge in seinen uralten, zerrissenen Soldatenmantel, den ihm der alte Schäfer vererbt hatte, und schlief todmüde sofort ein. „Klettert mir nach, ihr Herren!" . . . Das war der triumphierende Gedanke, der diesen Tag beschloß und in seine Träume nachklang.

* * *

Im Morgengrauen kamen die Panduren. Sie ritten einzeln und truppweise, mit gespannten Schußwaffen, den Säbel zwischen den Zähnen.

Aber sie fanden einen ausgeruhten Feind. Hans, der Hirtenjunge von siebzehn Jahren, war mit einem Kernbehagen und Selbstgefühl erwacht, wie es ihn noch nie durchströmt hatte. Die Leiter war heraufgezogen — auch von seinem ganzen bisherigen Leben. Er war König in einem neuen Bergland, in dem die Tat galt, nicht dumpfes Dulden. Hund und Geiß, Wildgras, Himbeeren, wilder Holunder mit seinen roten Beerenklümpchen, ein Birkenbäumchen und etliche graue Zikaden, die beim schwirrenden Flug rot aufleuchteten — dies alles und sonst noch allerlei harmlos kleines Getier war ihm untertan. Und die Wolken, die freien, hohen Wolken waren ihm so herzlich nahe, daß man sich fast hinaufschwingen und mit ihnen über Land reiten konnte. Die da unten aber — konnten ihm nichts anhaben! Die Ziege gab Milch, der Hund wachte, und Steine genug nebst Armbrust waren Verteidigungswaffen.

Als nun aber Hans das Kriegsvolk sah, wie sie klirrend ins Burgtor ritten, als er hörte, wie immer neues Pferdegetrappel und Pferdegewieher den Wald heraufscholl — da sank ihm das Herz in die Schuhe. Er war wieder der kleine, dumme Bauernjunge; er duckte sich mit pochendem Herzen hinter die niedere Rundmauer und hielt dem erregten Hund die Schnauze zu. Die Armbrust legte

er wieder ins Gras; seine Hand zitterte so stark, daß er sie nicht zu halten vermochte.

Die zottigen Schnurrbartmänner fluchten zunächst im Burghof das verlassene Haus an. Einer schoß eine Pistole ab: das dröhnte derart zwischen Fels und Mauern, daß Hans noch tiefer ins Gras sank, keuchend vor Aufregung und überzeugt, daß ihn das wilde Volk entdeckt hätte. Bald aber belehrte ihn Gepolter und Gelächter, daß unten im Hause geplündert und zerstört wurde, mit jenem wüsten Mutwillen, der damals diese Truppe verunehrte. Türen wurden mit Äxten eingeschlagen, Geschirr zerkrachte, Fensterscheiben splitterten und hagelten kristallhell nieder — jetzt flogen die Blumentöpfe aus dem Fenster, das schloß er aus dem dumpfen Krachen — — und da fiel ihm ein: jetzt sind sie in Elsbeths Kammer! Ein Brüllen und Fluchen der bärbeißigen Gesellen war unten schon längst die häßliche Begleitung dieser Plünderung: nun vollends erscholl wieherndes Gelächter. Der längst ergrimmte und zornig beschämte Hans, der sich auf seiner Festung so wenig bemerkbar machte, erhob sich sacht und spähte hinab. Sein erster Blick traf das hohe Dachfensterchen der Jungmagd Elsbeth: die Blumen waren fort, die Fensterflügel zertrümmert — statt dessen schaute ein fratzenschneidend Pandurengesicht aus der Fensteröffnung in den Hof und hatte über den Tschako Elsbeths Haube gestülpt!

Das gab den Ausschlag! Mit einem Ruck war Hans auf den Beinen, schlug unbewußt die Hasenmütze fest, wie wenn er raufen wollte, und schrie zornrot über die Brüstung hinunter: „Lumpenkerl! Lumpenkerl, du elender! Willst du das gleich liegen lassen?!“ Der längst vor Empörung zitternde und wimmernde Hund sprang zugleich auf und bellte mit vorgestemmten Beinen wie rasend in die Tiefe. Hans aber packte die Armbrust — und drüben flog ein Tschako vom Kopf! Und Steine her! Wie ein Berserker, rasend vor Zorn und Aufregung, beschämt, daß er sich so lange geduckt hatte, griff der empörte Junge zu, schwang, warf — dröhnend flogen die harten Geschosse in den Hof. Er verteidigte Elsbeths Haube! Getroffene Pferde stampften und wieherten auf, Menschen tobten — es war unten im Nu eine tolle Panik! Alles wähnte, der Fels wäre besetzt. Trompetensignale, Kommando — und mit wirrem

Getöse, halb im Sattel hängend, rasselte der verstörte Trupp durchs Burgtor hinaus in den nahen Wald, unter sichere Wipfel und dicke Bäume. Hans aber warf — warf, daß ihm das Wams über der Brust zersprang, so dehnten sich die Muskeln, so flog sein Atem. Bis aus dem sicheren Wald rund herum Schüsse knatterten, von denen ihm einer die Mütze durchbohrte: da erst warf er sich der Länge nach ins Gras, zitternd von Kopf zu Fuß vor übermächtiger Erregung.

Tagsüber ergab sich nun ein seltsam Schauspiel: ein ganzer großer Pandurentroß belagerte einen einzigen Hirtenjungen. Aber wie ihm beikommen? Eine Zeitlang wurden Stangen gefällt; man wollte Leitern anfertigen; aber sie ließen die Stangen liegen, ritten ins Dorf hinab und kamen mit langen Leitern zurück. Die Leitern waren aber doch wohl zu kurz, und — selbst wenn man sie zusammenband: wer mochte sie in den Burghof tragen, wer ansetzen?

Am Nachmittag war der aussichtslose Kampf um den „Pandurenstein" zu Ende. Die Belagerer hatten in ihrem Zorne mehr Pulver vergeudet als in einem ganzen Gefecht und trabten gleichwohl beutelos davon. Signale riefen durch alle Dörfer der Ebene: überall beschleunigter Abmarsch! Es war Nachricht gekommen, daß der Preußenkönig in Böhmen eingerückt sei; das kaiserlich österreichische Kriegsvolk zog daher in Eilmärschen nach dem fernen Kriegsschauplatz. Der einzige Widerstand, den sie hierzulande gefunden hatten — ein Hirtenjunge hatte ihn gewagt, ergrimmt von Eifersucht, gerüttelt von erster Liebe.

* * *

Noch den ganzen Abend und die darauf folgende Nacht blieb der junge Held auf seinem hohen Stein. Regen zog wieder über den Wald her; Wolken umwogten den Fels; und die Blätter der Birken wisperten ängstlich die ganze Nacht. Er schlief kaum; zu sehr zitterte die Erregung nach.

Als er am folgenden Morgen schwankenden Schrittes zu den Heimgekehrten hinabgestiegen war, stand er wie träumend zwischen ihren vielen Fragen. Die zusammengeströmten Leute, die mit Entsetzen das tolle Schießen vernommen hatten, mußten ihm mit List

oder Ungestüm den Bericht über die Vorgänge ablocken. Sie ließen die durchlöcherte Mütze von Hand zu Hand wandern; sie zeigten einander auf den Steinen die Blutflecke von verwundeten Panduren; und im nahen Wald fand man gar ein verendetes Pferd.

Rasch redete sich die Sache herum und wurde gar noch kräftig übertrieben, wie das so zu gehen pflegt. Der Verteidiger der Burg war mit einem Schlag der berühmteste Mann der ganzen Gegend. Der benachbarte Graf, ein abenteuerlicher Hagestolz, der weit in der Welt herumzukommen pflegte, ließ den tapferen Jüngling vor sich kommen und bot ihm sofort eine Stelle in seinen unmittelbaren Diensten an, die jener dankbar annahm.

Hans ging am letzten Tage ernst, verwundert und wie betäubt durch die alten Räume. Er schaute die neugierigen Frager oft mit großen Augen an, als müßt' er sich ordentlich auf sein früheres Leben zurückbesinnen. Aber bei aller ruhigen Genugtuung war eine feine, tiefe Trauer in seinem stillen Wesen, die jedermann als etwas Fremdartiges spürte und achtete, die aber niemand zu deuten wußte.

Als er an der Küchentür von Elsbeth, die rasch ihre Hände an der Schürze wischte, Abschied nahm, war jenes Eigentümliche ganz besonders in seinem Blick und um seine leise zitternden Lippen. Er schaute das verlegene Mädchen lang und trübe an, wie aus einer weiten Ferne. Aber er sagte nur einige unverständliche Worte ...

Dann schritt er mit Bündel, Stock und getreuem Hund zum Burgtor hinaus, ohne sich noch einmal umzuschauen.

Tafelgespräch in Sanssouci

Das folgende Gespräch, eine freie Erfindung, muß man sich zwischen 1750 und 1753, unter den nahenden Schatten des Siebenjährigen Krieges gehalten denken. Infolge eines Pamphlets Voltaires gegen Maupertuis, nebst bösem Nachspiel, hatte sich Friedrichs Begeisterung für jenen geistvollen Schriftsteller vollends gekühlt. Man darf sich Menzels bekanntes Bild zu diesem Tafelgespräch vorstellen; nur sind etliche der dortigen Gäste um diese Zeit bereits gestorben: Graf Rothenburg und General v. Stille; ein anderer, Lord Marischal George Keith, geborener Schotte, Bruder des gleichnamigen Feldmarschalls, ist als preußischer Gesandter in Paris; der wichtige Maupertuis ist auf dem Menzelschen Bilde nicht vorhanden: ihn denke man sich an der Stelle des Marquis d'Argens, der — bei Menzel — im Vordergrund mit Lamettrie plaudert. Auch dieser ist zwar um dieselbe Zeit wie Rothenburg und Stille gestorben (1751) — infolge des übermäßigen Genusses von Trüffelpasteten, wie Voltaire boshaft behauptet —, durfte aber hier nicht fehlen; denn es handelt sich hier um einen Extrakt jener drei Voltaire-Jahre. Für Rothenburg und Stille treten Keith und Fouqué ein, beides Kämpfer im Siebenjährigen Kriege; ersterer fiel bei Hochkirch, letzterer wurde bei Landeshut verwundet und gefangen.

Es sitzen um die Tafel: der König, rechts von ihm General de la Motte Fouqué, um jene Zeit Kommandant von Glatz; links vom König Feldmarschall Keith; rechts von Fouqué Voltaire; rechts von Voltaire zwei andere Gäste, wovon der rechts sitzende (bei Menzel dem Zuschauer den Rücken zukehrend) Marquis d'Argens ist; dann Maupertuis, Präsident der Königlichen Akademie, im Gespräch mit dem Freigeist de la Mettrie; dann noch Graf Algarotti und ein anderer Gast.

Im Hintergrunde des bekannten Speisesaals steht Dienerschaft. Die Haltung der Tafelrunde stimmt zu Anfang des Gespräches genau mit dem Menzelschen Gemälde überein.

Jene Gespräche wurden natürlich französisch geführt; ich habe daher vermieden, des Königs Sprache, wie sonst üblich, durch Überladung mit französischen Wörtern zu kennzeichnen.

* * *

Friedrich. Nun, mein lieber Voltaire?

Voltaire (vorgeneigt). Sire, ich bitte um Sukkurs für Marquis d'Argens —

Marquis d'Argens (einfallend). Auch ich, Sire, bitte um Hilfstruppen gegen —

Friedrich (lachend). Gegen unsren flinken, gottlosen Herrn von Voltaire? O, ich werde mich schön davor hüten!

Voltaire (vorgeneigt). Eilen Sie, Sire, eilen Sie dem Gascogner Adel mit einem Regiment Ihres weltberühmten Heeres zu Hilfe, ich bitte untertänigst, ich bitte für meinen Gegner und bin also christlich. Meine eigenen Truppen meutern — meutern, Sire: sie weigern sich, auf ein so dürftig Häuflein Witz zu schießen. (Gelächter.)

Friedrich. O, Sie spielen unsrem kranken Freunde übel mit!

Voltaire. Krank? Ah, mein lieber Marquis, das hab' ich doch gleich vermutet!

Friedrich. Wissen Sie nicht, daß sich unser geschätzter Hypochonder den Schnupfen holte, als er in unbekleidetem Zustand auf die Welt kam? (Gelächter.)

Voltaire (zu d'Argens). Aber, mein Bester, warum waren Sie so unvorsichtig, sich dem —

Marquis d'Argens (rasch einfallend) — sich dem Wind auszusetzen, Herr von Voltaire? (Lachen.) Aus Liebe zum König von Preußen!

Friedrich. Aha, unser Marquis attackiert!

Voltaire (achselzuckend). Oh, oh, mehr Beleidigung als Grazie, mehr Bär als Biene — mit einem Wort: echt Marquis d'Argens!

Marquis (fröstelnd). Im übrigen zieht es hier wirklich . . .

(Der König winkt, die Flügeltür wird geschlossen; das Gespräch nimmt wieder gruppenweise seinen Fortgang. Diener gehen ab und zu.)

Keith. Der Marquis friert, und ich ersticke vor Hitze . . .

Friedrich. Sie kommen aus Schottland und aus dem Reich der Zarin, mein lieber Feldmarschall, unser frierender Freund aus der Provence . . . Im übrigen schmeckt mir diese Sauce schlecht . . . Der Kerl, mein Koch, wird salopp . . . Ich habe Ihrem Bruder, dem Lord Marischal, nach Fontainebleau geschrieben, ob er mir nicht einen Koch verschaffen kann, der mit Braten und Sauce zu han-

tieren versteht und womöglich etwas Philosophie im Leibe hat ... Übrigens: Herr von Maupertuis!

Fouqué (da Maupertuis im erregten Gespräch mit de la Mettrie den Anruf überhört). Er ist vertieft, der Herr Präsident ...

Friedrich. Verbissen mit dem lockren Lamettrie, Infanterie mit Pandurenvolk — — und schaut übrigens nur deshalb nicht her, um Ihr mokantes Lächeln nicht erdulden zu müssen, Herr von Voltaire.

Voltaire. Mokant? Sire, das Gefühl, daß ich heut' abend auf lange Zeit zum letztenmal in Ihrer Nähe sitze, erschüttert mich ernstlich. Mokant? Dann ist das eine üble Gewohnheit, die meine rebellische Miene angenommen hat, ohne daß mein Herz etwas davon weiß. Etwa wie der schlecht instruierte Claqueur, der im Trauerspiel lacht. Oder wie jener Prediger, dessen Gesichtsmuskeln seinen Empfindungen nicht mehr gehorchten: der arme Schelm grinste bei Leichenpredigten und schaute weinerlich, wenn er von den Wonnen des Paradieses sprach.

Friedrich (lachend). Ich fürchte sehr, in diesem Dilemma befindet sich beständig Ihre Zunge, mein lieber Meister Arouet: sie revoltiert beständig, sie hat ihr eigenes Reglement oder vielmehr gar keins, sie ist eine diabolisch-göttliche Souveränin für sich. Sie bindet sich daher nicht an Bagatellen wie etwa — Versprechungen und dergleichen lästige Dinge, selbst Königen gegenüber, sie schont nicht Freund noch Feind. Unter uns: Ich wollte den infamen Streich, den der Dichter der entzückenden „Henriade" und des erhabenen „Cäsar" mir, Maupertuis, uns allen gespielt hat, heut' abend nicht erwähnen — ich meine Ihr empörendes Pamphlet wider die Meriten unsres würdigen Herrn Präsidenten der Akademie —

Voltaire. Ah, Sire, nehmen Sie plötzlich diese närrische Welt moralisch? Oh, ich schätze die Tugend, indes — — ich denke, es ist ein Vorrecht von Genie und Esprit, die Welt zu belehren, wie man mit Geist über ihre Schwere lacht, auch über ihre Dogmen, Theorien, steife Würde und fast regelmäßig veraltete Moral. Und übrigens ist es mir zu Sinn, als hätte ein wahrhaft freier und philosophischer König über die Schrift „Doktor Akakia" gelacht —

Friedrich. St! Sprechen Sie den Namen Ihres ruchlosen Machwerks hier nicht aus! Ich will in meinem Refektorium keinen gallischen Hahnenkampf! Schon spitzt unser Maupertuis die Ohren —

Voltaire. Ei — und hat er nicht eben gewagt, einen Anruf Eurer Majestät zu überhören? Sie wissen nun, Sire, wie man den Präsidenten der Berliner Akademie zum Aufhorchen bringt!

Maupertuis (ernst, fast verdrossen, zu Lamettrie). Lassen Sie uns Seine Majestät um Entscheidung bitten —

Lamettrie (hitzig). Hornissen? Wespen? Wir Literaten wären nur giftige, schädliche Insekten? Oh! (zum König). Sire, ich behaupte, der Herr Präsident unterschätzt auf der Höhe seiner feierlichen Wissenschaft unsre leichte Aufklärungsarbeit. (Zu Maupertuis.) Wir erst haben Leben nach Europa gebracht, nie und nimmer Ihre akademische Perückenweisheit, nicht Leibniz noch sonst ein Frachtwagen — wir, l'homme machine, überhaupt das Pamphlet, wie Sie das zu nennen belieben! Das stachelt, das brennt! Wir sind auf zweierlei Terrains zu Hause: erstens in der Philosophie und Wissenschaft, wie Sie — aber außerdem in der praktischen Gourmandise des Lebens! (Schlürft schmatzend ein Glas, das ein Diener einschenkt.)

Maupertuis (würdig, etwas steif, zum König). Sire, geruhen Sie zu entscheiden. Ich nenne die Herren, die ihr Talent vergeuden mit boshaften oder gar vergifteten Pasquillen, kurz, mit Pamphletschreiberei, womit sie uns, der ernsteren Wissenschaft, das Leben sauer machen und uns ebenso wie den christlichen Aberglauben dem Gelächter der Menge preisgeben — ich nenne sie Wespen und Hornissen der Literatur, die man ausräuchern sollte, weil sie dem arbeitenden Landmann lästig fallen.

Lamettrie. Ihr königlicher Herr gibt Ihnen ein freieres Beispiel: — er zieht diese Wespen an seinen Hof!

Friedrich. Meine Herren, ich habe zwar die Türen schließen lassen, es geht aber hier ein verteufelt scharfer Wind! Im übrigen (ernst) gebe ich dem Herrn Präsidenten meiner Akademie recht: es ist eines echten philosophischen Kopfes unwürdig, seinen Ruhm dadurch zu erhöhen, daß er einen andren mit Esprit herabsetzt. Die Ränke der Schriftsteller sind die Schmach der Literatur. Man hat mir gesagt, daß sich der oder jener berühmte Schöngeist über die

Verse des Königs von Preußen lustig gemacht habe — es sind mir sogar ein paar Briefe darüber in die Hände gespielt worden — — pah, meine Herren, ich weiß Könige, die sich mit miserableren Affären die Zeit vertreiben. Und — es ist mir längst keine Ehre mehr, mit dem Namen eines Poeten geziert zu werden, seit ich diese verfluchte Rasse näher kennen gelernt habe.

Voltaire (seufzt). Leider, Majestät! Wir sind hienieden im Reiche des Satanas — und Satanas hat keine Freude an der Tugend, wohl aber Freude am Genie. Verzeihen Sie, Sire, daß wir so gute Untertanen sind!

Friedrich. Für Ihre Werke verdienen Sie Statuen, Herr von Voltaire, für anderes — Ketten.

Voltaire (geschmeidig). Aus Gold?

Marquis d'Argens. Am Fuß! Wie bei uns die Pa — — (Trinkt.)

Friedrich (rasch, um den formlosen Ausfall zu verdecken). Wie Sie mit Ketten an Ihre imaginäre Krankheit gefesselt sind, mein weichlicher Marquis. Und nebenbei auch mit Ketten der Treue an meinen Hof. Denn wenn Sie auch einmal nach Ihrer Provence durchbrennen, Sie kehren meistens wieder zurück. Aber unser Adler Arouet, dies Genie von Satans Gnaden, entfliegt uns nun in die Bäder von Plombières, da ich es verabsäumt habe, ihn für seine reichlichen Schandtaten beizeiten in Ketten zu legen.

Voltaire. Der freieste König Europas weiß zu gut, daß sich Vernunft nicht an Ketten legen läßt.

Friedrich. Ist sie echte Vernunft, so ist sie auch Moral, so setzt sie sich also selber in Ketten.

Voltaire. Vernunft? Geist? (Seufzt.) Leider sind wir freien Geister aus Vernunft auch hierin — unvernünftig. Wir setzen uns leider keine Schranken, da wir wissen, daß es dem Wesen des Witzes, des Esprits, des Genies eigentümlich ist, absolut freie Bahn um sich zu sehen. Das ist ihre Natur, da läßt sich nichts ändern. Wer möchte sich in eine Rennbahn stürzen, wenn er ein Endziel sähe, nahe, greifbar, nicht der Mühe wert? Ziel? Schranke? Vorschrift? Befehl? Dogma? Oh, oh! Ein Witz, der im Geleise laufen muß — Sire, darf man das Witz nennen? Die freie Vernunft ist König und Staat zugleich, hat unbedingtes Bewegungsrecht,

Tempelrecht, Papstrecht — und ich hoffe zu erleben, daß man in der gescheitesten Nation Europas endlich einmal den Anfang damit mache, einen Tempel der aufgeklärten Vernunft zu errichten und die anderen Tempel — zu zermalmen.

Friedrich (nunmehr ganz ernst, während sich über die Tafel tiefe Stille verbreitet). Und wer ist in Ihrem freien Vernunftstaat König?

Voltaire. Der Vernünftigste. Nein, da es ein Freistaat wird wie Rom: die Vernünftigsten.

Friedrich. Wer bestimmt die Vernünftigsten?

Voltaire. Sire, soll ich mich im Zirkel drehen und abermals antworten: die Vernünftigsten? Schon seh' ich auf Eurer Majestät geistvollem Antlitz die sardonische Frage: Und wer bestimmt diese? Nun wohl, das sind —

Friedrich. Das sind Illusionen, mein lieber Voltaire! Das sind Tiraden der Büchermenschen, die nicht mit der Realität der Dinge zu rechnen gelernt haben, die nicht wie wir Militärs von Kind an in eine harte, wohltätige, eiserne Zucht genommen worden sind! Sie mischen Vernunft, Genie, Witz, Esprit — pêle-mêle! Vernunft? Wohlan, untersuchen wir einmal Ihren Staat! Ihr Staat der Vernunft, mein Herr Poet, ist ein Gemälde von Watteau oder Lancret, hängt an der Wand, schwebt in der Luft — erhaben über diese so wohlweislich unvernünftige, widerspruchsvolle, nie unter ein Gesetz zu bändigende Schelmen-, Narren- und Tugend-Welt. Ich möchte Ihnen, meine Herren von der Literatur, deren Esprit ich schätze, folgendes wünschen: Sie hätten einmal ein Jahr lang etwa 4000 Prozesse durchzuarbeiten; Sie wären ein Jahr hindurch Regimentschef und hätten für jede Patronentasche, für Durchführung jedes Punktes des Exerzier-Reglements exakt zu sorgen und ohne viel Werbegeld Ihre 1500 Mann vollzählig zu halten; Sie bereisten ein Jahr lang unsre östlichen Domänen und Vorwerke und beschäftigten sich mit Pachtanschlägen, Bodenausnützung, Glashütten, Sumpftrocknung und den Diffikultäten der Oderschiffahrt — obzwar ich ja manchem von Ihnen ein merkantilistisches Genie zutraue —; dazu die Quertreibereien der Diplomatie, Empfänge, Feste, Haushalt eines großen Heeres und eines ganzen Staates; dann erst die Trösterin Musik mit ihren tech-

nischen Feinheiten, und nebenher Geschichte, Philosophie und eine Anzahl schlechter Verse — — meine Herren, ich zähle Ihnen mein Material nur unvollkommen auf. Ich muß mit diesem Material kämpfen mein Leben lang —

Voltaire (rasch). Und haben durch diese Kraft und Ausdauer Ihres Geistes das Königtum der Vernunft glänzend bewiesen!

Friedrich (ebenso rasch). Nur weil Unvernunft die Minorität der Vernünftigen zu solcher Arbeit zwingt! Wären alle vernünftig, so würde sich die Arbeit teilen — Arbeit? So bedürft' es ja keiner Arbeit, um mit der Vernunft zu bataillieren — kurz, Herr von Voltaire, so löst sich Ihr Vernunftstaat in Luft auf! (Beifall, besonders der Offiziere.)

Friedrich (steht auf, alle erheben sich; er gibt Voltaire verbindlich die Hand). Mein kluger Meister und Lehrer, ich fechte lieber mit einem Ihrer Feldmarschälle als mit Ihnen — besonders nicht über das subtilste Problem der menschlichen Gesellschaft, über die rechte Verteilung von Vernunft und Nicht-Vernunft. Wir sind darin einig, meine Herren vom Korps der Aufklärung, es kommt alles in der Welt darauf an, daß der rechte Mann an rechter Stelle stehe. Hier ist der Punkt, worin leider auch oft die Vernunft fehlgreift, denn es gibt noch etwas, was selbst den Vernünftigsten zuzeiten unvernünftig macht: Neigung und Abneigung. Das Herz, meine Herren! Im übrigen, mein teurer Voltaire, sind Sie ein Genie — ich nur ein König. Als solcher habe ich Ketten und bin wie Prometheus an meinen Staat gebunden. Doch ich liebe meine Ketten, denn sie üben meine Kraft.

Voltaire (entzückt). Nur ein König! Der König! (Zu d'Argens). Friedrich der Einzige hat gesprochen, mein kostbarer Marquis — also Friedensschluß! (Sie entfernen sich plaudernd nach hinten.)

Friedrich (im Vordergrund, zu Keith und Fouqué, knapp und sachlich). Kurz und sans façon, meine Herren, Sie finden mich heut' abend in einer Attacken-Stimmung; ich habe nun sichere Dokumente: — — Brühl — das geheime Komplott wider Preußen besteht!

Fouqué. Sehr gut, so halten wir unser Pulver trocken!

Keith. Es ist meines Wissens altpreußische Manier, nicht zu fragen: Wieviel? sondern: Wo?

Friedrich. Ja, das Prävenire ist in der Tat die beste Partie. Zwar kann sich das noch hinziehen. Doch seh' ich, daß der Krieg zum drittenmal kommen muß. Entweder Preußen dokumentiert sich wirklich als ein Staat von Kraft und Nerv — oder die alten Staaten und despotischen Anschauungen teilen sich das Erbe des „Marquis von Brandenburg". Ich batailliere für Geistesfreiheit und — nebenbei gegen drei gekränkte Weiber, besonders die Pompadour. Man hat ihr etliche bon mots von Sanssouci nach Paris kolportiert und auf den reinlichen Toilettentisch gelegt.

Fouqué. Erlauben mir Ew. Majestät: Wer hat kolportiert? Doch wohl nur diese Pariser Freunde, mit denen sich Ew. Majestät —

Friedrich. Freunde? Fouqué, Er ist ein bißchen Pietist und sollte diese ehemaligen Landsleute nicht Seines Königs Freunde nennen! An den Höfen der alten Könige waren Spaßmacher — meine Hofnarren haben nebenbei Genie. Und einer von ihnen dichtet wie Racine und schreibt eine brillante Prosa. Mein Lieber, ich muß mich ja wohl an Franzosen halten, da nun einmal die Deutschen für Literatur kein Genie haben. Freunde? Da ist der Marquis d'Argens, ja, der ist mir durch seine sämtlichen Erkältungen hindurch ehrlich treu. Aber die andren? Ein Gardist ohne Esprit, aber mit Disziplin, oder ein resolutes Hökerweib von Potsdam, das seine Kinder redlich in die Höhe füttert — mein Kompliment, sie stehen meiner Seele näher. Denn der Nerv der Welt heißt Tat, nicht Geschwätz. — Obwohl . . . Fouqué, es gibt anmutige Schwätzer! . . . Ein philosophischer Kopf beurteilt alles nach seiner Façon und mit den Mitteln, die für jeden Fall passen. Die höhere Moral, die Arbeit für das Ganze wird dadurch nicht tangiert. Betrachten Sie sich als meine wertvollsten Teile, meine Herren Offiziers, wie auch ich mich als dienenden Teil betrachte — doch lassen Sie mir auch diese Pariser Teilchen gelten! (Indem er mit den beiden Offizieren nach hinten geht.) Sie sind übrigens an meiner Tafel ein seltener Gast geworden, mein lieber Fouqué! . . . Der Krieg wird diesen Soiréen ein Ende machen . . . Auch mein Winterfeldt muß her, und Zieten, und unser unverwüstlicher Kavalier Schwerin . . . (Bleibt stehen.) Wie viele meiner Freunde sind dahin! (Zählt an den

Fingern auf.) Jordan, Keyserlingk, Rothenburg, Stille, Borcke, Leopold von Dessau, von der Goltz, Holstein-Beck, mein alter Lehrer Duvan — o Himmel, wie hält der Tod Generalmusterung! (Leise, sehr ernst.) Und, meine Herren, mir ist manchmal, als wäre das alles erst die Ouvertüre ...

Königin Luise

I.

Paretz, 1805. Der König und die Königin lustwandeln am Rande eines Ährenfeldes, umspielt von den Kindern. Sie schmückt sich den Hut mit Kornblumen.

Der König
(gedankenvoll)

Nicht in den Sturm der Minuten hinuntermüssen —
Am Rande stehn — Zuschauer sein dem holden Tanze —
Hold nur dem, der *nicht* hinunterbraucht ...

Die Königin

Spricht das ein Hohenzoller?

König

Das spricht am Rande der Welt ein Mensch
Zum besten Kameraden ... Reigenspiel!

Königin

Schau' her, mein Freund, ich schmücke den Sommerhut
Mit blauen Blumen. Die Fülle des Kornes lass' ich
Den hungernden Menschen: nur aus der goldnen Nahrung
Nehm' ich den blauen Zierat. Freut er dich?

König
(ihr in die Augen schauend)

Ein schönes Blau! Steigt aus dem Herzen meiner Luise auf
Ins schönste Auge! — Kornblumenauge!

Königin
(lächelnd)

Schau' etwas höher, mein Gatte, *auf* den Hut,
Nicht unter den Hut!

König
(in seiner kurzen Weise, scherzend)
Bräutigam nennen, nicht Gatten!

Königin
Wohlan: mein Bräutigam! Jedoch hol' ich den Namen
Aus meinem Vorratsschranke, so fallen dabei
Die andren abgelegten Kleider, die Kosenamen,
Gleich mit vom Haken —

König
Abgelegt?

Königin
Nun, fein bewahrt und sehr mit Liebe!
So wie man sein Taufkleid säuberlich aufbewahrt
Fürs eigene Kind — und sogar dem späten Enkel.
Oder ein Puppenkleid — und Jungenskleidchen.
Denn, Lieber, die Kleider der alten Zeit
Waren aus starkem Stoff und hielten dauernd.
Siehst du, so hangen sie in meinem Schranke,
Kosenamen erprobter Art: „mein Liebling",
„Mein ritterlicher König" — „mein guter König"!
„Guter" — dies Wort besonders erschöpft dich ganz!
Von allen Kleidern das beste! Guter du!
(Sie umarmt ihn)

König
Schau' dort — unsre Jungens!

Königin
Laufen wie Wachteln die Furchen entlang,
Wilhelm voran . . . (Träumend.) Wir dachten sie . . .
O Freund, wir beide dachten so schöne Gedanken,
Die dort in Menschengestalt im Winde laufen!

König
Tücht'ge Gedanken — will's Gott!

Königin
(in Gedanken)
Ein blauer Sommertag — ausgespannt
Zwischen zwei Nächten, so ist mein Leben.
Schirme mich Gott und unser Haus und Volk!
Die Griechen bangten vor zu viel Glück ...

II.

Tilsit, 6. Juli 1807. — Königin Luise, in vornehmster Kleidung, das Diadem im Haar, und Napoleon Bonaparte in der bekannten Uniform.

Napoleon
Das sind freilich rauhe Zeiten ... Aber Ew. Majestät mögen es der politischen Konstellation zur Last schieben, wenn ich als Feind im Königreich Preußen stehe.

Königin
(sich zu ruhiger Würde beherrschend)
Unter solchen Verhältnissen Ew. Majestät gegenüberzustehen, ist für mich in der Tat ungewöhnlich. Allein ich erfülle die Pflichten der Höflichkeit, und es ist Liebe zu meinem Volke, die mich als Frau und Mutter zu dieser Unterredung zwingt.

Napoleon
(eine leichte Befangenheit unter Galanterie verbergend)
Zum wenigsten verschafft mir diese Konstellation das Vergnügen, Ew. Majestät persönlich kennen zu lernen. Man erzählte mir viel von der Anmut und Klugheit der Königin von Preußen. Ew. Majestät Interesse für die Politik habe ich schon früher kennen gelernt. Und was die Anmut betrifft — (mit leichter Verbeugung, Hände auf dem Rücken) nun, ich habe zuverlässige Berichterstatter.

Königin
(ruhig)
Wir befinden uns hier in einem Bürgerhause von Tilsit. Ich schlage Ew. Majestät vor, wir verbannen die Phrasen des Salons aus dieser ernsten Unterhaltung. Ich wiederhole Ihnen: Nicht die preußische Königin, nur eine preußische Frau und Mutter steht vor

Ew. Majestät. Ich spreche zu etwas in Ihnen, was mir einzig ermöglicht hat, diese Unterredung zu übernehmen: zum Sohn einer tapfren, klugen Mutter, zum Bruder, der für seine Geschwister auch noch vom Thron aus sorgt. Das sind Tugenden, Sire, die einer deutschen Frau das Herz öffnen — auch für Sie, trotz des Unheils, das Sie unsrem Lande zugefügt haben.

Napoleon

(hat die Arme verschränkt, murmelt)

Man hat mich zu diesem Unheil gezwungen.

Königin

Wer hat einen so mächtigen Monarchen gezwungen?

Napoleon

(kurzab)

Ihr Kabinett. Auf die unsichere, schwankende Politik Ihrer Minister war kein Verlaß.

Königin

Wer die Unsicherheit in die europäische Politik gebracht hat, Sire, das zu untersuchen steht einer Frau nicht an. Mein Gatte, der König von Preußen, liebte den Frieden und kennt nur eine Pflicht: das Glück seiner Untertanen. Wir betrachten unsere Untertanen als unsere Familie. Und so lebten der König und ich und unsere Kinder innig mit unserem Volke und suchten bis zum äußersten den Frieden zu erhalten. Denn (ernst) nach unseren religiösen und sittlichen Anschauungen ist ein gewissenlos heraufbeschworener Krieg ein Frevel, den die Gottheit früher oder später strafen wird.

Napoleon

(mit ironischem Zucken um den Mund, kurz und herb)

Die Gottheit ... Wer die Revolution sah, denkt darüber anders. Der Krieg ist ein vulkanisches Ereignis. Der Krieg ist ein Befreier von Sentimentalität. Der Krieg rüttelt die Völker wach, gießt Stahl ins Blut. Die Welt ist kein Idyll.

Königin

Sire, sagen Sie das einer Königin von Preußen? Wie wir über den Krieg denken, der sein muß, das hat Friedrich der Große der Welt bewiesen.

Napoleon

(mit höflicher Ironie)

Ich bitte Ew. Majestät sehr um Vergebung: ich habe Gelegenheit gehabt, das Königreich Preußen von West nach Ost kennen zu lernen, und hätte mich gefreut, Friedrichs des Großen Geist zu begegnen. Indessen . . . (zuckt die Achseln. Die Königin schweigt mit gepreßten Lippen. Er fährt fort) Nun, ich bitte um Entschuldigung, diese Bemerkung war nicht galant. Aber Ew. Majestät haben mir Erlaubnis erteilt, die Phrasen des Salons draußen zu lassen. Ich entgleiste daher in die Sprache des Soldaten. Und diese Sprache schmeichelt nicht. Auch ich habe vor Jahren „Werther" gelesen und selber als Jüngling solche Süßlichkeiten zu Papier geworfen. Aber das Leben hat mich eines Besseren belehrt.

Königin

Wenn Sie falschen Gefühlen huldigten, ist das Grund genug, alles Gefühl zu verbannen? Dann hat Ihnen das Leben Irrlehren erteilt, Sire! Mögen Sie persönlich Ihr Herz aus Ihrer Politik ausschalten: uns Deutschen gelingt das nie und nimmer. Des Herzens erstes Gebot ist Achtung vor den Idealen in jedem Menschen und in jedem Volke. Sie antworten mir vielleicht, es sei eben Ihr Ideal, die Oberfläche Europas nach Ihrer Anschauung umzuändern? Aber, ich fürchte, Sire, das wird sich auf die Dauer kein Volk von Ehre gefallen lassen.

Napoleon

(achselzuckend)

Ehre? . . . Sehen Sie den Rheinbund an! Der fügt sich vortrefflich in die neuen Dispositionen. Wer will gegen Natur-Ereignisse aufkommen? Die Revolution ist ein Natur-Ereignis. Und ich bin ihr Sohn.

Königin

Sohn — an diesem Worte finden wir uns wieder zusammen. Was soll aus der Familie werden, ich frage Sie, Sire, wenn man sie nicht schützt vor zerstörenden Einflüssen der Natur? Und ich frage Ew. Majestät: Ist nicht die Menschheit eine große Familie? Ist Vergewaltigung irgendwelcher Art geeignet, diese edlen Beziehungen von Mensch zu Menschen zu fördern? (Warm) Sire, lassen Sie einer Frau das schöne Vorrecht, Sie an die gegenteilige Kraft zu erinnern, die nicht zerstört, vielmehr heilt und lindert, die dem Sieger die Herzen der mild behandelten Besiegten gewinnt: die Großmut, Sire, die Liebe! Machen Sie sich den Besiegten zum Freund, denn angesammelter Haß ist kein Segen für Ihre gewiß großzügigen künftigen Pläne. Sie werden es nicht bereuen, daß Ihnen eine Frau diesen Rat gegeben hat, eine Frau, die es tun darf: denn ich trage eine Krone wie Sie. Und ich weiß aus Erfahrung, wie Liebe und Wohltat Menschen mit ihren Fürsten verbindet. Und darum bitte ich Ew. Majestät: Lassen Sie die alten, treuen Provinzen bei Preußen, nehmen Sie uns nicht Magdeburg! Ich bin Mutter meiner Untertanen — nicht die Königin, nur die Frau und Mutter bittet Sie: lassen Sie hier die Menschlichkeit über die Rücksichten der Politik obsiegen!

Napoleon

(schaut düster in die Ferne)

Ja, ja, die deutsche Ideologie ... Sie wird mir noch das Konzept verderben ... (Kalt.) Wir werden politisch. Lassen Sie uns schnell das Thema wechseln. Ich kämpfe lieber auf dem Schlachtfeld als mit Ew. Majestät. Liebe — Ehre — schöne Worte, doch taugen sie nicht auf das Schachbrett der Politik.

Königin

(mit Wärme fortfahrend)

Sie haben von der Natur ungewöhnliche Gaben erhalten, Sire, vor allem die Gabe, auf dem Schlachtfeld zu siegen. Sie nützen die Früchte dieser Siege, Sie sehen Souveräne sich zu Füßen. O wie bedaure ich, daß diese ungewohnte Erscheinung Sie von der Menschheit insgesamt verächtlich denken läßt! Aber ziehen Sie ein-

mal den Vorhang von diesen schmeichelnden, verlegenen oder verwirrten Besiegten hinweg — und Sie werden dahinter ein verderblich Feuer bemerken: Haß, beleidigten Stolz, gekränkte Ehre. Geben Sie acht, daß sich das nicht in der Stille stärke! Denken Sie an das Schneegestöber von Eylau! (Napoleon schaut mit verschränkten Armen finster zu Boden.) Darum schaffen Sie sich Freunde, Sire, üben Sie nun Ihre anderen großen Talente, lassen Sie Ihr Herz sprechen, Ihr Sohnesherz, das von Freund und Feind gerühmt wird! Es kann nicht Ihr Ehrgeiz sein, ein Land wie Preußen, das Ihre Pläne weiter nicht stört, vernichten zu wollen —

Napoleon
(rauh einfallend)

Von Vernichtung Preußens ist nicht die Rede. Aber ich brauche Magdeburg. Ich muß meine Grenzen sichern.

Königin
(rasch)

Ihr Riesenreich Frankreich samt den Bundesstaaten sollte das kleine Preußen fürchten?!

Napoleon
(nach kurzer Besinnung)

Es ist das Preußen Friedrichs des Großen.

Königin
(lächelnd)

Ei — von dessen Geist Sie nichts bei uns bemerkt haben?

Napoleon
(verbeugt sich leicht)

Vielleicht doch. (Der König tritt ein.) Die Politik tritt ein, lassen Sie uns abbrechen. (Bricht eine Rose von einem Blumenstock, der auf dem Tische steht.) Gestatten mir Ew. Majestät, meine Hochachtung vor der preußischen Frau und Mutter auszusprechen.

Königin
(die Rose nehmend)

Mit Magdeburg?

Napoleon
(kalt)
Das ist Sache des Kriegsrats.

III.

Zwei freiwillige Jäger von 1813 am Abend vor der Schlacht.

Erster Jäger
Ein Buch?

Zweiter Jäger
(schließt das Buch, in dem er gelesen)
Schillers Gedichte. Doch ich bin zu Ende.
Ich schaute schon lang hinüber ins Abendlicht,
Aus dem so lässig heute die Sonne sank,
Als wüßte man nicht dort oben, daß morgen
Die Schlacht geschlagen wird — die schwere Schlacht.

Erster
Der alte Träumer!

Zweiter
Sei's drum! Doch träumt' ich düstre Dinge,
Dinge so unbarmherz'ger Art, daß ich verzagte,
Hätt' ich das Licht dort nicht, das ewige Licht —
Und im Tornister Schiller.

Erster
Und ich in meinem Medaillon mein Schätzchen!

Zweiter
Und ich im Herzen die schönste Königin!
Verehrt, wie einst im Heiligtum der Griechen
Das Götterbild der Hera! Wie auf Wartburg
Die Ritterfrauen von Walthers jungem Lied!

Erster
Und das macht traurig?

Zweiter
(gedankenvoll)

„Auch das Schöne muß sterben" ... Ja, grade das Schöne!
So fiel Theodor Körner bei Gadebusch,
Mein prächtiger Körner! Max Piccolomini!
So schied Königin Luise! Und Einer brach
Weinend vor Ihrem Lager in beide Kniee:
Der gute König! Doch tausend Arme der Liebe
Halten nicht fest das schöne Fremde,
Das hier nur Gast ist ... Gast! Warum?
Damit in uns eine Flamme der Sehnsucht werde,
Entzündet an schöner Gestalt, ein Heimweh nach Hohem,
Das uns bewahrt vor sattem Behagen! Darum Gast! ...
Ein Leuchten ist's nur — ein Lächeln und Locken — fort!
Da stehn wir dann und trauern ins Abendlicht ...
So starb auch Schiller ...

Erster

Trübe Gedanken! Feg' sie hinaus! Morgen ist Schlacht!
Der Bonapart' „muß runter", wie Blücher sagt,
Der unverträumte, wetterleuchtende Blücher!

Zweiter
(aufspringend)

Ja, morgen ist Schlacht! Der Tag von Tilsit gesühnt!
Schau' um dich, Freund: da sprießen der Königin Tränen
Zu Hunderttausenden aus Leipzigs Feld!
Körner fiel — und Schiller starb — und die Königin:
Jedoch die Straße, die sie gezogen, ist schöne Straße!
Und jeder Krieger, fallend im Freiheitskampf,
Zieht schönen Pfad! — Auf!

Shakespeare und Byron

Ein Schattengespräch

Byron

Und diesen Dunst von Eastcheap und Drury-Lane hast du ertragen?

Shakespeare

Ich war kein Lord, Mylord.

Byron

Und wär' ich als Schuhputzer auf der Themsebrücke geboren, begnadet mit der Flamme des Genies — Theaterdichter? Niemals!

Shakespeare

Schrieb nicht Lord Byron einen „Marino Falieri", einen „Sardanapal", einen „Kain" — —

Byron

Für das Buch, mein Freund! Ich war empört genug, als diese Narren die Frechheit besaßen, meinen „Marino Falieri" auf die Bühne zu schleppen, als wär' ich ein Gladiator, eben gut genug, vor englischem Mob mein Herzblut verrinnen zu lassen! Für das Buch schrieb ich, was ich schrieb! Für das Buch? Nein, nicht einmal das. Ich halte zu wenig von Literatur, zu viel vom Leben. Ich schrieb, weil ich mußte: aus Notwehr! Mein ohnehin zu kleines Gehirn wär' in Scherben gesprungen, hätt' ich nicht diese Entladungen durch das Buch gehabt. Lasen's etliche — gut! Verstanden sie's und flammten mit — noch besser! Las es keiner — auch gut! Denn das Leben umgab mich so stark und heftig, daß ich der Literatur nicht bedurfte.

Shakespeare

Woraus entnimmt mein erhabener Freund, daß ich aus gemeinerem Drang geschrieben?

Byron

Für das Theater?!

Shakespeare

Wir hielten nicht so viel vom Buch wie ihr: unser Buch war die Bretterwelt. Dahin, auf diese Bretter, jagten wir das süße und furchtbare Bilderspiel, das uns im Hirn tollte, das uns das Herz zum Zerspringen füllte. Himmel, Mylord, und wir waren miteinander eine lustige Sippschaft, meiner Treu'! Und die Höflinge von damals — du weißt, was ich davon hielt.

Byron

Ja, Ihr kanntet die Menschen... Deine Kleopatra — alle Achtung! Das ist ein Weib — nein, das Weib! Dennoch: daß du, Dichter des „Coriolan", mit der englischen Masse gut Freund sein konntest — unbegreiflich! Zwischen Bürger und Genie ist Feindschaft, ewig, wie zwischen Feuer und Kienklotz. Sie verzehren einander. Ich meinesteils hab's ihnen versalzen, das Anbiedern! Sie kommentieren mich wenig, sie lassen die Finger davon! Es brennt!

Shakespeare

Wärmt es auch?

Byron

Bin ich ein Kaminfeuer? Soll ich Altengland die Suppen kochen?

Shakespeare

Warum grollst du dem Völkchen?

Byron

Völkchen — wär's noch ein Völkchen wie Oberon und Ariel! So wären sie wenigstens unterhaltsam. Aber sie besetzen breit und feist den Erdball, sie verbannen das Genie, sie beleidigen die Poesie durch Kunstheuchelei oder Moral.

Shakespeare

Sie haben Marlowe, Greene, Decker, Heywood, Beaumont, Fletcher, Ford, Webster, Massinger — und uns alle von damals nicht verbannt, sind uns vielmehr nachgelaufen und haben uns — die Suppe gekocht.

Byron

Ich will dir die Maske lüften, Freund: Ihr habt euch in die Narrenkappe gesteckt! Ihr habt ihnen gepfiffen und getanzt! Und da sagten sie: „Ei, seht doch den guten, liebenswürdigen, artigen Shakespeare!" Aber nicht deinem Genie liefen sie zu, nur deiner Kurzweil, deinen Abenteuern, deinen starken Worten oder Witzen — und was sonst die Sinne dieser Ruderknechte reizte!

Shakespeare

Du hast recht — und du hast unrecht. Es kamen ihrer solche zu Tausenden. Es kamen aber auch andre. Und jene und diese — die Schlechten und Guten —, sie sind in uns selber und zanken miteinander. Und die Guten hab' ich lieb: denn mein höherer Mensch ist selber einer von ihnen. Ich kenne die Verdüsterung, die da heißt „Timon"; ich kenne die Starrheit, genannt „Coriolan". Ich war bei Macbeth und Lear zu Gast; spie und schimpfte mit Thersites. Bis ins Blut hab' ich gelitten! Aber ich sagte: Verbittert ihr mich, so habt ihr gesiegt. „Ihr"? Nicht die Heitren und Hellen, nicht die Empfänglichen: nein, die Stumpfen, die Böswilligen, die Nüchternen, auch der gemeine Teil in mir. Dies hab' ich durchschaut. Und da lernt' ich lächeln und — schweigen. Schweigen, nicht schelten. Schweigend schaffen und gestalten, da mich nun erst recht alle Paläste und Hütten und Menschen darin ein Spielzeug dünkten, einem Knaben zu Christnacht geschenkt — eine liebe Spielschachtel, mit der er sogar zu Bett geht und im Traum noch lächelt, wenn er an diese kleinen Freunde zurückdenkt... im Traum... im „Tod"...

Byron

Wer es vermag... Ja... Wahre Bedürftigkeit zu unterstützen, Unterdrückten zu helfen: es war mir die reinste Freude auf Erden,

die einzige Freude... Es ist vielleicht durch die Ewigkeit hin die einzige wahrhafte Freude... Wir sind uns doch näher, Freund, als ich dachte... Doch bin ich noch krank vom Haß. Wenn ich an jene denke, die mir das Leben zerschnitten und verbittert haben, sieh, so flammt aus mir eine rote, rauchende Flamme auf und verdunkelt das reine Blau und stößt mich ab von diesem unreinen Kotball — in Regionen, wo Shelley weilt, der längst nimmer Schwere genug hat, um mir hieher folgen zu können. Leb' wohl! Ich suche sonnige Sphären auf, wo Wesen der Schönheit ein Lichtland bilden, ich will mich durchdringen und wärmen lassen von ihrer unbritischen Liebe. Und bin ich neugewandet, so kehr' ich vielleicht hieher zurück, falls bis dahin um euren Erdball feinere Luft strahlt.

Shakespeare

Und daß sie feiner strahle, die Luft — wer schafft es, wenn nicht wir?

Gordon

Auf der Galerie, die den Regierungspalast von Chartum umgibt, wandert der englische Gouverneur Gordon langsam hin und her. Die tropische Nacht spannt über eine ausgehungerte Stadt das blaue Gewölbe. Und darunter kauert unbeschreibliches Elend.

Der Generalstatthalter der ägyptischen Provinzen des Sudans raucht seine Zigarette zu Ende, wirft sie über das Geländer und horcht wieder hinaus. Wie er dastand, ein mittelgroßer, muskulöser Mann, mit breiter Stirn und durchdringenden Augen, die Hände auf das Geländer gestemmt und den Kopf mit der dunkelroten Türkenmütze horchend geneigt — wie er dastand, war er eine Versichtbarung seines Amtes und seiner Tragik: eine verlorene Wache.

Chartum war seit Monaten vom Mahdi belagert. Bürger und ägyptische Soldaten, soweit das Volk nicht zum Mahdi übergelaufen war, hielten Tag und Nacht die Wälle besetzt. Kämpfe, Ausfälle, Kanonaden brachten ununterbrochen Erregung. Das Gerede ging um, daß Gordon, der einzige Europäer, der in dieser hoffnungslosen Stadt aushielt, überhaupt nicht mehr schlafe.

Der General hatte wohl tausendmal all die Monde her mit dem Fernrohr den nördlichen Horizont abgesucht. Kein Rauch eines Nildampfers! Kein Entsatz!...

Langsam schritt er wieder hin und her. Auf ihm, dem tiefreligiösen Einsiedler, wuchtete der Gedanke, wie ohnmächtig selbst die reinste Liebe sei, selbstlose, opferfähige Liebe. An ein paar kühlen oder beschränkten Diplomatenköpfen zerschellt nun Chartum trotz unerbittlich tapferm Widerstande. Gordon hatte Übermenschliches an diesen verlassenen Nubiern getan. Er ging zwischen diesen braunen und schwarzen, dicklippigen, unreinlichen Menschenbrüdern umher wie ein Vater zwischen ratlosen Kindern. „Ich verlass' euch nicht" — das war sein stehendes Wort. Was er an Eigenem besaß, gab er her; er tat das ohne viel Aufhebens, es entsprach seiner Natur. Eine

warme Festigkeit strahlte kräftigend von ihm aus, als müßte das alles so sein, wie er es anordnete. Er wirkte magnetisch. In diesem ritterlichen Manne war etwas unbedingt Gutes verkörpert.

Nachtgeräusche drangen aus der Sandebene und über den Nil herüber. Seit das Fort Omdurmam in den Händen der Mahdisten war, schien das Schicksal der Stadt besiegelt. Sie gürteten sich dort drüben zu einem allgemeinen Sturm. Wie Dämonenscharen, zusammengeströmt aus dem schwärzesten Afrika, umringten sie diesen weißen Mann. Jede Stunde konnte das Ende bringen: denn die kraftlosen Verteidiger von Chartum, mit unzulänglichen Speisen genährt (zuletzt täglich mit einer Ration Gummi!) mußten bei einem Mahdistensturm umfallen — wie umgeblasen!

Aus dem Unrat dieser nubischen Stadt flogen des englischen Offiziers Gedanken heimwärts, nach Gravesend und den vielen Armen, die er dort — als Ingenieur-Kommandant — in sechs glücklich-stillen Jahren gepflegt und gefördert hatte, weitab vom heiligen Nil... Heilig der Nil? O Land der weißen Lotusblüte! Wieviel Religionen haben seit Jahrtausenden hier, am Rande des Flugsandes, Tempel gebaut! Und jetzt?

Sie kannten den Einen Herrn nicht, an dem dieser Nachkomme der Cromwell-Puritaner als an seinem obersten Kriegsherrn festhielt, der seltsame Gordon, der täglich neben der Bibel in Thomas a Kempis' „Nachfolge Christi" zu lesen pflegte — und der genau so selbstlos-liebevoll zu tun gewohnt war, wie er gelesen und gebetet hatte, fromm ohne Frömmelei, tatkräftig ohne Phrasen.

„Er lebte nur für andere", heißt es in einer seiner Biographien. „Sein Haus in Gravesend — und es war ein großes, viel zu groß für die bescheidenen Bedürfnisse des Junggesellen — war Schule, Kranken- und Armenhaus in einem. Kein Notleidender klopfte je vergebens an seine Tür; alle Hilfsbedürftigen hatten ein Anrecht an ihn; aber am meisten zog sein Herz ihn zu den sogenannten Straßenjungen. Er lud sie ein, zu ihm zu kommen, und versammelte sie bei sich in Klassen, wozu mehr als ein Zimmer seines Hauses herhalten mußte. Die ganz verkommenen und heimatlosen behielt er eine Zeitlang bei sich, kleidete und reinigte sie, um sie dann, am liebsten als Schiffsjungen, unterzubringen. Drei der Jungen hatten

einmal das Scharlachfieber in seinem Hause; er pflegte sie und verbrachte mehrere Stunden der Nacht an ihrem Bette. Auch die Armenschule besuchte er; an den Sonntagnachmittagen konnte man ihn sicher daselbst antreffen. Wenigstens einmal wöchentlich erschien er im Armenspital, und nie kam er mit leeren Händen. Was seine Freunde ihm etwa zuschickten, schöne Trauben oder Erdbeeren zu früher Jahreszeit, das wanderte zu den Kranken. Und die Liebe, die aus seinen Augen strahlte, war den Leuten erquicklicher noch als seine Gaben."

Eine großzügige Einsiedlernatur, die alle der Geselligkeit oder Tändelei entzogenen Kräfte als Ersparnisse den Armen schenkte.

So sah der wahrhaft würdige Vertreter der Christenheit aus, der die Stadt Chartum, den äußersten Posten europäischer Kultur, fast ein Jahr lang vor dem mohammedanischen Fanatismus des Mahdi hielt.

* * *

Charles George Gordon — geboren am 28. Januar 1833 — entstammte einem altschottischen Kriegergeschlecht. Als Ingenieuroffizier hatte er in den Laufgräben vor Sebastopol, kaltblütig und tapfer schon damals, seine militärische Laufbahn begonnen. Durch die halbe Welt führten ihn Drang und Beruf. Zunächst ward er nach Beendigung des schweren Krimkrieges, als Sebastopol endlich in die Luft geflogen, zum friedlicheren Geschäft der Grenzbestimmung zwischen Rußland und Türkei herangeholt. Und nach kurzer Ruhepause in Konstantinopel riefen ihn die chinesischen Kriegsjahre: der langwierige Taiping-Aufstand.

Welch anderes Bild als der Donner und Dampf oder fürchterliche Winterfrost vor Sebastopol! Die kanaldurchzogene chinesische Landschaft — der zertrümmerte Sommerpalast des Kaisers — das Bresche schießen in feindliche Mauern — und zahllose Sturmangriffe auf Rebellenstädte! Major Gordon war zuletzt selbständiger Führer; mit der Gerte nur — „Gordons Zauberstab" — schritt er seiner fast immer siegreichen Armee in den Kugelregen voran, geliebt vom Freund, geehrt und gefürchtet vom Feind. Er verläßt China unbereichert, trotz glänzender Gelegenheiten und Angebote; was er übrighat, verteilt er unter die Truppen. Der Kaiser, ratlos gegen-

über dem unbeschenklichen Manne, gibt ihm den höchsten chinesischen Ehrentitel und eine Ehrenkette: letztere legt Gordon, nach England heimreisend, auf den Teller, der für eine Soldatenwitwe sammelt. Und von einer großen Goldmedaille, die er sich aufgehoben, schabt er später die Inschrift weg und verschickt auch sie — ohne Namensnennung — an einen Kanonikus, der für hungernde Weber um Gaben gebeten.

Tapferkeit war diesem echten Edelmann so eingeboren wie Frommheit; und diese wieder war aufs wärmste vereinigt mit unbegrenzter Wohltätigkeit. Er machte weder von dem einen noch von dem anderen viel Aufhebens, ja ging allen Ehrungen und Einladungen peinlich aus dem Wege. Seine Lebensauffassung und sein Soldatenberuf verlangten schlichte Tat.

Als er dann zum erstenmal in den Sudan berufen ward, um jener heillosen Paschawirtschaft auf den Leib zu rücken, war es wiederum seine bezwingende persönliche Wahrhaftigkeit nebst unbedingtem sachlichem Mut, was ihm Gehorsam errang und widerspenstigen Willen beugte. Wie oft trug ihn sein Kamel in geschwindestem Schaukelschritt quer über den gelben Wüstensand; und der burnusverhüllte General saß darauf, von Moskitos blutig gestochen, gefoltert von Durst, geblendet von der Sonnenglut — aber mit zähem Eigensinn dem Orte zustrebend, wo zu beruhigen oder auch unschwächlich zu strafen war. Einmal trat er so mitten zwischen Aufrührer, die vor Verblüffung über solchen Mut willig mit sich reden ließen.

So war er ein fünfzigjähriger Mann geworden. Er war ohne Weib, ohne feste Heimstatt, ohne Reichtum — nur Mensch und Soldat.

Als nun der Aufstand des Mahdi Englands ägyptische Interessen bedrohte, erinnerte man sich dieses selbstlosen Charakters und bedeutenden Offiziers. Gordon erhielt von der englischen Regierung den Befehl, aus den gefährdeten Städten wie Berber und dem noch südlicheren Chartum die Besatzung, die Beamten, Kaufleute und was sonst vom Mahdi bedroht war, nach Kairo in Sicherheit zu bringen. Er kam allein, ohne Heer; aber sein Name hatte Kraft. Der Freudentaumel in Chartum war unbeschreiblich: sie küßten dem

Retter Gewand, Hände, Füße (so daß er mehrmals im Einzugsgewimmel zu Boden fiel), sie erwarteten alles Heil von diesem Vater der Armen. Doch es war zu spät zum Rückzug nach dem nördlichen Ägypten: das Zwischengelände war aufständisch, es war kein Durchmarsch mehr möglich. Er selbst hätte sich noch auf einem Nildampfer retten können; auch über Abessinien wäre anfangs vielleicht ein Abzug möglich gewesen, wenn nicht so unsichere Verhaltungsbefehle vom Vertreter der englischen Regierung ausgegangen wären. Kurz — die Stadt wurde eingeschlossen. Lange Belagerung begann. Gordon sandte zuletzt, als alles aussichtslos war, seine wenigen europäischen Begleiter auf einem Dampfer nordwärts (sie verunglückten); er stellte jedermann in der Stadt frei, zum belagernden Mahdi überzugehen, wovon auch Tausende Gebrauch machten. Dann, die übrigen mit Ausdauer stählend und durch die Aussicht auf ein englisches Entsatzheer hartnäckig ermunternd, beschloß er, die Stadt bis zum Äußersten zu halten — oder mit den Bewohnern zu fallen. Es mochte Gesindel sein, was ihn da umwimmelte, nicht wert des Opfers; ja, da war vielleicht kein einziger, dem man wirklich trauen konnte. Das Haar war ihm in den Seelenqualen der letzten Wochen weiß geworden; er war fürchterlich allein. Aber das beeinflußte sein Verhalten nicht. Pflicht und Ehre geboten dies Ausharren — wie Pflicht und Ehre England hätten gebieten sollen, diesen Helden samt der ihm anvertrauten Stadt zu retten. Aber erst spät, unter dem Druck der öffentlichen Meinung, entschloß man sich dort zur Aussendung einer Entsatztruppe.

„Welch eine Komödie!" schreibt Gordon in seinen Tagebüchern (die uns erhalten sind), „wenn es sich nicht um Menschenleben handelte!..." 21. November 1884: „Ich kann aufrichtig sagen, daß ich meines Lebens müde bin. Tag und Nacht, Nacht und Tag ein ununterbrochener Kampf!" 6. Dezember 1884: „Morgen sind es 270 Tage oder neun Monate, daß wir in diesem beständigen Elend leben." An andrer Stelle (im Oktober) sagt er deutlich: „Die Unschlüssigkeit unsrer Regierung ist an allem schuld. Hätte man von Anfang an gesagt: ‚Es geht uns nichts an und wir regen keinen Finger, wenn die Besatzungen im Süden umkommen', hätte man

mir nichts von Entsatz telegraphiert, statt dessen die drei Worte: ‚Hilf dir selber' — dann könnte kein Mensch sich beschweren. Aber die Regierung wollte das nicht sagen, daß sie die Besatzung im Stich zu lassen gesonnen sei, und darum unterblieb das ‚Hilf dir selber'. Das ist's, was uns die Hände gebunden hat. Hätte ich meinen Posten verlassen, so hätte man mich als Deserteur darum zur Verantwortung ziehen können, weil ich die Dampfer und Kriegsvorräte in des Mahdi Hände hätte fallen lassen. Denn wenn ich Reißaus nähme, so dauerte es keine fünf Tage, und der Mahdi wäre hier."... Gordon ist nüchtern und gerecht genug, zu empfinden und zu wissen, wie sein „Reißausnehmen" wirken würde, nachdem die Stadt seit Monaten Entbehrung über Entbehrung gelitten hat, immer auf englischen Entsatz hoffend. „Und darum erkläre ich ein für allemal, daß ich den Sudan nicht verlasse, bis jeder sich hat retten können, der es nötig hat, bis eine Regierung hier aufgerichtet ist, die mich meiner Pflicht entbindet. Und wenn jetzt ein Befehl kommt, der mich gehen heißt, so werde ich nicht gehorchen, sondern bleibe hier und falle mit der Stadt und teile ihre Not."

Am 14. Dezember 1884 schließt er sein Tagebuch mit folgenden Worten: „Jetzt beherzigen Sie das: wenn das Expeditionskorps nicht in zehn Tagen kommt, wird die Stadt fallen. Ich habe mein Bestes für die Ehre meines Vaterlandes getan. Lebt wohl!"

* * *

In der Ferne Schüsse, Geschrei, Getöse... Der Statthalter fährt auf... Das Getöse schwillt herüber, Boten jagen: „Farag Paschas Bastion gefallen!" Die Mahdisten sind in der Stadt.

Es war in einer Sonntagnacht gegen Morgen des Montags. Gordon nimmt seinen Säbel und geht hinab. Niemand kann sagen, wie es nun in dem wüsten Brand- und Blutgetümmel zuging. Gordon soll, wie ein Gefangener des Mahdi (Cuzzi) erzählt, mit einem Häuflein bis an das Missionshaus vorgedrungen sein; dort tose ihm ein Rudel dieser blutberauschten Derwische entgegen: und einer von ihnen stieß ihm sofort den Speer durch den Leib. Der Kopf wurde dem Mahdi gebracht. Etwa zwanzigtausend Menschen sind in diesem zweitägigen Blutbad gefallen.

Zwei Tage später — es war Gordons zweiundfünfzigster Geburtstag — stieg der so lang ersehnte Rauch der zum Entsatz heranzögernden Dampfer des Expeditionsheeres endlich auf. Zwei Tage zu spät! Kanonenschüsse, von den nunmehr mahdistischen Wällen her abgefeuert, empfingen die verspäteten Helfer. Sie kehrten um.

So starb einer der edelsten Männer des 19. Jahrhunderts am 26. Januar 1885 den einsamen Heldentod.

„Ich selber", hatte Gordon einmal in seiner schlichten Weise geschrieben, „vermag nichts. Ich bin nur ein Werkzeug in der Hand des Meisters, ein Messer, welches das Holz beschneidet. Wenn ich die Schneide verliere, muß er sie wieder schärfen. Und gefällt es ihm, mich auf die Seite zu legen und mit einem anderen Werkzeug zu arbeiten, so geschehe sein Wille!"

Ein schottischer Sommertag

My heart's in the highlands, wherever I go!

Zwei Stunden fährt man vom lärmenden, dröhnenden, rauchschwarzen Glasgow am kühlen Meer entlang: dann ist man im lieblichen Städtchen Ayr. Und in einer behaglichen halben Stunde wandert man vollends hinaus nach den Bauernhütten von Alloway.

Als ich durch das üppige Gras des schönen Junitages schritt: spürte, wußte, erlebte ich's, überrieselt von Glück, daß der Schatten des kelto-germanischen Barden Robert Burns neben mir herschwebte und mir gutlächelnd seine Lieblingsstellen wies.

Es plaudert dort ein kleiner Bach durch einen saftigen, mit Büschen und Bäumen lieblich durchsetzten Wiesengrund, diesseits des Doon, zwischen Ayr und der Burnshütte. Dort lief, verwunderlich lange Zeit, ein Vogel vor mir her. Es war keine Lerche, wie sie heute zu Hunderten trällernd in der Luft hingen, es war auch keine Wachtel, deren Revier gleichfalls diese vielen Saaten sind, dort an den schimmernden Hügeln hin. Es war ein Goldammer, der in Hecken nistet, zwischen hohem Gras, das seine aufgeschossenen Halme in ohnedies schon dichtes Dornengeflecht schiebt. Immer wieder, wenn ich stillstand und mit Entzücken in das grüne Licht Umschau hielt, machte auch der kleine, kluge, Köpfchen bewegende Sohn der Büsche und Matten halt und schien zu warten. Und dann lief er leichtfüßig weiter, ruckweise, immer in ganz naher Entfernung vor mir her. Ich glaube fast, ich habe mit diesem Goldammer laut und lächelnd geplaudert. War nach holden Gesetzen der Seelenwanderung der Liedergeist des schottischen Sängers in dies muntere Weißdorn-Vöglein gefahren und freute sich nun von schwanken Blütenbüschen herab oder aus tauigem Nest heraus der Pracht seiner köstlichen Heimat?

Auf staubiger Landstraße war ein unaufhörlich Fahren. Wagen um Wagen, dicht besetzt, besonders mit Burschen und Mädchen, knatterten in einem Gewölk vorüber und verschwanden im Buchwald vor Alloway, einen wehenden Staub hinterlassend, der sich langsam über die Felder verzog. Die Leute dieser Landschaft feierten drüben irgendein Fest. Ich ging nicht hin. Heute ist er ja nun weltberühmt: seine Lieder leuchten und hallen wie Sonnenblicke und weithergrüßende Hügeljagdhörner durch die Täler empfänglich gestimmter Menschen. Aber wie kümmerlich schlug sich dein Leib mit den nüchternen Verhältnissen dieser Erde herum, lieber Robert Burns! Nur dein Leib freilich; dein festes Fröhlichsein ward nie gebrochen, herrlicher Sänger des Adelsliedes aller kraftvoll stolzen Armut!

„Ob Armut euer Los auch sei,
Hebt hoch die Stirn trotz alledem!
Geht kühn dem feigen Knecht vorbei,
Wagt's, arm zu sein trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz niedrem Plack und alledem,
Der Rang ist das Gepräge nur,
Der Mann das Gold trotz alledem!" ...

„Der Mann das Gold trotz alledem!" Arm ist in der Tat das strohgedeckte Lehmhaus drüben in Alloway. Man muß sich beim Eintreten bücken, wenn man, gegen ein Eintrittsgeld natürlich, durch ein Drehgitter in die engen Stuben gelangen will, zu Tisch, Bett, Herd, Spinnrad, wo der Bauernknabe seine Kindheit verlebt hat. Das Geburtshaus ist verpachtet; eine Frau am bequemen Strickstrumpf wacht im Innern; ein Mann müßiggängert am Eingang; eine hübsche, schüchterne Mary hält hundert Nippsachen und Kleinigkeiten feil als Andenken an „Burns' cottage"; eine andere, redseligere Maid verkauft in einem schenkenartigen Anbau Limonaden und derlei sanfte Getränke. So bringt ein halb verhungerter, früh gestorbener, über des Lebens niedren Plack äußerlich nicht Sieger gewordener Poet nachträglich greifbare Zinsen.

Grüß' Gott, Robert Burns, grüß' Gott, Freund meiner Knabenzeit, Freund meiner Jugend! Du Mann voll Stolz und Freiheit, du Kind an weichem und zartem Empfinden! Die Wasser des Doon,

über dessen alte Brücke Tam o' Shanters geängsteter Klepper galoppierte, rauschen wie einst; der Juniwind schiebt volle, satte, tiefgrüne Wipfel ineinander und bläst sie spielerisch wieder auf; ich wandre im Schatten über Sonnenlichter, die sich am Boden haschen, ich sehe aus den Vorgärten von Ayr Rotdorn, Goldregen und Kastanienkerzen herüberleuchten. Die Wiesen sind farbig überschimmert von Hahnenfuß, Kuckucksblumen und sternhaften Marienblümchen; und in einem großen blauen Bogen drängt sich dort das Meer von Irland in so viel grüne und bunte Pracht einer warmlebendigen Sommerwelt herein. Wie ein Druide oder Barde aus alter Zeit träumt ein zerfallener Turm auf öder Lehmklippe über die endlos und immerzu in geschwungener Linie anwandernden Gewässer. Manchmal gellt ein Möwenschrei herüber und mischt sich fremdartig in den ländlich-traulichen Schlag des Buchfinken oder in den Triller der Heidelerche. Diesseits des anmutigen Städtchens mit den niedlichen, hüttenartigen Vorort-Villen ist eine große, mit dünnem Gras überwachsene Turnerwiese; dort tummelt sich bei Sport und Spiel buntes Volk. Lachen und Leben und Leuchten überall durch den warmen Juni hin! Es scheint Markttag zu sein in Ayr, nicht viel Bauern sind auf den Feldern, die so schön weiß eingezäunt sind von blühenden Dornen. Jung-Robert wäre irgendwo da unten mit dabei — wenn er nicht vorzöge, mit einer Mary oder Jane abseits in Wäldchen und Gerstenähren Koseworte und Küsse zu tauschen. Horch: von jenem langen, quer von der See herübergebauten Hügelrücken im Süden, der goldgelb schimmert vom schottischen Ginster, weht als schönster Laut in so viel Laute dieses reichen Tages ein Lied aus Mädchenmund! O blauer, seelenvoller, kummerloser Sommertag im Burnsland!...

So leuchtete diese schöne Welt und so lebten diese schottischen Menschen auch vor hundert und vor hundertundfünfzig Jahren, als die lebensfrische Persönlichkeit, die man Robert Burns nennt, die Flamme Robert Burns, der verflogene Lichtfunke Robert Burns, in diesem Grün Gestalt gewann und in Zwilch und Leinen Bauer war und seine Seele in Melodien blühen ließ; als der Pächtersohn früh zwar allerlei Bücher und Unterricht kostete, mehr aber noch Sagen, Märchen, Spukgeschichten der Gegend und die

Stimmungen der unerschöpflichen Natur eintrank; als er, nach manchen nichtswürdigen Sorgen um Essen und Trinken, die Pacht von Moßgiel bei Mauchline mit seinem Bruder Gilbert übernahm; als er das Milchmädchen Mary Campbell vom benachbarten Schlosse, die unsterbliche „Hochlandsmary", liebgewann; als sie sich am Ufer eines Weidenbaches, die Hände auf eine Bibel haltend, ewige Treue gelobten (sie aber starb drüben im Hochland schon im Herbst jenes Jahres); als sein nie gebrochenes Herz für die Calvinistentochter Jane Armour in neue Flammen geriet (er war ja immer in Liebe); als sich der puritanische Vater erst dann nicht mehr der — nicht folgenlosen — Liebe dieser Naturkinder widersetzte, nachdem Burns' inzwischen veröffentlichte Gedichte ein Stück Geld und ein Stück Ruhm eingebracht hatten; als der Bauerndichter auf einen Winter der „Löwe" von Edinburg wurde und mit angeborenem Anstand Herzoginnen zu Tisch führte; als die Mode rasch verrauschte und Burns, selber der Hauptstadt müde, zu Ellisland bei Dumfries wieder eine Pacht übernahm, die nach drei Jahren abermals in die Brüche ging; als man ihn zu Dumfries in das unpassende Amt eines Steuerbeamten steckte; als er in wachsendem Verdruß ins Zechen geriet, kränkelte, die Weiterzahlung seines Gehaltes während seiner Krankheit verweigert bekam (der stolze Sänger des „Trotz alledem" hatte darum gebeten!); als noch einmal, nachdem ihm Freunde einen Badeaufenthalt ermöglicht, sein freiheitswilder („Bruce bei Bannockburn"!) und vaterlandsstolzer Geist, bei einem drohenden Einfall der Franzosen, aufleuchtete und er selbst in die Freiwilligenschar von Dumfries eintrat („Will Gallien frech mit Krieg uns dräuen?!"); und als er endlich, bis in die letzten Fieberphantasien mit Angst vor dem Schuldgefängnis verfolgt, zu Dumfries starb, noch nicht 38 Jahre alt: — — so war diese schöne Welt, und so waren ihre Menschen.

Und so war der liedervolle, Harmonien aus unbekannten Sphären erlauschende, liebetiefe und phantasiereiche Sondermensch, den man den Dichter Robert Burns nennt, in seiner Sonntagsseele ganz andere Lebensgesetze tragend, ganz andere Erinnerungen an ein verlassenes Sommerland draußen im Äther des Weltalls, und

daher so oft verwundert zusammenstoßend mit den niedrigen Gesetzen dieses weniger entwickelten Gestirns. Und so wird jeder echte Dichter sein, solange die Sonne ihre sieben Farben mit all den Wonnen und Angsten ungewöhnlichen Wachsens und Verwelkens auf unsern Stern wirft ...

Ich war an diesem milden Sommertag, verträumt sitzend an den blühenden Weißdorn- und Ginsterhecken des Burnslandes, sehr weich gestimmt. Vom Meer herüber kam ein kühler Hauch, aber die Sonne ließ ihre warme Kraft über Saaten und Herzen rinnen; Gedanken der Wehmut umflogen den Einsiedler wie liebe Falter, leicht zu fangen, traulich sich auf ausgestreckte Hände setzend; und das Gras um mich her gab beim Vorüberstreifen des Mittagswindes melodische Laute wie Musik. Mir war das Herz voll von Wehmut und unbestimmter Sehnsucht; und lange Zeit saß ich und hatte die Augen voll Tränen. O lieber Robert Burns! O wehvollsüßes Los alles Sängertums, alles ungewöhnlichen, reicheren Menschentums! O nie überwindliche Einsamkeit und dennoch ebensowenig überwindliche Liebeskraft! So werden noch viele Edelmenschen kommen, sich weinend und lachend, verdrossen und sieghaft herumschlagen und wieder verblüht dahingehen! Wir erkennen sie erst viel zu spät, und nur wenige von uns sind so gestimmt, daß reicherer Menschen Wesen die Saiten unserer ähnlichen Seele entscheidend schwingen läßt; und sie selber, ringend mit so viel minderwertigen und niederträchtigen Einflüssen, erkennen lange nicht, wie und wo das quälende und wonnige Feuer in ihnen hinaus und empor will. Denn alle Kräfte der Poesie und Kunst, alle Kräfte höheren, verklärenden Geisteslebens überhaupt, sind wie ein gefangener Funke Sonnenfeuer, der aus Blumenknollen drängt und treibt und sich endlich, nachdem er sich Stengel und Blätter geschaffen, zu einer Blumenkrone ballt und in wundervoller Farbe dankbar nun sein Licht der Sonne zurückgibt, bis es der Herr abnimmt und wieder auflöst. So gehen und kommen und gehen die schönen Blumen der Menschheit, die echten Sänger, die viel heißer lieben und tiefer hassen, viel glücklicher und auch viel unglücklicher sind als ihr! Helden sind sie an fester und Kinder an fröhlicher oder trauriger Gemütsstimmung, ungewöhnliche, meteorhaft vor-

überglänzende Menschenkinder, die nur ein Verdienst haben, aber das Verdienst aller Verdienste: daß ihre Liebeskraft stark und tief ist — auch zu dem gütigen Erschaffer aller Dinge, zu dem ewigen Gott! — —

Über den schroffen Bergen der Insel Arran, die schattenhaft aus dem Duft der Horizonte, aus dem Blau der irischen Wasser wuchs, hatte sich die Luft wunderlich verändert; die Sonne hüllte sich in scharfzackige, trotzig geballte Wolken und ließ nun nach allen Seiten hin Blitze und Funken über die feurigen Ränder sprühen, als wäre der Behälter zu eng, als sprengte ein Flammenherz seine rauhe Behausung. Und am Abend, wohl als Nachhut eines fernen Gewitters, rieselte ein linder Regen über Glasgow. Wie tönte dies Tropfenfallen lieblich, gleichmäßig, melodisch rund um mein Haus, wie war die schwere, schwarze, weite Stadt still und tot!

Aber in den Tiefen meiner Augen, an den Horizonten meiner Seele war ein Schimmer haften geblieben, und in meinen Sinnen war ein Nachhall voll Melodie und Wohllaut ...

* * *

Wir lieben vor allem das melodische Herz dieses schottischen Liedersängers; wir lieben aber auch die Wahrhaftigkeit und anmutige Natürlichkeit seines Wesens. Mit ihm brach der Strom kerngesunder Volkspoesie, seit Shakespeare verschüttet, wieder in die Literatur ein. Und zwar in wechselreichen, sangbaren Formen. Der hochgewachsene Bauernbarde, jener lieblichen Landschaft am Ayr, in unmittelbarer Nähe des Westmeers, entsprossen, ward als ein Ereignis empfunden in jener verkünstelten Pope-Zeit. Wie etwa bei uns — trotz andrer Formen — Klopstock bei seinem ersten Auftreten: so empfand man Burns als einen, der vom Herzen aus lebte; als einen, den man nach so viel kaltem Verstand endlich wieder lieben konnte; dessen Gesänge, meist vorhandenen Melodien angepaßt, Freude machen wollten, weiter nichts, zu Edinburg wie auf den Dörfern. Innerhalb der Lyrik stehen diesem stahlgeschmeidigen Genie alle Töne zur Verfügung, von kraftstolzer Männlichkeit bis zur Liebesneckerei, vom derben Zecherübermut bis zum Todesernst. Leider beschränkt seine schottische Mundart die Wir-

kung seiner Verse; er ist verwachsen mit den Ginsterhügeln und Weißdorngeländen seines seltsamen Landes. Wer will diese leichte, sprühende Eleganz, diese innig-eindringliche Musik der Worte übersetzen!

„I'll kiss thee yet, yet,
And I'll kiss thee o'er again,
An' I'll kiss thee yet, yet,
My bonnie Peggy Alison!" —

Das allereinfachste „bonnie lassie, will ye go" — „Schönes Mädchen, willst du gehen" — wird bei wörtlicher Verdeutschung plump neben den Vokalen und Klängen des Originals. Jede Übertragung verlangt also große Nachsicht. Wir haben keine gute Burns-Verdeutschung.

So nehme man auch mit meinen hier folgenden Übersetzungen vorlieb.

An ein Maßliebchen,

das der Dichter beim Pflügen fand.

Du Blumenstern, den still genug
Die treue Mutter Erde trug,
Ich muß dich brechen mit dem Pflug,
Mein Knöspchen klein,
Mich zwingt der Furche grader Zug,
Muß grausam sein.

's ist leider nicht dein Spielgesell,
Die Nachbarlerche, die so hell
In Lüfte steigt und kosend schweigt,
Wenn sich ihr Flaum
Auf deinen Stengel niederneigt,
In Schlaf und Traum.

Kalt blies der bissig-bittre Wind,
Als du vom Blumen-Ingesind'
Erwacht, ein erstgeboren Kind.
Doch schautest du
Geduckten Köpfchens, lächelnd-lind,
Dem Sturme zu.

Den Gartenflitter zäumt man fein
Mit Hecken und mit Wänden ein —
Dich schirmt ein Schöllchen oder Stein!
So mußt du stehn
Und schmückst das Stoppelfeld allein,
Ganz ungesehn.

In deinem stillbescheidnen Stand
Gesichtchen sonnenwärts gewandt,
Wie flimmerte dein schlicht Gewand
Zart weiß und rot!
Bis dich die rauhe Pflugschar fand —
Nun bist du tot.

Nun liegt im Staub dein Blumenkleid.
So ist das Schicksal mancher Maid,
Die sich so gern voll Zärtlichkeit
An Herzen schmiegt —
Bis sie wie du, beschmutzt, entweiht,
Im Staube liegt.

Und so dein Bruder, der Poet,
Der ungeschickt am Steuer steht,
In Karten starrt, um Rettung fleht
Und Hände reckt —
Bis Wind und Wogen ihn verweht
Und zugedeckt.

Die Birken von Aberfeldy

Komm, mein Dirnchen, kommst du mit?
Liebes Mädel, kommst du mit
Unter die Birken von Aberfeldy?

Dort zittert durch den Blumenrand
Kristallenklar der Bach ins Land,
Wir aber sitzen Hand in Hand
Unter den Birken von Aberfeldy.

Die Hasel beugt sich, früchteschwer,
Die Vögel flirren hin und her
Und singen, als ob Festtag wär'
Unter den Birken von Aberfeldy.

Der Hang ist blumenüberglüht,
Das Schluchtgewässer braust und sprüht,
Und Sommerwohlgeruch umblüht
Die Birken von Aberfeldy.

Selbst auf den grauen Klippen hängt
Ein Kletterkraut, das Tropfen fängt —
So stehn, umschauert und besprengt,
Die Birken von Aberfeldy.

Wie oft hab' ich auf Sand gebaut
Und hab' dem Ränkeglück getraut!
Dich lieb' ich nun! Komm, sei mir Braut
Unter den Birken von Aberfeldy!

Komm, mein Dirnchen, komm doch mit,
Ja, mein Mädel? Ach, komm mit
Unter die Birken von Aberfeldy!

Der Teufel und der Steueraufseher

Dies Scherzgedicht auf seinen eigenen Beruf schrieb Burns auf einem einsamen Wachtposten in stürmischer Mitternacht.

Der Satanas fiedelte durch die Stadt
Und tanzte davon mit dem Mann von der Steuer.
Hallo, da schrien die Weiber juchhe!
Und „wohl bekomm's im hölliſchen Feuer!"

„Flink, braut nun und brennt nun und schlürft nun den Trank!
Getollt und gejubelt durch Küchen und Scheuer!
Und singt miteinander dem Satanas Dank:
Er dampfte davon mit dem Mann von der Steuer!

„Und hei und juchhei und zu dreien und vier,
Und immer ein Hopser, ein neuer — — :
Doch den allerallerlustigsten Hopser tanzt
Mit dem Teufel der Mann von der Steuer!

„Flink, braut nun und brennt nun und schlürft nun den Trank!
Getollt und gejubelt durch Küchen und Scheuer!
Und singt miteinander dem Satanas Dank:
Er dampfte davon mit dem Mann von der Steuer!"

Bruce an seine Krieger

vor der siegreichen Schlacht bei Bannockburn (1314)

Volk, das oft mit Wallace stieg
Und mit Bruce herab zum Krieg —
Hochlandsvolk, dein harrt hier Sieg
Oder Untergang!

Wer von euch ein Schelm und Schuft,
Wer will füllen Feiglingsgruft,
Wer will atmen Sklavenluft —
Fort aus Reih' und Rang!

Doch wer Schottenkönigs Mann,
Wer ein Freischwert schwingen kann —
Her zu mir! Und drauf und dran
In den Waffenklang!

Bei der Knechtung Qual und Wut:
Deinen Söhnen kommt's zugut!
Sie sind frei! Frei durch dein Blut,
Das aus Wunden sprang!

Drauf! Tyrannenstolz in Staub!
Streiche für den Freiheitsraub!
Und heut' abend — Siegeslaub
Oder Untergang!

An Mary im Himmel

Verweilst du, Stern, mit spätem Strahl,
Und warteſt auf der Lerche Lied?
So säumend schienſt du schon einmal,
Als Mary mir vom Herzen schied.
O Mary, teurer Schatten du!
Siehſt du, wie dein Geliebter ringt?
Und hörſt du in der sel'gen Ruh',
Wie faſt mein Herz vor Qual zerſpringt?

Vergäß' ich je den heil'gen Hag
Und jemals den gewundnen Ayr?
Wie bang dort Herz am Herzen lag,
Von Abſchied und von Liebe ſchwer!
Mag Ewigkeit vorübergehn
Und überrollen Luſt und Qual:
Dich ſeh' ich dort am Bache ſtehn!
Wir ahnten nicht: — zum letztenmal!

Der Ayr quoll wie ein Murmelborn
Durch Kieſelſtrand und grünen Hain,
Und Birkenduft und Hagedorn
Umſchlangen unſer Stelldichein.
Das Lagergras war gern gepreßt,
Gern ſang die liebe Schar im Hag —
Bis allzu früh der Flammenweſt
Verkündete: Vorbei der Tag!

Dort irrt mein ruheloſer Geiſt
Und hütet jenen Ort und dich.
Wie immer tiefer gräbt und reißt
Der Strom ſein Bett, zerwühl' ich mich.
Mary, mein teurer Schatten du!
Siehſt du, wie dein Geliebter ringt?
Und hörſt du in der ſel'gen Ruh',
Wie faſt mein Herz vor Qual zerſpringt?

* * *

Mit diesen tiefgefühlten Versen auf die tote Mary Campbell sei diese kleine Auswahl beendet. Mary war Milchmädchen auf Schloß Montgomery bei Moßgiel. Die Verlobten trafen sich zum Abschied am reizend umbüschten Ayr, verbrachten diesen letzten Tag zusammen im Grünen, und sie reiste dann nach den westlichen Hochlanden, um alles zur Vermählung vorzubereiten. Auf der Rückreise starb sie jäh an einem Fieber, ehe Burns überhaupt von ihrer Erkrankung erfuhr. Stets behielt er diese erste, reinste Liebe tief im Herzen, obwohl der äußere Lebensgang ihn sehr rasch in neue Verhältnisse führte. An einem Spätsommertag (1789), als sich jener Tag jährte, lief Burns, der schon Gatte und Vater war, rastlos herum, bis er sich endlich auf ein Bündel Garben warf und einen Stern anstarrte. Spät kam er ins Haus, verlangte Schreibzeug und schrieb dieses tiefe Bekenntnis seelischer Qual.

So war sein Dichten wie das Dichten Goethes: „Gelegenheitsdichtung", Dichtung aus Drang und Gefühl. „Es war mir nie in den Sinn gekommen, ein Dichter zu werden, bis zu dem Augenblick, wo ich mich verliebte; dann wurden Lied und Reim die unmittelbare Sprache meines Herzens."

Es wird einem wohl bei solchen Menschen, die so Mensch sind, so voll Unmittelbarkeit und Wahrhaftigkeit, so Dichter!

Der Dorfschmied

In später Mondnacht schritt ich durch ein wasserdurchrauschtes Gebirgstal, als in mein Träumen ein fremder Ton drang. Hart scholl das wie ein Arbeitstag — und doch verklärt von der mildernden Stille der großen Nacht, in deren weiter Halle der ernste Ton melodisch verklang.

Es war das Hämmern einer Schmiede. Nur von Zeit zu Zeit, wie lauschend, schwieg der nächtliche Glöckner, und die Mainacht um mich herum atmete allein weiter.

Als ich um eine Ecke der Landstraße bog, sah ich in hellem Feuerschein die Schmiede vor mir stehen. Und näher tretend sah ich auch den Schmied.

Mitten in einem Funkenregen stand der Mann. Die Linke mit der Zange hielt das glühende Eisen gefaßt, und Schlag auf Schlag fuhr aus der kräftigen Rechten auf den dröhnenden Amboß. Ein herzstählendes Bild! Groß und breit stand er, mit hoher, kahler Stirn, das männliche Antlitz durch buschige Brauen und einen kurzen Schnurrbart verfinstert. Den Hals nackt, die Hemdärmel bis unter die Schultern zurückgestülpt, das Schurzfell umgehängt — so steht er heute noch vor meiner Seele: ein Mann, der seine Pflicht tut!

„Grüß' Gott, Meister Schmied!" rief ich frohgemut, „noch so spät an der Arbeit?"

Mein Mann sah auf, brummte einen „Guten Abend" und fuhr dann gleichmütig fort, aus seinem roten Eisen Funken herauszuhämmern.

Der macht nicht viel Worte, dachte ich, und setzte mich auf einen leeren Amboß. Einem Schmiede mag ich gern zuschauen. Es ist ein urdeutsches, kräftiges Handwerk, das Schmiedehandwerk. War's nicht in einem Zweige meiner Familie Erbsitte, daß der Älteste

Schmied wurde? Ich wäre wohl auch an die Reihe gekommen, aber — — nun, grüß' dich Gott, Waldschmied!

Der Meister tat noch ein halb Dutzend Schläge, steckte dann das Eisen in die Esse und setzte den Blasebalg in Bewegung. Dann drehte er sich nach mir um. „Woher des Wegs?" fragte er und besah mich gelassen.

Ich gab ihm Bescheid.

„Hm, da habt Ihr einen redlichen Marsch hinter Euch", meinte er. „Aber schön ist's dort oben. Und wo soll's noch hingehen heute abend, wenn man fragen darf?"

„Ins Nachtquartier, denk' ich. Ist kein Dorf in der Nähe?"

„Freilich, da hinter der Schmiede. Aber übernachten könnt Ihr in den paar Häusern nicht. Eine Bierschenke haben wir ja, aber ein Bett findet Ihr da schwerlich. Ins Städtchen ist's eine halbe Stunde."

Und ruhig, als ob er allein in seiner Werkstatt wäre, nahm er sein Eisen aus der Esse und setzte sein Hämmern fort.

„Sagt mir, Meister," fuhr ich nach einer besinnlichen Weile fort, „wie kommt's, daß Eure Schmiede abseits vorm Dorfe steht? Gab's keinen Platz drinnen?"

„Meine Frau kann den Lärm nicht vertragen", war die Antwort.

„Oho!" rief ich, „ich dachte bisher, nur die Städter wären nervenkrank! Fängt das jetzt auch bei euch an?"

„Sie ist seit fünfzehn Jahren siech", sagte der Mann am Amboß.

„Ach so", machte ich und schwieg. Eine Pause entstand. Ein Nachtfalter surrte. Der Schmied hämmerte, und ich besah mir diesen ernsten Mann mit einer plötzlichen Ehrfurcht.

„Habt Ihr Kinder?" forschte ich weiter.

„Ein Mädchen."

„Erwachsen, so daß es seine Mutter pflegen kann?"

„Das Annchen ist just so viel Jahre alt, als seine Mutter krank liegt. Bei seiner Geburt fing's mit ihr an. — Was das Pflegen anbelangt," fuhr er fort und warf das fertige Eisen in den aufzischenden Wassertrog, „so ist das so 'ne Sache. Das Mädel ist von seiner Geburt an lahm. Es geht an Krücken."

„Alle Wetter!" entfuhr mir, „da seid Ihr schön dran!"

„Hat mir schon mancher gesagt", bemerkte er ruhig, scharrte die Asche über das Feuer und fing an, sich die Hände zu waschen. Ich auf meinem Amboß schwieg, stützte das Kinn in die Hand und sah sehr ernst dem wortkargen Manne zu.

Als er fertig war, nahm er einen Schluck aus einer Kanne und langte sich von einem Nagel die Pfeife herunter.

„Woher sind Sie eigentlich, wenn's erlaubt ist zu fragen?" fing er an, während er gemächlich die Pfeife stopfte.

Ich nannte ihm meine süddeutsche Heimat, fügte aber hinzu, daß ich aus Berlin käme, und erzählte, welche längere Wanderung hinter mir lag.

„Nun, da haben Sie ein schön Stückchen deutscher Erde gesehen", meinte er. „Ich war auch so, als ich unverheiratet war. Immer fort, immer weiter! Mein Vater wollte mich studieren lassen, na, da brannte ich durch. Aufs Schiff wollt' ich auch, da war's mir aber zu streng. Dann kam der Krieg mit Frankreich, den hab' ich mitgemacht. Hernach nahm ich meines Vaters Handwerk wieder auf, die Schmiederei, und trieb mich noch ein paar Jahre als Geselle herum. Und immer lustig, immer voll Lieder, als echter Gebirgler, natürlich. Und wenn's eine Rauferei gab, auch nicht der Letzte. Freilich, auch manches nützliche Buch habe ich nebenbei gelesen. Da hab' ich meine Frau kennen gelernt, und mit dem Zigeunern war's aus. Ich sage nur eins: Wenn einer eine so glückliche Zeit erlebt hat, wie wir zwei in unsrem Brautjahr und im ersten Jahr unsrer Ehe, dann soll er mit seinem Herrgott zufrieden sein, und wenn's ihm nachher noch so hart ergeht. Im zweiten Jahre kam das Annchen zur Welt, und seitdem liegt meine Frau siech, und das Mädel ist lahm. Fünfzehn Jahre."

Ich muß gestehen: mich auf meinem Amboß überkam diesem schlichten, festen Manne gegenüber, dem das Geschick so schwer mitgespielt hatte, ein Gefühl der Beschämung.

Als wir langsam, unter ruhigen Gesprächen über dies und das, durch die warme Mainacht dem Dörfchen zuschritten, veranlaßte ich den Schmied, noch einmal auf sein Geschick zurückzukommen.

„Es verdient Achtung," sprach ich, „daß ein frischer Mann wie Ihr das so ruhig und ohne Verbitterung aushält. Ich kannte Leute,

die sich in ähnlichen schweren Verhältnissen dem Trunk ergaben oder sonstwie schlecht wurden. Bei uns zu Hause war sogar einer, der ließ Weib und Kind im Elend sitzen und brannte über Nacht nach Amerika durch."

„Das muß ja ein erzliederlicher Schuft sein, der so was tut!" erwiderte der Schmied. „Und wenn's bei euch dort oben einer getan, so will ich hoffen, daß ihr nicht viel von der Sorte im Lande habt. Ich tue hier meine Pflicht, wie nun einmal unser Herrgott will. Ob's nun fünfzehn Jahre mit meinen Zweien zu Hause so fortgeht oder dreißig. Und ich bin mit meinem Herrgott zufrieden, das ist die Hauptsache, denk' ich. Und meine Anna und mein Annchen auch."

„Trotz alledem?" fragte ich.

„Trotz alledem", sagte er ruhig.

Dann fing er an, da es ihm offenbar peinlich war, daß nur von ihm und seinen Verhältnissen gesprochen wurde, ein Reden an über landwirtschaftliche Dinge. Und wir waren bald in ein Gespräch verwickelt, das die Zeit bis zum Kreuzweg reichlich ausfüllte.

Mit einem herzlichen Händedruck und einem ruhigen „Glückliche Reise" verließ mich der ernste Mann.

Wasgaufahrten

(1895)

Vorwort zur dritten Ausgabe

Als ich diese Fahrten erlebte und dieses Buch schrieb (1895), befand sich der Berliner Literaturgeist in der Hochflut des Naturalismus. Gleichwohl wurde abseits davon, im Reich und in Österreich, dieses Wander- und Zeitbuch sehr herzlich aufgenommen. Vollständig zeitgemäß und recht verständlich ist es aber vielleicht jetzt erst und wird es immer mehr werden, nachdem ein frischerer Geist über das ganze Reich hin fördernd in die Literatur einzugreifen sucht. „Heimatkunst" und „Dezentralisation" sind inzwischen als Schlagworte aufgetaucht. Ein Verständnis für künstlerische Besonnenheit, für tiefere Gemütswärme, für landschaftliche Freude, für charakterstolzere Persönlichkeit fängt an, eine stille Macht zu werden. Dieses Buch liegt mithin in der Richtung unserer Entwickelung. Ja, es war eine erste Lerche dieser Stimmung.

Ein Kapitel „Eine Mondnacht auf dem Donon", damals schon geschrieben, jedoch nur in der „Straßburger Post" veröffentlicht, ist eingefügt, auch einige Lieder. Das Ganze ist stilistisch durchgesehen, aber außer etlichen Kürzungen und knapperen Fassungen weiter nicht viel verändert. Glückauf zur neuen Ausfahrt!

Halensee Herbst 1901

Vorwort zur vierten Ausgabe

Diese vierte Ausgabe hat, besonders in der zweiten Hälfte, einige Feilungen erfahren. Dem „Hochlandsdorf" sind bisher ungedruckte Gedichte angefügt worden, die schon damals entstanden sind.

Straßburg i. E. Frühling 1912

Inhalt

	Seite
Ein Frühlingsgang	1
Taubenschlagfelsen	5
Heidenstadt	12
Michaelskapelle	19
Ein Sturmtag auf Hohbarr	25
Großgeroldseck	40
Hochlandsdorf und andere Lieder	51
Eine Mondnacht auf dem Donon	67
Odilienberg	82
Ein Gespräch	95
Hohkönigsburg	103
Ein Herbstgang	118

Ein Frühlingsgang

Ob noch das Haus am Nußbaum steht,
Dort wo der Himmel nach Frankreich geht?
Ob noch im Glanz der Abendglut
So schön wie einst das Hochland ruht?

Vor unserem Dorfe steht ein breiter Hügel, über den frühmorgens mit Strahlenkranz die Sonne heraufkommt. Man nennt ihn den Hamberg. Wiesen grünen seine Hänge hinauf, an der steilsten Seite gedeihen Reben, und auf der Gipfelfläche wogt ein weites Ährenfeld.

Von unserem Hause führt ein Pfad zu diesem Landhügel, durch ein üppiges Grasmeer, an Weidenbäumen und dem kleinen Dorfgraben entlang.

Wie oft bin ich diesen Pfad gegangen und habe dort oben Ausschau gehalten nach dem Sommer! In blauem Halbkreise, vom Liebfrauenberg bis hinauf zum Schneeberg, umrahmt drüben der Wasgenwald die schlichten Gefilde unseres Unter-Elsaß. Sein Anblick ist wunderlieblich, wenn die Feuer des Sonnenunterganges hinter scharf geränderten Kuppen den französischen Himmel vergolden.

Eines Abends, als nach schweren Gewittertagen die roten Dächer unseres Dorfes aus dichtem Wipfelgrün heraufschauten; als Goldschimmer von Hahnenfuß und Dotterblume über das Wiesenmeer flogen; als sich die hellgrünen Gipfel der Laubwälder rings auf den Hügeln zu runden und zu verdunkeln begannen: ward ich inne, daß es an der Zeit sei, in jene blauen Bergwälder zu tauchen, die zwischen dem Sonnenuntergang lagen und mir.

Nicht nach Kenntnisbereicherung in geographischem, geologischem, botanischem oder sonst einem wissenschaftlichen Sinne wollte ich meine Wasgaufahrt antreten. Wenn man ein Jahrzehnt hindurch auf dem humanistischen Gymnasium Grammatik und Mathematik, Griechen und Römer getrunken, wenn man ein halbes Jahrzehnt

lang die akademische Zersetzungsarbeit moderner Philologie und Theologie bewundert hat, wenn man ein weiteres halbes Jahrzehnt dazu verdammt war, mit der Feder Papier zu beleben oder mit den Augen von Zeile zu Zeile zu zittern, so verzichtet man willig auf Kenntnisbereicherung in üblichem Sinne. Jede weitere Anspannung des zersetzenden Verstandes ist auf solcher Entwicklungsstufe gleichbedeutend mit Versündigung wider Gemüt und Körper. Innehalten, Freunde! Unsere Wangen sind bleich geworden, unsere Seelen verstaubt. Es geht ein Knirschen durch die Welt wider die Hetze, mit der uns einseitige Verstandesbildung schon so lange Frieden und Freuden aus der Seele jagt. Sind wir auf diesen Planeten gesetzt, um uns Nerven und Gemüt krank zu jagen in Lärm und Qualm einer alles beherrschenden Technik und Industrie?

Ich hatte Berlin, das ich seit fünf Jahren gründlich kannte, übersatt. Eine unbestimmte Wut hatte zuletzt mein ganzes Denken ergriffen. Der Grundbaß einer unbestimmten Wut, auf der sich nach und nach, wie auf dem langen Es des Rheingoldvorspieles, eine wahre Tonfülle zeitgeistfeindlicher Empfindungen aufbaute. Was mir am meisten zu schaffen machte, war das Gewand überlegenen Besserwissens, in das sich diese Schlechtigkeiten moderner Jugend zu hüllen pflegen. Als Hauptwaffe benutzen sie den Spott, den hämischen, bemitleidenden Spott. Eine höllische Schule! Fein entwickeltes Ehrgefühl zu besitzen, sich an Gescheitheit hundertmal diesem vorlauten Schnoddervolk überlegen zu fühlen, und dennoch als einsamer „Provinzler" Spießruten laufen zu müssen zwischen überlegenem Lächeln und zungenfertigem Wortschwall großstädtischer Marktbeherrscher — eine höllische Schule! Aber man kommt allmählich dahinter, daß Genialität zwar manchmal scheinbarer Leichtsinn, Leichtsinn aber noch lange keine Genialität ist; daß zwar Spießbürgerei zumeist bedächtig verfährt, daß aber feste Bedachtsamkeit noch lange keine Spießbürgerei ist. Und man bekommt wieder Mut, bedachtsam zu sein, doppelt bedachtsam in einer Zeit, wo von allen Seiten aufgeregte Marktschreierei auf die unselige Menschheit eindringt; man faßt wieder Mut, sittenstolz zu sein, doppelt sittenstolz in einer Zeit, wo die Liederlichkeit wissenschaftlich entschuldigt wird; man wagt wieder schlichter und natürlicher

Mensch zu sein, doppelt schlicht in einer Zeit, wo jeder dumme Junge sich für einen Übermenschen hält!

Aus diesen Empfindungen wurden Entschlüsse. Und diese Entschlüsse liefen in dem einen Entschlusse zusammen: da draußen in meinem Wasgau mich zu sammeln und zu klären. Eines Morgens sah ich mich wieder in meinem elsässischen Dorfe. Und nach Monaten dumpfer Verbitterung taute mein Herz langsam auf und merkte mit etlicher Verwunderung, daß der Frühling noch immer die alten Herrlichkeiten gelassen über das alte Land warf. Unsere rotwangigen Landmädchen gingen noch immer in ihren reizenden Trachten Sonntags in die vertraute Kirche; unser Nachbar schmauchte noch gerade so gemütlich wie vor Jahren die kurze Tonpfeife, wenn er bei mir am Garten stand. Der Saft stieg in die Weiden des Dorfgrabens; den ganzen Sonntag wurde die Luft nimmer leer von Pfeifen- und Schalmeienklang; und draußen über den lichtgrünen Saatfeldern hingen die Lerchen im durchwärmten Himmel. In unseren Wiesen schauten Tausende von Vergißmeinnichtchen mit treuen Blauaugen aus dem dichten Gras; die weißen Gänseblumen wogten zu Tausenden im leisen Winde, so daß Schimmer auf Schimmer silbern die grüne Fläche überflogen, wenn ein Hauch darüber glitt und die Stengel beugte. Unter den blühenden Weißdornhecken oben am Waldrande standen wie immer die Anemonen; und im nahen Buschwerk gediehen auch heuer die Maiglöckchen. Ach, und der Wald, unser lieber, grüner Wald! Stundenlang konnte man da an einem Baume lehnen und in diese lebendige Fülle hineinstaunen. Der helle Schlag des Finken auf einem Buchenast, das feine Gezirp zänkischer Meisen oben zwischen den Zapfen bekerzter Tannen, ein „Kuckuck! Kuckuck!" aus unbekannten Waldesgründen, das hallende Geschmetter einer Schwarzamsel — was für ein Emporddrängen zum quellenden Lichte! Jedes Schöllchen regte sich ja, die ganze Erde zitterte und knisterte unter den Strahlen der wirksamen Sonne. O Frühling, köstlicher Frühling, hab' ich dich denn wieder? Lebst du denn noch, Freund meiner Jugend? Es ist ja nicht möglich, daß wir Deutschen, das Volk der Naturfreunde, das sich so ungern unter Heinrich dem Vogler in Städte sperren ließ, das Volk der tiefsten Musik und der schönsten Lenzlieder, daß

wir dich so völlig vergessen konnten! Es ist ja fast eine Schande geworden, sich deiner zu freuen! Die Freude ist ja überhaupt unzeitgemäß geworden! O lieber Lenz, wir sind sehr gelehrt da draußen in lauten Städten, wir haben ein großes Reich und viele Soldaten. Aber glücklich, lieber Frühling, glücklich sind wir nicht!

„Ich wünsch' euch ein glückliches neues Jahr, viel Kraft und Gesundheit, so lang als ihr lebt, und den lieben Frieden" — so lautet auf unseren elsässischen Bauerndörfern ein treuherziger Neujahrsspruch.

Den „lieben Frieden" zu suchen, zog ich in den Wasgau.

Taubenschlagfelsen

Und hat das Dörfchen, auf das du scheinst,
Du zartes Licht, eine Stimme wie einst?
Klingt aus dem Turm, der am Kirchhof steht,
So schön wie einst das Nachtgebet?

Hinter Dossenheim öffnet sich ein liebliches Wasgautal, von der erlenumbüschten Zinsel in zärtlichen Windungen durchflossen. Eine schneeweiße Straße durchschneidet die grüne Fläche, am idyllischen Oberhof und an den Höhlenwohnungen des Dörfchens Grauftal vorüber, nach der Lothringer Hochebene.

Wie oft seit meiner Kindheit habe ich diesen reizenden Paß durchwandert! Wenn wir gegen Abend am Ausgang des Tales die einzige schatfe Steigung überwunden und nach langer Tiefenwanderung durch Wäldergrün das offene Hochland erklommen hatten — wie wunderstill lag die Abendröte über den lothringischen Hügeln! Unser großväterlich Dörfchen war ertrunken im Blütenmeere seiner zahllosen Kirschbäume; die Abendglocken gingen klar und mild über das goldüberstrahlte Hochland. Hinter uns, aus den Nebeln des Rheintales, stieg der große volle Mond langsam und lautlos über das dunkelnde Elsaß. In geradezu feierlicher Stimmung schritt ich unter den weißen Abendbäumen im Bogen um das Dorf, nach dem letzten Hause, wo bereits ein bebrillter Vetter aus Frankreich und ein blondes Lockenköpfchen in weißem Hausjäckchen, große Dorflatschen an den kleinen Stadtfüßen, vor der Haustür standen und nach den Vettern aus dem Elsaß Ausschau hielten...

Heute ließ ich das durchsungene Grillental mit seinen goldenen Tautropfen und Jugenderinnerungen im Morgenlichte funkeln. Ich stieg zum Taubenschlagfelsen empor.

Es führt ein bequemer Weg nach der hier noch so niederen Wasgauhöhe. Reichliche Erdbeerblüten sprießen in diesem fruchtbaren Jahr aus der regengesättigten Erde. Sie leuchten wunderbar offen und einfach aus dem frischgrünen Frühlingsrain. Die Erd-

beere, Blüte und Frucht, ist vielleicht das schönste Sinnbild für die klare Schlichtheit dieser einfachen Berge, wie man die stattlichere Himbeere mit ihrem entzückenden Rot füglich die Waldfrucht der höheren Vogesen nennen könnte. Nur das Weiß des Steinbrech, dessen braune Stengel sich so zart von der Schneeblüte abheben, kommt der Erdbeerblüte gleich. Und unter den blauen Blumen, die unseren Wasgauboden zieren, stelle ich obenan das zarte, blaßgeränderte Blau des Ehrenpreis, das in ganzen Büschen den Rain überwebt. Unter den gelben Kelchen dieser farbenreichen Wiesen würde ich dem feuchten Golde des Hahnenfußes den Preis geben, falls man nicht das matte Gelb der stattlichen Königskerze vorzieht, dieser stolzen Blume, die wie der Fingerhut fast jeden Wasgaufelsen ziert. Da wir an den Farben der Wiesen- und Waldblumen sind, so stehe ich nicht an, auch unter den roten Blumenkronen, die mich heute zu Tausenden umnicken, den Preis zu verteilen: er gebührt diesem tiefen Purpur des Knabenkrautes, das zu den Orchideen gehört.

Aber ich hab' euch alle gern, Schwestern aus dem Wasgenwald! Und nichts Schöneres weiß ich mir, als den Sommermantel in hohe Waldhalme zu werfen, auf einer klausnerstillen Lichtung, und der Länge nach auf dem Rücken liegend Freundschaft zu schließen mit diesen Erdgeschöpfen, die da demselben Himmelsblau entgegenleuchten. Ihre Kelche und die Fülle der Halme umnicken dich wie ein grasgrüner Wald. Kommt der Sommerwind daher, der vom nächsten Thymianrasen einen schweren Duft und vom Föhrenrand einen durchwärmten Harzgeruch mit herüberbringt, so neigen sich Dolde und Zittergras, Hahnenfuß und Hornkraut und Teufelsabbiß, und es geht ein Gewisper durch den gräsernen Wald. Plötzlich dringt auch ein Bewohner durch die grüne Fülle; ein Herrgottskäferchen klettert mit Eifer an einem Urwaldsbaum in die Höhe; aber ein Windschauer wirft den Strebling in die Tiefe. Dann verdunkelt sich die Sonne: ein Schwalbenschwanz senkt sich aus tiefem Himmelblau in den Wald von Liliput. Und da kommt auch ein Großer im Reiche der Kleinen: eine schwere Hummel surrt in schnurgerader Richtung über die Halmenwipfel und verschwindet in unbekannten Fernen. Und dies wunderbare Mückensummen, das wie süße Himmelsmusik durch alle Wipfel tropft!

Wie Gulliver in einer Welt der Zwerge liegst du traumlächelnd im Halmenwald — bis sich der Neid und Haß, der auch hier nicht fehlt, eine Giftspinne, wie ein Grubenfahrer an ihrem Faden herabläßt, in das Bergwerk deines staunend geöffneten Mundes. Es erhebt sich ein unwirsch Pusten und Spucken, die Stimmung ist zerrissen, und das Ende des Waldtraumes ist: der Herr der Welt nimmt vor der kleinen Spinne die Flucht, tiefer hinein in den Wasgenwald der Großen.

Unter solchen herzlich einfachen Erlebnissen und Träumereien, nach manchem wunderlichen Zwiegespräch mit alten Waldbekannten, hatte ich den Felsen mit dem sanften Namen erklommen.

Die Männer, die vor Zeiten hier oben ihr Wesen trieben, waren weniger sanft. Wenn man im Hintergrunde, besonders rechts, den Felsen umspäht, so entdeckt man noch deutliche Mauerreste: hier stand eine Raubritterburg. Ja, mit einiger kühnen Vermutungskraft läßt sich der ganze Umfang der Burg, auch vorn, zu Füßen des Felsens, ziemlich genau feststellen.

Ich spürte mit Zähigkeit diesen Überbleibseln einer unbekannten Vorzeit nach. Und als ich zu Ende war, freuten sich einige Maiglöckchen, mich mit ihrem tiefen Dufte belohnen zu dürfen. Sie strömen eine herrliche Seele aus, diese reinen Blumen! Maiglöckchen im Frühjahr und die wilde Rose im heißen Hochsommer — es sind die zwei seelenvollsten Waldblumen. Vor allem die wilde Rose, die sich mit rauhen Dornen umrankt, daß nicht jeder ihre herbe Jungfräulichkeit breche — den Wasgau ohne seine wilden Rosen kann ich mir gar nicht vorstellen! Er paßt so wunderbar zu dem herben Charakter der edleren Alisassen, die sich mit Recht die glänzend grüne, aber unnahbare Stechpalme zum Sinnbild wählten.

Auf solchen Raubritterburgen, deren Schicksale längst verhallt sind, weile ich für mein Leben gern. Aber allein! Denn wenn etwa mein Bruder, der Theologe, nebenhergeht, so stört er zumeist die Ruhe der hier eines gewaltsamen Todes Verblichenen durch Erörterungen über die Kirchenverhältnisse des Elsasses und etlicher umliegender Länder. Und wenn ich jeden Stein mißtrauisch umwandere und mitunter etwas gewagte Vermutungen über seine Geschichte zum besten gebe, so wandert er zwar ebenso gewissenhaft

als mein Schatten hinterher, gibt aber dabei unentwegt seinen Bedenken wider allerlei modische Hypothesen Ausdruck, wobei er zum Belege die Genesis-Zergliederung der jetzigen Theologie umständlich und geschmackvoll zur Darstellung bringt. Der Wald widerhallt dann von Redaktor, Jahvisten und Elohisten, während ich gleichzeitig ebenso laut und eifrig den Umfang der Burgmauer bestimme. Sehr befriedigt setzen wir dann beide, in Frieden und Freundschaft, unsere ersprießliche Waldwanderung fort.

Heute war ich allein. Keine Zeitfrage riß mir ein Loch in den Schleier meiner absichtlich auf die einfachsten Empfindungen abgetönten Seelenstimmung. Der gelb und schwarz gestreifte Hinterleib einer am Eichensaft saugenden Hornisse, die Turnkünste einer gelblichgrünen Spinne fesselten mich mehr als die lehrhafte Zergliederungssucht zerfallender Europäer. Und wenn ich des Beschauens dieser bunten Tierwelt müde war, umstrich ich wieder die kieseldurchsprengten Felsen, ob nicht Einschnitte, Steingefüge und dergleichen zu entdecken wären; und war ich der grauen Mineralogie und Archäologie müde, so lockte die frischgrüne Pflanzenwelt. Oh, ich beging den toten Felsen um und um, ich suchte ihm eine Seele einzuhauchen, ich belebte die grüne Masse.

Da sah ich etwa den derben Schnauzbart, der hier nach Kaufleuten des Zinseltales und des weit zu überschauenden Straßennetzes der Ebene auf der Lauer lag, vollblütig schnaufend die Steintreppe herunterklirren, während im Hofe, am vorderen Fuße des Felsens, ein Stallknecht sein Pferd hielt und andere verwetterte Gesellen bereits in Blechhelm und Lederkoller fertig saßen, die Lanzen auf den Steigbügel gestemmt. Noch rief die Burgfrau zum Fenster heraus, ob er auch sein Amulett habe; dann stieg sie, unruhig, Mägde auskeifend, schlüsselbundrasselnd, auf den Turm, um nach ihrem Gatten und seinen Begleitern Auslug zu halten. Rudolf von Habsburg, der bedächtige Vogelfänger, hob das Falkennest aus und hängte den versoffenen Kunz an einen passenden Eichenast, und seine Hauptkumpane in ehrerbietiger Entfernung dazu. Den anderen ließ er kräftig die Lederhosen versohlen und steckte sie in sein schlechtbezahltes Heer. Das Nest aber wurde ausgebrannt; und die schwarzen Mauern rumpelten dann tagelang, unter Gejohl und

Mithilfe sämtlicher Bauern und Bürger der Umgegend, zerbrochen den Fels hinunter. Diese Steine wurden eine fruchtbare Saat; viele Kaufleute, Notare, Advokaten, Ärzte, Apotheker und andere Menschenfreunde bauten ihre Häuser damit. Wenn aber der sommerfrischelnde Bürger mit seiner Familie die zertrümmerte Urzelle durchwandert, so freut er sich über den Fortschritt der Welt.

Der Tag meiner Ausfahrt, der 29. Mai des Jahres 1895, zeichnete sich durch einen tiefblauen Himmel aus. Ein geheimnisvoller Duft und Dunst, der kaum die Umrisse des Schwarzwaldes erkennen ließ, umhüllte mein unklares Heimatland. Doch ein so wohltuender Ostwind kam aus Alt-Deutschland herüber, daß es eine Lust war, auf den frischen Höhen die Haare flattern zu lassen.

Die roten Dörfer, die weißen Straßen, die braunen Äcker und grünen Wiesen unseres Planeten, dieses ganze Farbennetz da unten, beschauen sich mit großem Nutzen von der Höhe aus. Nur gedämpft dringen die Laute der Welt an das Ohr des Einsamen; etwa das feste Peitschenknallen eines Lothringer Burschen, der seine Sandsteine das Dossenheimer Tal herausfährt, der Pfiff einer matten Lokomotive zwischen Zabern und Buchsweiler, oder ein Sensendengeln im nahen Ernolsheim. Aber ein dunkles Summen liegt ungreifbar über dem Dunst der Ebene; du errätst mehr, als daß du es hörst, daß zu deinen Füßen eine geschäftige, hämmernde, ackernde Welt ihren Werktag hat.

Ihren Werktag... In dem Worte liegt für den Gesunden ein stählender Klang; ihn erquickt nur der Sonntag, wenn ein vollkräftiger Werktag vorausging. Wir kannten einst diese gesunden Tage. In den Glanzzeiten deutschen Bürgertumes, im Nürnberg unseres Hans Sachs, unseres Dürer und Peter Vischer, im Augsburg der Fugger, in den Hansastädten lag über Handel und Wandel eine frische Morgenluft. Heute drückt auf den Werktag der schwere Rauch der Fabriken, und auf der Arbeiter- und Handwerkerwelt lastet Sorge und Verstimmung. Der Werktag ist keine Freude mehr.

Wie kommt das? — Ein veränderter Geschäftsbetrieb hat den Arbeitenden alle Freudigkeit benommen. Er hantiert an seiner Maschine ohne Seele, ohne Gewinn, für Fremde, mit einer zerstreuenden und verflachenden Masse gleicher Maschinen-Besorger zusam-

men. Er ist eine Nummer geworden. Die vertiefende Beschaulichkeit der traulichen Werkstätte ist erstickt in Lärm und Gedröhn; die künstlerische Wärme, die den Handwerker mit seinem Erzeugnis verband, ging in gleichgültiger Kälte unter. Die Maschine ist nun Künstler. Auch das religiöse Empfinden litt not; diese zarte Pflanze bedarf der Ruhe und Sammlung, wenn sie erstarken soll, bedarf auch in der Alltagsarbeit, im Gelingen oder Mißlingen des Werkes, in Gunst oder Ungunst des Wetters, eines unmittelbaren Abhängigkeitsgefühles von dem Urgrund der Dinge, von Gott. So weit reicht der Gedankengang des umdröhnten Arbeiters nicht mehr: die nahe Maschine ist Gott. Sie zerstampft alle Mystik. Von ihrer Arbeit hängt das Gelingen des Werkes ab. Und dieses erdrückende Gefühl, daß der Einzelmensch nicht mehr als freies Gottesgeschöpf neben freien Gottesgeschöpfen selbstbestimmend der Ewigkeit entgegenwächst, daß er herabgewürdigt wurde zu einer Nummer unter Nummern, zu einer Maschine unter Maschinen, zu einem rußigen Knecht des Dampfes, und nicht einmal für sich, sondern für einen kalten Unbekannten, für eine unbekannte Gesellschaft — das ist's, was unsere Arbeiter mit Verstimmung wider Gott und Menschen füllt. Das ist der Kern der sozialen Frage.

Daß solche Zustände nicht dauern werden, ist gewiß. Diese Nummern und Maschinen wollen wieder Menschen werden — wer will ihnen die Berechtigung dazu absprechen? Sind sie wieder Menschen, so werden sie auch wieder künstlerisch und religiös sein. Heute sehen sie den lichten Gotteshimmel nicht mehr; ihr mattes Blut, ihre kranke Galle, der dicke Fabrikrauch gestattet ihnen diesen Sonnenblick nicht....

Ich schaute bekümmert auf den Fabrikrauch, der sich in langer Schicht von Monsweiler herüberzog. Was kann der Dichter tun im Elend dieser Zeit? Soll er seine Höhen verlassen, soll er im durchlärmten Dunst da unten Sozialpolitik treiben? Viele meiner Altersgenossen hat die Verstimmung der Zeit überwältigt; sie haben ihre Höhen verlassen, sie sind in den Lärm hinabgestiegen, um mitzusorgen und mitzuschüren, in Reimen und Dramen. Aber das ist eine Selbstvernichtung des Dichterberufes. Die Götter der Kunst waren je und je Götter des Lichtes. Sie schauten wohl, wie die alles

durchdringende Sonne, tief in die Sorgen und Qualen der Erde; aber sie blieben in ihrer reinen Himmelshöhe. Gebe Gott, daß wir bei aller Erkenntnis der kleinen Gegenwart und der großen Weltgeschichte und der unendlich verwickelten Menschenseele nicht untergehen in Kleinlichkeit und Dumpfheit! Mancher Berliner „Dichter", der zu matt war, die Zeit zu überwinden, sitzt jetzt überwunden, mit verdüsterter Seele und zerriebenen Nerven, schimpfend auf Gott und Welt. Der Arme, der zur Kraft des Verzeihens zu schwach war, läßt nun Verbitterungen als Kunstwerke drucken. Und er läßt nur Verbitterung drucken. Er überläßt es dem geschundenen, gedankenkurzen Sohne des Werktags, sich die Erlösung aus diesen Bitternissen selber zu suchen. Und gerade hier finge der Beruf des Poietes, des Erschaffers, des Lebensspenders an. Die körperliche Not zu enden, ist er nicht berufen; das ist Sache der Wirtschaftspolitik und liegt außerhalb der Literatur. Wohl aber könnte er durch eigenes Vorbild den Seelen und Herzen Frieden und Klarheit schaffen, als wärmende Frühlingssonne, in den Welten des Empfindens, des Denkens, der Anschauung. Wir haben genug und übergenug Verbitterung zu kosten bekommen diese Jahrzehnte her — soll auch der Dichter Verbitterer sein?

Werft sie ab, die Stimmung der Tiefe! Laßt euch nicht hinabziehen, ringt euch empor zum Lichte! Und wenn die Außenwelt versagt, baut euch eine Innenwelt, als moderne Burgherren auf windumstrichener Gebirgskuppe! Aber laßt euch nicht anstecken von der Nüchternheit! Stimmungen stecken an: auch unsere Höhenstimmung wird anstecken, und es wird ein Frühlingssturm über Deutschland kommen, der eine bessere gegenseitige Verständigung ermöglicht als dieser Dunst europäischer Verdrossenheit!...

Mein Beruf ist für heut', eine Wanderung auf den Höhen dieses schlichten Wasgaus in Worte zu bringen.

Komm, frischer Ostwind! Tief will ich diese heilige Höhenluft einatmen. Her da, mein Ränzel! Noch eine Auseinandersetzung mit dörflichem Butterbrot, einem harten Ei und bäuerlichem Apfelwein. Dann sämtliche ungegessenen und ungelösten Reste wieder eingepackt, und in leichterer Verfassung tiefer hinein in die Wonnen des Wasgenwaldes!

Heidenstadt

Kirschblüten hüllen das Dörfchen ein —
Erd' und Himmel ein einziger Schein!
Blühende Gärten durchleuchten das Land,
Weithin, bis an den Wasgaurand.

Als ich mich vom Taubenschlagfelsen zur Weiterfahrt wandte, blieb mein Blick an den lothringischen Hügeln hangen. Und sofort tauchte meine Seele in ein wunderbares Empfindungsmeer.

Hinter mir, im Osten, liegt das Werktagsland voll Sorgen und Grübeleien; dort aber, jenseits hoher Wälder, träumt das Paradies der goldenen Jugend und der ersten Liebe. Meine Blicke bohrten sich in bestimmter Richtung. Aus diesem reichlichen Dunstschleier sucht' ich eine Gestalt zu formen, die einst das lange Glück meiner jugendlichen Wasgautage bildete. Und es gelang. In weißem Sommerkleide, mit frei wallendem Haare, schwebte von nun ab die Weiße Frau neben mir her, den ebenen Kuppenpfad entlang, immer tiefer in die einfachen Wälder dieser einfachen Berge.

Die Rheinebene lag dahinten. Buchen und Eichen und Tannen, mit reichlichem Unterholz durchsetzt, von Heidelbeerlichtungen unterbrochen, hatten sich zwischen die wirtschaftlichen Grübeleien des Taubenschlagfelsens und den Wanderer geschoben. Dann und wann schimmerte das Dossenheimer Tal herauf; so viele rote Kuckucksblumen mischten sich dort unten mit weiß-gelben Wucherblumen, goldenem Hahnenfuß, weißem Steinbrech, bräunlichen Dolden und Rispen, daß das Wiesental nicht mehr in grüner, sondern in silbergrauer Farbenstimmung im Winde wallte. Und immer neben mir her die weiße Waldfrau und die unvergeßliche Jugendzeit!...

Eingetaucht in Waldgrün und süße Erinnerungen, trat ich durch einen umfänglichen, übermoosten und überwachsenen Wall in das Innere der „Heidenstadt".

Viele solcher Heidenmauern ziehen sich durch die sagenreichen Vogesen; es sind Spuren uralter Befestigungen, von deren Zweck

und Bedeutung man nichts mehr weiß. Vielleicht Bergstädte der Gallier, vielleicht feste Lager und Kastelle der Römer; in beiden Fällen errichtet gegen den Andrang der rheinischen Germanen. Vielfach wohl auch abgezirkelte Opferplätze der Kelten. So findet sich bei Volksberg die sogenannte „Burg", eine wallumgebene Fläche, die man auch die „versunkene Stadt" oder die „verlorene Stadt" nennt. In der Nähe steht eine Heidenkirche. Bei Grendelbruch ragt ein Heidenkopf mit Spuren alter Befestigung; eine Heidenmauer umzirkt den verrufenen Tännchel, auf den zahlreiche Geister gebannt sind. Das berühmteste dieser alten Bauwerke ist die Heidenmauer auf dem Odilienberge, im Mittelpunkte des Wasgenwaldes. Auch quer über den Krappenfelsen ziehen sich Heidenmauern, in ihrer Mitte ein Druidenstein; bei Ormingen liegt eine Heidenschanze, bei Romansweiler ein Heidenschloß, bei Dagsburg ein Heidenschlössel, bei Niederbronn ein Keltenlager, auch die Frankenburg ist mit uralten Mauern umrahmt — kurz, über diesen ganzen Grenzwald hin finden sich solche unerklärlichen Stätten und Trümmer. Ich weiß kein deutsches Gebirge, in dessen Wirrnissen die Phantasie derartig schweifen kann, wie in diesem dunklen Grenzgebirge zwischen so verschiedenen Kulturen der Vorgallier, Gallier, Römer und Germanen.

Die „Heidenstadt", in die ich hier eintrat, ist nicht mehr eine Stadt zu nennen, nicht einmal mehr eine Trümmerstadt. Hunderte werden vorübergehen, ohne auch nur die Spuren der einstigen Umwallung in diesem lichterdurchspielten Hochwalde zu bemerken. Aber die ehemalige Mauer, deren breit auseinandergefallene, dicht übermooste Trümmer hier quer über den Berg laufen, ist dennoch erkennbar. Und der Romantiker hat Veranlassung, mit einem ernsten Schauer diesen überwaldeten Kirchhof zu betreten.

Eine fast unheimliche Mittagsstille! Nur manchmal, ganz fern, erhob sich ein leiser Wind, der aber nur die obersten Wipfel zu träumendem Sausen brachte, kam langsam näher und verseufzte wieder in westlichen Fernen. Ein Fink schlug in einer lichten Buche; und plötzlich fuhr ein Häher mit heiserem Geschrei aus einer Tanne auf. Dann wieder die alte Stille, und ich träumte weiter den weichen Waldweg entlang, bis ich eine Art Quelle entdeckte. Zu trinken ist

dieses Sumpfwasser freilich nicht; aber ich stellte mich auf den darüber hangenden Felsblock und sann dem Gedanken nach, welches Gesicht wohl so ein echter, aufgeklärter, tagesgreller und alltagsflacher Spießbürger aufsetzen würde, wenn eine schneeweiße Nixe an diesem Waldquell säße, im Kämmen ihres grasgrünen, flutenden Haares innehaltend und erschrockene, durch und durch flackernde Hexenblicke herumrichtend nach dem entsetzten Beschauer. Eine „weiße Frau“ *, eine Heidin, die Tochter des Häuptlings etwa, der einst dieses Berglager beherrschte; an diesen Quell gebannt, weil die unendlich liebesbedürftige, lilienschwache Keltin ihrem abwesenden Bräutigam die Treue gebrochen. Als er dann mit traurigen Blicken vor ihr stand, warf sie sich ihm zu Füßen, weinte in leidenschaftlichem Schmerz und küßte seine Kniee. Jedoch er schüttelte nur traurig den Kopf und ging stumm von ihr fort, für immer; draußen in der Ebene, im Kampf gegen die siegreich andrängenden Germanen, suchte er den Tod und fand ihn. Sie aber, nachdem sie taglang von einem Felsen blaß und stumpf hinausgestarrt hatte in den Dunst der Ebene, teilnahmlos für alle Bitten ihres Vaters, das Jammern ihrer Freundinnen nicht mehr hörend, stürzte sich, als die Kunde von seinem Tode kam, fliegenden Gewandes vom Felsen. Seitdem, zweitausend lange Jahre her, ist ihr Geist ohne Ruhe. Selten nur, wenn ein einsamer Dichter des Weges kommt, sitzt sie in dieser Quellnische und putzt sich für ihren Bräutigam, den sie immer noch erwartet. Aber sie sah mich traurig an und schüttelte voll Wehmut den schönen Kopf; dieser moderne Schmächtling ist ihr Liebster nicht. Nein, das war ein anderer Bursch, voll Muskelkraft und Feuerblut, den sehnigen Nacken von langem Braunhaar umflattert, den Spieß in der nervigen Faust! Aber wir Stubengewächse? Wehmütig nickte auch ich ihr zu, von meinem Felsblock herunter, sah mir noch ein Weilchen an, wie sie mit ab-

* Sagen von „weißen Frauen“ finden sich im Wasgau sehr häufig; ebenso vom „wilden Jäger“ — beides echt germanische Sagen. In der letzteren Sage spricht sich eine dunkle Erinnerung an unseren hehren Sturmgott Wodan aus, der vom Christentum als Spukgestalt in den wilden Wald gebannt wurde. Die Sagen von der „weißen Frau“ entstanden zumeist an Stätten, die der Göttermutter Freia heilig waren oder auch Berachta, Berta, der Glänzenden. Die weißen Frauen kommen gewöhnlich lächelnd, in glänzendem Gewande, Erlösung suchend den Berg herunter; aber laut weinend steigen sie wieder hinauf. August Stöbers elsässisches Sagenbuch weiß viel von ihnen zu erzählen.

genutztem Silberkamme, oft tief aufseufzend, ihr wunderbar schillerndes Haar kämmte und ging dann gelassen und schweigend weiter, ohne daß sie wieder aufsah. Mit jenem einzigen Blick hatten wir uns verstanden.

Du aber, lebendige Waldfrau von einst, weit dahinten in den grünenden Bergen — wie sehr wieder dachte ich dein! Und zappelten plötzlich diese sündigen Büsche und Tannenbäumchen, lockerte sich dieses goldgrüne Waldmoos, und käme ein wirbelnd Heer verführerischer Nixen und Keltinnen aus diesem durchgirrten und durchbrünsteten Venusberge — ich ginge mit dem heiteren Gleichmut eines Siegfried zwischen weißen Körpern und funkelnden Augen meinen Waldweg weiter: dich an der ruhigen Hand, du leis im Sonnenlicht neben mir herschwebende Jugendgeliebte!

Ich habe mir die Nixenromantik aus dem Herzen gerissen; diese hohle Körperliebe bringt Siechtum und Tod. Das Lebendige und Ewige, das Heilige und Große soll die Welt sein, darin der unsterbliche Mensch zu Hause ist. Was kettet die Gatten aneinander? Gemeinsames Erleben; seelisches Verständnis. Aber der Körper? Ach Gott, auch der lieblichste Körper, der je diesem Planeten entwuchs, wird durch Gewöhnung langweilig; Formenschönheit birgt kein Dauerglück. Nichts bleibt von allen Formen der Erde, als die Innenwelt der Pflicht, die Welt des Gedankens, die Lichtwelt des „Reiches Gottes". Diesem Urgrund aller Dinge, dieser ewigen Heimat entgegenzupilgern, ist das einzige Glück hienieden. Alles Vergängliche läßt den phantasievollen Menschen, der sofort die letzten Folgen und das Ende aller Folgen in blitzschnellem Gedankenfluge durcheilt, nicht zur Ruhe kommen. Nur die wäre das Weib meiner Seele, die mit mir lebte und liebte in dieser Lichtwelt, so daß wir beide Hand in Hand emporwanderten, dasselbe Ziel vor den leuchtenden Augen, von Zeit zu Zeit den Kopf an die warme Brust des andern schmiegend, von Zeit zu Zeit rastend auf einer sonntagsstillen Lichtung, Mund an Mund, überflutet von dem duftigen Haar meiner lebendigen Waldfrau...

Mit vollem Herzen verließ ich die leere Heidenstadt. Wohl war nun die Gestalt an meiner Seite verschwunden; aber ein tiefes Glücksgefühl hatte Einzug gehalten in mein Herz. Und so über-

mäßig wurde die Erinnerung an süße Stunden, verträumt in verschwiegenen Sommerwäldern des Wasgaus, daß ich meine grüne Umgebung nicht mehr beachtete. Das Notizbuch kam aus der Tasche, und die nächsten stillen Mittagsstunden gehörten der Poesie und meiner weißen Frau. Keine Menschenseele begegnete mir an diesem ganzen Tage; kaum eine Eidechse huschte am Rain über altes Laub. Sonnenlichter spielten durch die traumhaft auf und ab schaukelnden Buchenäste; und in warmen Eichwipfeln summten unsichtbare Mücken — eine ferne, süße Musik...

*

Die Waldfrau

1.

Wenn des Vollmonds blasse Pracht
Lautlos auf der Lichtung steht,
Wenn der Hauch der Mitternacht
Um das Haar der Birke weht,
Wenn die Nebel weiß und wallend
Schleichen durch der Gründe Grau —
Hüte dich, hüte dich,
Jüngling, vor der weißen Frau!

Blutlos ist ihr Angesicht,
Ihre Hand ist Eis und Schnee,
Wenn sie geht, so raschelt nicht
Welkes Blatt noch grüner Klee,
Doch im Dunkeln glühn und funkeln
Ihre Augen katzengrau —
Hüte dich, hüte dich,
Jüngling, vor der weißen Frau!

2.

O sieh, der Tag ist licht und warm!
Und die des Nachts so düster war —
In Silberkleid und goldnem Haar
Halt' ich die Waldfrau hier im Arm!

Bist du die Waldfrau? Küsse mich!
Ach du, ich suchte hin und her,
Wo mir die Braut beschieden wär',
Da fand ich tief im Walde dich!

Und der geirrt in Forst und Au
Durch Bienensang und Sturmeslust —
An deiner friedevollen Brust
Ruht er, du meine Weiße Frau!

3.

Grüne Nacht und Blumenfrieden
Über süß verschlung'nen Leutchen,
Blumenfrieden
Über Bräutigam und Bräutchen.

Kaum bewegt mit sanftem Beugen
Sich der Hahnenfuß, der holde,
Wenn die Hummel
Honig saugt aus seinem Golde.

Und in warmen Wipfeln, hörst du?
Von viel tausend süßen Dingen
Hörst du, Waldfrau,
Wie die zarten Mücken singen?

4.

Nicht genug von deinen Wonnen,
Volle Waldung, kann ich trinken!
Ganz in diesem grünen Meere
Möcht' ich Glücklicher versinken!

Manchmal zwar in meinen Tiefen
Hör' ich wunderbare Glocken,
Und ein wehes Sehnen will mich
Wiederum zu Menschen locken.

Aber frag' ich dann die Waldfrau:
„Waldfrau, hörst du nicht ein Läuten?
Waldfrau, sag', was mag der ferne
Menschenglockenklang bedeuten?"

Ach, so streichelt mir die Gute
Mit Geküß die wirren Locken,
Und in ihrem Kuß verschwimmen
Meine fernen, fernen Glocken . . .

5.

Und kehr' ich wiederum zurück,
Mit heißer Stirn und müden Händen,
O sei du dann mein letztes Glück,
O laß mich hier mein Leben enden!

In diesem Tale traut und warm,
Im Schatten dieser alten Buchen
Will ich an meiner Waldfrau Arm
Mein letztes Ruhelager suchen.

Noch einmal schau' ich in die Pracht
Der Wälder und der grünen Matten:
Ein letzt Gebet, ein Gute Nacht —
Und du beweinst den toten Gatten.

Michaelskapelle

Dort aber hält der Vollmond Wacht;
Dort aus dem Elsaß steigt die Nacht
Und hüllt die Hügel in blaue Flut —
Lothringerland verstummt und ruht ...

In der Urzeit war die oberrheinische Tiefebene ein Meer. Pfahlbürger schwammen auf Einbäumen zwischen Wasgenwald und Schwarzwald, warfen die Netze aus über den heute so fruchtbaren Gefilden Alemanniens und banden abends in den Buchten der Wasgauküste ihre Kähne fest. Noch vor einigen hundert Jahren sah man irgendwo an Felsen des Odilienberges schwere Eisenringe, die eine kühne Sage für uralte Bootsringe erklärte, ehedem bestimmt zum Anbinden landender Kähne.

Auch der Felsen der Michaelskapelle bohrt sich wie eine Halbinsel in das blaue Dunstmeer. Höhlungen sind unter ihm ausgewaschen; und sein Sandstein ist mit Kieseln und Grauwacken, wie der meiste Vogesensandstein, stark durchsetzt.

Diese Klippe, die der aufgehenden Sonne entgegenschaut, ist durch Jahrtausende geheiligt. Vielleicht dankten schon vorarische Schiffer auf diesem Vorgebirge ihren Göttern, wenn sie schwere Fischkähne glücklich gelandet hatten. Die Kelten, als die ersten eindringenden Arier, fanden die Stätte für ihren Sonnenkultus geeignet. In die vordere Felsplatte ist eine zwei Meter im Durchmesser zählende kreisförmige Vertiefung eingehauen. Vorzeiten war dieser Druidenkreis vielleicht tiefer, beziehungsweise die umgebenden Flächen weniger abgewaschen. In den Höhlungen unter der Platte mögen Priester oder Opferdiener gewohnt haben. Da der Gebirgsstrom hier einen Bogen beschreibt, um die Michaelsklippe abgesondert vorspringen zu lassen, so ist die Ostseite der soeben verlassenen Heidenstadt gegenüber sichtbar, jenseits einer grünen Waldesbucht. Starrte dort das Laienvolk ehrfurchtsvoll herüber, wenn Priester und Priesterinnen das Blut gefangener Germanen oder harmloser Pferde

der allnährenden Sonne entgegenspritzten? Groß und still stieg die Mutter unseres Planeten aus den Gluten der Frührote; scharf zackte sich darunter der Schwarzwald. Die Lerchen sangen über den Nebeln des Elsasses, Finken schlugen im erwachenden Eichwalde, der Morgenwind rauschte in erfrischten Wipfeln. Und auf den heiligen Felshängen des östlichen Wasgenwaldes standen die weißen Gestalten der Druiden und Druidinnen, mit goldenen Opfersägen in der Rechten. Gefangene wimmerten, auf dem Rücken liegend, die Arme unter den Körper verschnürt, den blonden Kopf weit zurückgebogen...

Später ist ja das Volk zum Abscheu gegen eine solche Form der Gottesverehrung erwacht und hat den Druidenkreis in einen Hexenkreis umgetauft. Und dieses ganze einst so heilige Gebiet ist ein Hexenrevier geworden, mit dem gegenüberliegenden Bastberg als Mittelpunkt. Zahlreiche Hexen wurden in dieser Gegend verbrannt. Hier, auf der Michaelshöhe, war ein Sammelpunkt der Unholdinnen; von hier aus flogen sie, an ihrer Spitze Frau Itta von Lützelburg, nach dem Bastberg hinüber.

Die Germanen hatten schon vor Cäsar die Rheinlinie durchbrochen. Es ist möglich, daß sie die Kelten nicht nur aus der Ebene, sondern auch aus dem vorderen Wasgenwald verdrängten. Und es ist möglich, daß auf dieser selben Stätte, in diesem selben Kreise Himmelsvater Wodan verehrt wurde. Das erobernde Christentum pflegte jedenfalls dem heiligen Michael gerade an Wodan geweihten Stätten Kapellen zu bauen, da gewisse Ähnlichkeiten zwischen dem germanischen Speervater und dem Drachenvernichter Michael solche erzieherische Anknüpfung ermöglichten. Heute sind die vorarische, keltische und germanische Religion weggeschwemmt; und wäre der Protestantismus hier zum Siege gelangt, auch die Michaelskapelle läge in Trümmern. Man könnte irre werden an allen Religionsformen, wenn man hier lange grübelt. Sind auch die Religionen sterblich?...

Ich hatte bisher nachdenklich am Rande des Druidenkreises gesessen. Jetzt stand ich auf, warf mein Ränzel ab, zog Schuhe und Strümpfe aus und marschierte barfuß um den heiligen Kreis. Die Sonne hatte den Sandstein innig durchwärmt; ein wohliges Gefühl

durchrieselte die nackten Sohlen und strömte wie ein elektrischer Strom erquickend nach dem Haupte. Dazu der muntere Ostwind, der vom kahlen Sebastiansberg herüber in meine Gedanken fuhr; in der Tiefe der Wälder ein hallender Schuß; in blauer Höhe ein Falke, der über dem seltsamen Kreisumwanderer auch seinerseits verwunderte Kreise beschrieb. Es war ein labsam Höhenbad! Ich kam mir vor wie ein kleiner, beschaulicher, herzenseinfältiger Hirtenjunge auf frischer Weide. Und um meine Wonne an dem erquickenden Luftbade voll zu machen, stülpte ich die Hosen bis an die Knie auf und setzte dann als elsässischer „Wagges", mit abwärtsgekremptem Filzhut, die Hände in den Taschen, meine Umwanderung des Druidenkreises fort.

Auch die Religionen sind sterblich? „Es klingt reif", wenn man „mit der unbarmherzigen Logik des wissenschaftlich geschulten Denkers" auch auf die Religion als „überwundenen Standpunkt" zurück- und hinunterschaut. Es setzt das voraus, daß man höher stehe. Wäre der Gedankengang, der zu dieser Erhabenheit führt, nicht so durchsichtig, ich würde mich beinahe selbst für diesen hehren Standpunkt begeistern — falls dieser Mondkälte gegenüber das Wort Begeisterung am Platze wäre. „Da ist Buddha", meint der Aufgeklärte, „mit so und soviel Millionen Namensbekennern, da ist Muhammed mit den seinen, da ist das Christentum mit seinen römisch-katholischen, griechisch-katholischen und evangelischen Christen; da sind die tausend Sekten der Christen, Buddhisten und Muhammedaner; da sind die tausend Fetisch- und Götzenreligionen — wer will sich da zurechtfinden? Ich verzichte auf Religion überhaupt."

Er verzichtet. Denn in das Wesen der Religion hat er durch die Formen hindurch nicht zu blicken noch zu fühlen vermocht.

Ich zog langsam meine Schuhe wieder an. Im Hintergrunde führt eine Steintreppe in die Tiefe. Dort, an der feuchten Felsmasse entlang, weist ein kleiner Pfad nach der geräumigen Höhlung, die sich unter der überhangenden Klippe auftut.

Hier haben in grauer Urzeit Wassertiere gehaust, danach blutige Druiden, danach milde Mönche. Heute liegt der heilige Raum verlassen, wie die einst geliebten Wälder drum herum. Die Menschheit

hat sich in Städten eingepfercht; sie ist nicht mehr licht- und luftfroh wie einst, als man auf diesen Höhen der aufsprühenden Sonne opferte. Und nur von Zeit zu Zeit kommen sie sommerfrischelnd heraus und wandern mit dem Bädeker in der Hand durch diese Fülle von stillen Kräften und lebendigem Wachstum.

Den Blick des Besuchers fesselt ein länglicher Ausschnitt auf dem Steinboden, vergleichbar dem leeren Sarge einer ägyptischen Mumie. Es ist ein fränkisches Grab. Hier lag der Kopf, hinausblickend aus der Grotte, dem lichten Osten zu, auf das grüne Elsaß hinunter. Ich maß mit dem Wanderstock ab: ungefähr meine Länge. War es nicht ein herrlicher Gedanke von dem Manne, der hier lebte, in dieser grünen Wäldertiefe sein Grab zu meißeln, nicht umweint von Basen und Gevattern, einsam mit Gott, der seine Seele aus weiter Ferne in die große Stille hinüberrief?...

Oh, sterben laß mich, Herr und Gott,
Wie diese milden Blumen sterben!
Wirf du mich nicht im Stadtgewühl
Als Scherbe zu verbrauchten Scherben!

Ich will so lächelnd wie ein Kind
Mich betten in des Wasgaus Tiefe,
Und lauschen will ich, ob dein „Komm!"
Dein „Komm!" mich nicht hinüberriefe!

„O horch, er ruft! Mein Wald, leb' wohl!
Du süßes Weib, auf Wiedersehen!" . . .
Und lächelnd will ich wie ein Kind
Zu meinem Vater heimwärts gehen . . .

„Unsere Erkenntnis ist Stückwerk", sprach einer. Die letzten Gedanken können wir nicht zu Ende denken, weil wir rundum am Rande dieses Inselplaneten innehalten müssen. Da stehen wir dann, hinausschauend in das Meer der Unendlichkeit zu den vielen anderen Inseln, zu denen kein Nachen fährt. Nur wer das Unendliche umspannt, die große Harmonie des Weltalls, nur Gott selber ist die Wahrheit. Da steh' ich in einem stillen Sommerwalde der kleinen Vogesen, ein unendlich winziger Wicht in diesem gewaltigen Kos-

mos. Und die letzte Weisheit der vergänglichen Erde liegt zu meinen Füßen in Gestalt eines Grabes. Neben mir tropft in regelmäßigem Falle ein Wassertropfen vom feuchten Felsen, fernher in meine Träume hallend, wie das langsame Ticken der großen Weltuhr... Wer will sagen, er habe keine Religion? Wer will diesem unergründlichen Weltall dummdreist und frech immer wieder gegenübertreten? Es gibt solche dummdreiste Menschen und Lehren durch alle Jahrhunderte hindurch. Aber Gott, die Seele und Lichtquelle der unübersehbaren Schöpfung, „lacht ihrer"...

Lacht ihrer. Die indischen Veden zählt man billig zu den ältesten Urkunden des menschlichen und insbesondere arischen Geistes, voll Tiefsinn, voll würdevoller Erfassung des Menschen und seiner Beziehungen zum Unendlichen. Und ihr Deuter Wayasa bohrte tiefer als die meisten unserer heutigen Denker, denen die Weltgeschichte so vieles vorgedacht hat. Sie fühlten tiefer als die meisten von uns, die wir zum Fühlen so wenig Zeit und Sammlung und Erschütterungsfähigkeit besitzen, sie fühlten tiefer, jene Mondnachtsträumer am Himalaya, wie nichtig der Mensch ist, wenn er der Ewigkeit gegenübersteht. „Das Auge kann ihn, den Absoluten, nicht erreichen," sagt die Talabakar Upanishad, „noch die Sprache und der Verstand ihn fassen. Er ist von dem Bekannten verschieden und über das Unbekannte erhaben. Er, der nicht gefaßt werden kann vom Verstande, aber den Verstand gemacht hat, ihn zu fassen. Er, der von keinem Auge gesehen werden kann, aber das Auge gemacht hat, ihn zu schauen. Er ist dem, der ihn für unbegreiflich hält, begreiflich; aber wer ihn für begreiflich hält, der kennt ihn nicht"...

Was den flachen Knecht des Alltags und des sogenannten gesunden Menschenverstandes irre macht an aller Religion — uns ist es eine Bestätigung, daß Religion einem tiefsten Bedürfnisse der Menschennatur entspringt und angesichts der offenen, unlösbaren Ewigkeitsrätsel um uns herum ewig entspringen muß. Unter allen Zonen, in allen Rassen, zu allen Zeiten. Über das Fragezeichen Tod und seine Vorgeschichte und Nachgeschichte und über die Millionen leuchtender Fragezeichen, die sich in jeder klaren Nacht da draußen auftun zu den Millionen der Fragen unseres Geistes, kommt niemand auf diesem winzigen Stern hinüber...

Am Nachmittag ging ich über das Gebirge zurück nach dem Oberhof. Durch wunderstille Täler führte mein einsamer Waldweg; ein Meer von Sonnenschein lag in diesen grünen Buchten; eine Flut lieblichen Harzgeruches strömte von allen Hängen.

Mehr und mehr träumten an diesem indischen Nachmittage meine Gedanken in die Ewigkeit hinüber. Eine stille Wanderung in Wäldertiefen gestattet ja willig ein Ausdenken der begonnenen Gedankenreihen. O ihr Wälder! Du Waldfrauenliebe da oben in der Heidenstadt — Schatten und Traum ist alles! Wenn es Herbst wird in deinem Leben, verträumter Wanderer, so moderst du als welker Ast 1,74 Meter lang in der Rasenschale dieses Sternes. Und wenn ein Weltallsoktobersturm in unser Sonnensystem braust, so fallen diese goldenen Planeten durch die blaue Nacht wie reife Äpfel vom Herbstbaume! „Die Welt ist nur Schein" — das ist auch der Vedanta tiefste Weisheit. „Gott allein ist Wirklichkeit." Und sie zogen sich, um allein zu sein in und mit dem einzig Erstrebenswerten, dem „absoluten Geiste", in die Schatten ihrer Banjanen- und Palmenwälder zurück, jene unsere arischen Blutsverwandten, die ein tiefes Sinnieren ebenso liebten, wie unser christlicher Westen das Mönchtum.

„Mönchtum!" Was heißt dieses so unmoderne „Mönchsein"? Mönch ist der Mann, der sein Herz an nichts hängt als an Gott und seine Ausstrahlungen. Mönch sein, auch ohne Tannen- oder Palmenwald, auch mitten in der Welt, auch unbeschadet persönlicher Tatkraft — es ist die letzte Weisheit!

* * *

Tiefklar war die Sommernacht, als ich nach Hause ging. Über mir glänzten die goldenen Äpfel und leuchteten so lebensvoll, als könnte niemals ihr Herbst kommen. Aber meine Seele lag, wie die kaum bewegte Abendluft, in einer tiefen Stille.

Ein Sturmtag auf Hohbarr

Wie sich der Wasgau bäumt!
Wie der heilige Hain
Der Heidenstadt, die am Tag so süß geträumt,
Lebendig wird im zuckenden Wetterschein!

Das wogt und braust, das drängt und kämpft
Dem gallischen Sturm entgegen!
Die Glut der rasenden Raufer dämpft
Umsonst ein Prassel-Regen.
Und Blitz um Blitz und Schlag um Schlag!
Kampfjauchzen bis zum jungen Tag!

Bis unsere Zaberner Glocken
Zum Wasgau-Sieg frohlocken!

Ha du, nun funkelst du wieder
Im kräftigen Morgenlicht!
Frisch leuchtet mir entgegen
Dein helles Bauerngesicht!
Grüß Gott, mein junger Wasgau,
Grüß Gott, vielliebes Gesell!
Mein Herz und deine Höhen,
Nun sind wir wieder hell!

Das war ein kraftvoller Tag, als die Wälder von Hohbarr und Geroldseck in Sturmwogen um unsere aufgerüttelten Seelen rauschten! Im Mittagszauber der Heidenstadt und an der ernsten Michaelskapelle hatte der Wasgau geträumt. Heut' aber hatte er eine Stimme bekommen, alle Wälder waren lebendig, der Hochwald hatte sich aus einer Aolsharfe in eine Sturmposaune verwandelt, er war nicht wieder zu erkennen.

Auch toben also und schelten kannst du, wandlungsfähiger Poet? Alle Welt hätte aus deinem letzten Träumertage geschlossen: „Ein müder Mönch ist dieser sommerliche Wasgau! Alle Kraft ging dem Weichling aus!" Und heute — was für eichenbrechende Sturmkraft entfaltet der erwachte Träumer!

Die ganze Nacht hindurch hatte unser Waldgebirge gekämpft unter der Wucht und Wut schwerer Gewitter. Die westlichen Horizonte standen in Flammen; zwei, drei Wetter zumal warfen ihre violetten Feuerscheine über die unaufhörlich tosenden, regenüberprasselten Wälder der schwarzen Höhe. Gegen Morgen verzog sich der Feind; matt stand das Gebirge; wir hier unten im Tale schliefen endlich ein. Aber als ich mit meinem Reisegefährten in die Dämmerung hinaustrat, empfingen uns dicke Regenströme, mißmutige

Rückzugsmassen der rheinabwärts zurückgeworfenen Gewitter. Unter laut übertrommelten Schirmen, durch spritzende Pfützen begann ich meine zweite Fahrt, diesmal mit einem Freunde, in die Berge des „lieben Friedens".

Erst aus dem noch dunklen Schillersdorf nach Station Ingweiler, dann Eisenbahnfahrt, dann, wieder mit Schirm und Mantel, durch Zabern aufwärts nach Hohbarr.

Über der Pforte nach Frankreich, über dem Tres-Tabernä der Römer, über der späteren Bischofsstadt Zabern erheben sich, von unten auf dem weit zurückliegenden Berge nicht auffallend bemerkbar, die stattlichen Felsen und spärlichen Trümmer der ehemaligen Bischofsburg Hohbarr. Auch dieser Waldberg reckt sich wie eine Halbinsel dunkel über die hellgrüne, bunt besiedelte Ebene. Aber er hat eine so langsame Steigung, daß die Burg, die seine Spitze krönt, wohl eine Stunde weit von Zabern abliegt, trotz der geringen Höhe von nicht einmal fünfhundert Metern.

Auf dem flachen Bergrücken, den wir nun erklommen haben, eine Viertelstunde hinter Hohbarr, ragten einst die Schutzburgen der nahen Abtei Mauersmünster, Groß- und Klein-Geroldseck. Drei Burgen auf einem Berge! „Drei Schlösser auf einem Berg, drei Kirchen in einem Tal hat das Elsaß allüberall." Und gegenüber, jenseits des Zorntales, eine vierte: die Raubritterburg Greiffenstein! Hier sind wir in einer geschichtsreichen Ecke.

Als wir den bequemen Sandweg zwischen Zabern und Hohbarr emporstiegen, begann ein tapferer Ostwind dem letzten Gewittergewölk zu Leibe zu gehen. Und im Umsehen waren die grauen Massen über Zaberner Steige und Karlssprung nach Nordwesten gejagt. Bald zauberte der Schwarzwald ein tiefes Blau hinter der scharf abgegrenzten Rückzugslinie empor; und als wir durch den Torbogen von Hohbarr in den geräumigen Schloßhof traten, schüttete die aufjauchzende Sonne ein Füllhorn von Glanz und Licht über den Leib des Gebirges und die braunen Felsmassen der Trutzburg unsrer Straßburger Bischöfe.

Jetzt gab ein frisches, fröhliches Windwetter dem Tag sein Gepräge. Kein Träumen kam da auf.

Wir setzten uns auf die vordere Terrasse, unter noch tropfende,

duftschwere Sommerlinden, hängten unsere Überzieher um und versenkten uns in diesen stählenden Anblick einer regengesättigten Morgenebene.

Dies dampfende Elsaß! Und da neben uns — dieser funkelnde, behaglich sich sonnende, durch und durch nasse Wasgau! Grüß dich Gott, streitbarer Sturmwald! Du sollst uns Meister sein, wahrlich, wie im innigen Träumen, so im grimmigen Aufbäumen, wenn der altböse Feind unser Herzensgrün rauben, unsere Seelenkraft brechen will! Und kommt trotz alledem der unbezwingliche Winter, wohlan, so hüllen wir uns beide in ein Weltfluchtgewand von Schnee und Eis! So warten wir beide in stolzer Innerlichkeit, bis ein neuer Lenz mit neuem Amselruf unsere ruhende, nicht tote Kraft zur Betätigung zurückruft.

Schönheit und Kraft — das war der Inbegriff der Stimmung, die an diesem gewittergestärkten Sommermorgen über dem nassen Lande funkelte. Wahrlich, es ist nicht zu verwundern, wenn der eroberungslustige Ludwig XIV., als er aus den Vogesen herausritt und nun den schimmernden Garten Elsaß vor sich sah, in den Bewunderungsruf ausbrach: „Quel beau jardin!" Auch heute morgen lag das Elsaß als ein frischbegossener Garten vor unseren Blicken. Die fernsten Giebel und Fenster prangten wie Edelsteine, mit wunderbarer Deutlichkeit, aus diesem Funkenmeere; der fernste Glockenklang oder Lokomotivenpfiff zitterte klar durch die dünne Luft. Nordwärts die lichte Michaelskapelle, die wie eine weiße Blume aus grünen Hängen grüßt; da unten das rauchende Zabern, aus dessen Häusergewebe das Kupferdach des früheren Bischofspalastes (Kardinal Rohan), jetziger Kaserne, blendend heraufschimmert; weithin vor uns die zahlreichen Dörfer, das bunte Ackernetz unseres schönen Gaues; im Hintergrunde der graue Kalkstein- und Muschelkegel des Hexenberges Basiberg, von dem einst Goethe bewundernd das Elsaß überschaut hat; links hinten in den Gebirgen die Burg Lichtenberg; und noch weiter dahinter, im dunstigen Horizont verschwimmend, der letzte sichtbare Berg des hier in einem großen Kranze das Unterelsaß umschmückenden Vogesenzuges: der Liebfrauenberg, an dessen Fuß die Schlacht von Wörth den Krieg von 1870 eingeleitet hat.

Von drei Seiten her ziehen sich blitzende Eisenbahnschienen durch dieses fruchtbare und holde Gelände, auf Zabern zu, um sich hier vereint in den einzigen Schienendurchgang zu stürzen, der sich neben dem kühn durch die Berge gebrochenen Rhein-Marne-Kanal nach Frankreich hinüberdrängt: dort von Buchsweiler herauf, an den nördlichen Vogesen her; rechts von Wasselnheim herunter; und auf uns zu, dort quer durch das Flachland, von Straßburg und Stuttgart, Wien, Konstantinopel nach Avricourt und Paris. Ein fernes, dumpfes Getöse erschüttert unseren Berg, wenn sich ein dröhnender Zug mit wehender Rauchfahne und langem Lokomotivenruf in den vordersten Tunnel stürzt.

Als man dieses behende Verkehrsmittel noch nicht kannte, mußte eine feste Paßstraße, die „Zaberner Steige", den Völkerschwall von Osten nach Westen zueinander bringen. Unseres Goethe Schilderung dieser Straße in „Dichtung und Wahrheit" ist zwar sehr durch ungenaue Erinnerung übertrieben, aber es ist immerhin ein achtunggebietendes Werk von unabsehbarer Dauerhaftigkeit. Jetzt nur von Lothringer Fuhrleuten mit „Hü" und „Hott" belebt; einst aber das Einfallstor für eine Unmenge schandbaren Raubgesindels.

Hier brachen 1365 und 1375 wie Heuschreckenschwärme die „wilden Engländer" ins Land. Die „wilden Engländer", ursprünglich im Dienste der Frankreich bekriegenden Engländer, waren Söldlinge des französischen Ritters Enguerrand von Coucy, der mit den Habsburgern wegen der Grafschaft Pfirt im Streite lag. Es war wohl ein unheimlicher Anblick, als die blutgewohnten Banden in buntester Tracht und Bewaffnung, hier einer mit einem mannslangen Henkerschwerte, dort mit einem breiten Sensenspieß, der mit einem abgeschabten „Gugelhut" — der übrigens nachher eine Weile bei uns Mode wurde —, jener mit einem dicht mit Federn beschwerten Barett, alle aber in bunten Flicken, Lappen und Troddeln, und alle mit vernarbten Mordgesichtern und verwilderten Schnauzbärten — es ging ein Beben durchs Land, als diese Gesellen die Zaberner Steige herabtosten ins reiche Elsaß! Wohl stießen sie gelegentlich auf mannhaften Widerstand, namentlich droben in der Schweiz, wo das Volkslied von den Bernern sang:

Der Bär schrie: „Du magst mir nit entrennen,
Ich will euch schlagen, stechen und verbrennen!"
Zu England und zu Frankreich
Die Witwen schrien allegleich:
„Ach Jammer, ach und weh!
Gen Bern soll niemand reisen meh!"

Aber erst als Enguerrand de Coucy mit einer Geldsumme entschädigt war, rief er seine Truppen zurück.

Nicht minder handfest wurde im folgenden Jahrhundert von den Armagnaken, welche der kurzsichtige Kaiser Friedrich III. gegen aufrührerische Eidgenossen ins Land gerufen hatte, geschunden und geschändet. Ihren Namen hatte die Bande von ihrem Führer, einem Grafen von Armagnac, der übrigens damals schon tot war; unser Volk nannte sie die „armen Gecken" oder auch schlechtweg „Schinder". Allenthalben begann nun, da man am kläglichen Reiche so gar keinen Rückhalt hatte, ein erbitterter Kleinkrieg mit diesen Banditen. Am berühmtesten wurde die Schlacht am Kirchhof von St. Jakob bei Basel. 1650 Eidgenossen, unter Beihilfe von Mülhäusern, warfen in stürmischem Anlauf die Reitervorhut des Seigneurs de Bueil über die Birs zurück und drangen im Siegesrausch auf die ganze zehnfach so starke Übermacht von Reitern und Fußvolk ein. Doch zusammengedrängt auf den Kirchhof von St. Jakob fielen die Helden Mann für Mann nach tapferster Gegenwehr; ihre Niederlage aber war ein Sieg. 6000 Mann hatte der Dauphin verloren.

Auch den Bauernkrieg hat diese Zaberner Ecke gründlich zu kosten bekommen. Erasmus Gerber von Molsheim, der Anführer eines starken Bauernheeres, hatte sich ins feste Zabern geworfen. Ihm und seinen Bauern versprach der Rächer der „heiligen Ordnung", Herzog Anton von Lothringen, freien Abzug, wenn sie die Stadt überliefern und Urfehde schwören wollten. Mit weißen Stäbchen kamen die vertrauensvollen Landleute heraus und legten ihre Waffen vor dem Tore nieder. Da entstand zwischen einem Bauern und einem Landsknecht ein Wortwechsel, und plötzlich erscholl der verhängnisvolle Ruf: „Schlagt drauf! Der Herzog erlaubt's!" Fürchterliches Gemetzel! Drei Tage lang Treibjagd auf wehrlose

Bauern! Achtzehntausend deckten die Felder zwischen Zabern und Lupstein. In der Kapelle von Lupstein befindet sich jetzt noch aus jenen Tagen her ein Haufe hochgetürmter Bauernschädel. Held Anton zog dann nach Schlettstadt und düngte mit weiteren 10000 Bauern die fruchtbaren Äcker von Scherrweiler und Kestenholz. „Des Landes Auge" nannte man Burg Hohbarr auf dem Konzil von Konstanz — wahrlich! „Des Landes Auge" sah Elend über Elend mit Flammenfüßen über dies schöne, verwüstete und immer wieder aufblühende Grenzland gehen, von Julians Alemannenschlacht drüben am Rheinufer, 357 — der hier bei Zabern sein Feldlager hatte —, als die noch einmal mit Mühe zurückgeworfenen Germanen des „überall hinbrausenden" Chnodomar auf Schilden über den Rhein zurückschwammen, bis zu den nächtlichen Feuerkugeln, die 1870 in das benachbarte Straßburg den Brand trugen.

Am härtesten von allen Kriegen aber spielte dem Elsaß der Dreißigjährige Krieg mit; da wurden ganze Ortschaften, die nicht wiedererstanden, vom Erdboden weggebrannt; ganze Dörfer verödeten, weil ihre flüchtigen Bewohner draußen in der Wildnis durch Hunger, Schwert und Pest das Leben verloren hatten. In einem Bericht an seinen König schrieb der spätere Intendant des Elsasses, Marquis von Lagrange: „Diese Bevölkerung, deren Naturell ein so heiteres ist, daß man früher nichts als Geigen und Tanzen sah, ist durch den (Dreißigjährigen) Krieg auf zwei Drittel ihres früheren Bestandes herabgebracht worden. Man ersieht aus alten Verzeichnissen, daß vor dem Kriege die Anzahl der Dörfer, Familien und Haushaltungen um ein Drittel höher war."

„Bet, Kind, bet,
Morje kommt der Schwed',
Morje kommt der Oxesterne (Oxenstierna),
Der wird dich das Beten lerne" —

hieß ein Sprüchlein jener Zeit, das ich noch aus dem Munde meines Großvaters oft vernahm.

Aber ein Aufatmen war der Westmark erst wieder vergönnt, als Ludwig XIV. nach den Raubkriegen, deren Wucht gleichfalls auf

dem Rheinlande lag, seine Beute unter Dach und Fach hatte; als das blutende Deutschland völlig niedergerungen, matt, kaum noch atmend, am Boden lag; als das letzte deutsche Bollwerk, die freie Reichsstadt Straßburg, 1681 in Frankreichs Hände kam. Jetzt diktierte Frankreich der Welt den Frieden; es hatte, auf des gebrochenen Deutschlands Kosten, seine „natürlichen Grenzen".

Damals, besonders durch Turenne und Montclar, wurde der Wasgau seiner meisten Burgen entkrönt. Auch „des Landes Auge" brach; es hatte in jenem Kriegsjahrhundert genug Herzeleid gesehen. Die Zaberner Bürger halfen bei Brechung der Burg mit, um sich, wie es im Ratsprotokolle heißt, „die Franzosen ehender vom Halse zu schaffen".

* * *

Wir hatten auf steiler Leiter den vorderen der gebüschüberwachsenen und efeuumwucherten Sandsteinfelsen erklettert. Nun übersah man die wenig erhaltenen, aber leidlich umfangreichen Reste der ehemaligen Bischofsfeste. Die drei Felskolosse freilich, die der Burg Gerippe und Rückgrat bildeten, konnte keine Zeit wegschwemmen. Sie überragen in tüchtiger Höhe die Fläche des Burghofes, breit, mit wenigen Mauerresten geschmückt, durch Leitern zugänglich gemacht. Die Burgfläche selbst ist heute durch ein Gasthaus, eine offene Balkenhalle und eine geschlossene Halle zeitgemäß belebt und erfreut sich als prächtiger Aussichtspunkt häufigen Besuches.

Durch vierhundert Jahre etwa, vom 13. bis zum 17. Jahrhundert, saßen hier, in wesentlich anderen Hallen und Gemächern, die Bischöfe der freien Reichsstadt Straßburg. Und man kann nicht sagen, daß sie von diesem „Auge des Landes" aus allzu viel Erfreuliches schauten. Denn die Straßburger waren eigensinnige und selbstbewußte Freiheitsfreunde. Und als dem Bischof Walter von Geroldseck um 1260 etliche Rechte von den Straßburgern verringert wurden, fingen die geistlichen Herren Händel an. Bei Oberhausbergen kam es zur Schlacht; und wie später bei Azincourt, wurden die bürgerlichen Bogenschützen über die schwerfälligen Panzerpferde und geharnischten Ritter Meister. Mehr als sechzig vornehme Ge-

fangene führte das siegreiche Straßburg heim. Dieses Gehader zwischen Bischof und Stadt fand immer wieder neue Nahrung; und es erreichte seinen vorläufigen Endpunkt erst, als am 20. Februar 1529 der Ammeister nach beendeter Abstimmung den feierlich sich erhebenden und das Barett abnehmenden Schöffen von der Einführung der Reformation in folgenden Worten Mitteilung machte: „Bei Schöffen und Ammann einer löblichen Freien und Reichsstadt Straßburg: Die Messe ist aberkannt."

Und doch — die Bischöfe blieben zuletzt doch noch Sieger! Sieger freilich zunächst mit Frankreichs Hilfe, wenigstens des französischen Königtums, denn die Revolution jagte dann den letzten Zaberner Bischof, den glänzenden Rohan, ins Exil. Ein wesentlicher Förderer der Annektion des ketzerischen Straßburgs, ein deutscher Reichsfürst, der aber von Ludwig XIV. ein Jahresgehalt bezog, war der Bischof Franz Egon von Fürstenberg. Die Residenz der Bischöfe war, seit der Evangelisierung Straßburgs, das schöne Zabern. Und zwischen Paris und Zabern liefen damals fortwährend Aufträge und Berichte, Geschenke und Dankschreiben hin und her. Es war demnach der wahre Endpunkt eines Kirchenkampfes, der schon unter den Hohenstaufen begonnen hatte: als im Oktober 1681 der Bischof Egon von Fürstenberg mit französischen Truppen in das nun französische Straßburg einzog; als das Münster dem katholischen Kultus zurückgegeben wurde; als der deutsche Bischof unter dem Portal des herrlichen Baues (23. Oktober) dem französischen König Ludwig XIV., der seine neue Stadt besuchte, mit den Begrüßungsworten entgegentrat: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren."...

Das sind die seltsamen Schicksalsläufe, die sich von der kraftstrotzenden Hohenstaufenzeit bis zu ihrer Endfolge, der Reformation, und von der Reformation zur Folge der Reformation, zum Dreißigjährigen Kriege, und von diesem zu seiner nächsten Folge, dem Französischwerden unseres Elsasses, — und von da zum Wiederdeutschwerden, in den Sommerschlachten von 1870, auf dieser überschauenden Bischofsburg aufdrängen.

Wohl hat es Zeiten gegeben, da waren die Fürsten der Kirche weniger streitbar als etwa der sattelfeste Berthold von Buchegg,

da vergaßen sie sogar ihr edles Amt derart, daß sie zu — Vorsitzenden eines Zechervereins wurden. Bischof Johann von Manderscheid war solch einer: auf eben diesem Hohbarr rief er 1586 die berüchtigte „Hornbrüderschaft" ins Leben. Wer sich dieses eigentümlichen Ordens würdig erweisen wollte, der mußte ein Horn voll Wein in einem Zuge leeren. Der Memoirenschreiber Herzog von Bassompierre bestand die Probe schlecht; fünf Tage lang lag er zu Zabern krank, und zwei Jahre hindurch konnte er keinen Wein mehr riechen. Aber später trank auch er sich zu der verlangten Leistung empor. Ein halbes Jahrhundert hindurch hat die Hornbrüderschaft geblüht und gezecht.

Wir saßen an der Flaggenstange, wo einst der Turmwart seinen Auslug gehalten. Der herbe Ostwind trieb uns wie Spätherbstblätter die Geschicke dieses Grenzlandes vorüber. Ja, das ist hier, zumal wenn man noch die gegenüberliegende, früh zerstörte Raubritterburg Greiffenstein hinzunimmt, eine rechte Zank- und Kriegsecke. Aber, wie vor zwei Jahrtausenden über den Kämpfen der Germanen und Römer, funkelt die gelassene Morgensonne auch heute über der Ebene, und wird auch morgen auf neuen Waffenglanz herabfunkeln. Kein Ende, kein Ende! Wir hier, an der Grenze zweier großer Kulturen und Nationen, wir werden mehr gerüttelt von den Mühsalen der Weltgeschichte, als die glücklicheren Binnenstämme. Wohl werden wir auch mehr gestählt, fühlen uns aber auch öfter all des Treibens müde. Immer wieder in dies Treibrad hinunter? Immer wieder mitkämpfen und das Erkämpfte verlieren und das Verlorene wieder erringen? Als das Römerreich nach allen Weltenden hin soldatisch sich ausgelebt hatte, war es reif für die große Vergeistigung des Christentums. Sollte nicht auch dieses kleine Elsaß, das noch einmal unter dem Welteroberer Napoleon vorzügliche Soldaten und Generäle geliefert hat, den Anfang machen mit einer bedeutenden Weltanschauung religiöser und künstlerischer Natur?

So stark und laut in dieser Ecke die Geschichte spricht, immer wieder nehme ich mir die eine Lehre heraus: Einsamkeit und Einkehr! Immer wieder Einsamkeit und Mönchsein predigt mir jeder Ausblick von stiller Wasgauhöhe.

Und dennoch! Es klingt da ein Ton mit unter, ein Hornruf dringt durch dies scheinbar so wirre, so ordnungslose, so sinnlose Kampfgetöse, der mich immer wieder aufhorchen läßt, der mich packt, der mich festhält. Diese Schweizer von Sankt Jakob, diese Bürgerkämpfe von Straßburg, diese Krieger von Wörth — es tönt da etwas aus diesem Kampfgewirre, das mir fast so edel und poesievoll scheint wie der edelste Klausnergedanke. Ich sehe da eine Fülle von Poesie der Tat. Nicht der Tat als solcher, nicht des Raufens um des Raufens willen, sondern der Tat, die als tragische Notwendigkeit in eine große, unentwirrbare Folge von Ursache und Wirkung, Schuld und Sühne verflochten ist, und der Tat, die aus freiem Willensentschluß entsprang, weil die Pflicht für die Gesamtheit gebot. Notwendigkeit, und die tiefe Demut, den tiefen Ernst, den sie im Weitblickenden wachruft; Pflicht, und die freudige und befreiende Tatkraft, die ihre Helden auszeichnet — das ist der Zweiklang, der nun sofort Harmonie brachte in dies nur scheinbar unharmonische Gewirre der Weltgeschichte.

Notwendigkeit und Pflicht! Ja, das allein läßt eine gedankliche und künstlerische Verklärung des Tatendranges zu, eine Veredelung, nicht Ertötung der berechtigten und gottgeschenkten Glut des Temperamentes. Das drängt dich aus Weltflucht wieder hinab zur Weltüberwindung, zur Weltverklärung. Ob dich die Auflehnung deines müde gewordenen, feineren Ichs gegen die Massenflachheit der Zeit noch so sehr zu stolzer Einsiedelei treibt; ob du noch so sehr, wie Cromwell in der Lasterzeit der Stuarts, wie Friedrich der Große in der flachen Rokokozeit, ein herber Klausner seiest: das Wort „Pflicht!" gestattet dir nicht mehr, dich liebend oder lieblos abzuschließen. Wie sprach der Held von Sanssouci noch als abgelebter Greis? Der Pflichtbegriff gab ihm Rückgrat: „Die Spanne Zeit, die mir noch bleibt, muß ich wohl benützen. Sie gehört nicht mir, sondern dem Staate." Und dieser Staat, dieses Volk und Vaterland, das solche Anforderungen stellt, ist nicht etwa als Masse mehr oder minder schlechter oder dummer Menschen meiner höhenmenschlichen Verachtung wert: auch das Vaterland muß von verklärendem Standpunkt aus idealisiert werden. Dann nur kann es erzieherisch auf den Erzieher rückwirken. Denke dir unter „Vaterland" — ebenso

wie die Kirche von einer „Gemeinde der Heiligen" spricht, die sich gleichfalls auf Erden nicht versichtbart — denke dir unter deinem Volke die Edelsten und Besten an Geist und Herzen, ob im armen Handwerkskittel, ob im Fürstengewand! Sie sind dein unsichtbares Vaterland, mitten im sichtbaren, das so viel dumpf gleichgültige Kinder erzeugt. An ihnen läutere dich, mit ihnen umpanzere dich, als mit einer Gefolgsschar, die durch keine Alltäglichkeit niedergezwungen wird. So bist du Mönch und doch nicht allein; so bist du frei und doch voll freudig zu erfüllender Pflichten! Ja, wem es gelingt, fern von Hurrapatriotismus seinen Vaterlandsbegriff so hoch zu stellen, daß er ihn mühelos mit seinem Religionsbegriff vereinigen kann, daß ihm Pflichten gegen das himmlische und Pflichten gegen das irdische Vaterland aus ein und derselben Quelle ineinanderfließen — der hat sich einen Idealismus errungen, der erhaben ist über die Alltäglichkeit und doch nicht in Schwärmerei sich verflüchtigt. Der ist Kind und Mann, Gotteskind und Staatsbürger, Weltfremder und Weltverklärer zugleich. Dort durch treues Festhalten der Hand Gottes hinweggehoben über Versumpfung und Verbitterung; hier durch markiges Auf-der-Erde-Stehen bewahrt vor Schwärmerei und Weichlichkeit. Gib mir, gib uns allen, ewiger Gott, dies durchgöttlichte Menschentum und Deutschtum!...

Aus den Wäldern um Geroldseck klang ein Waldhorn im Wind herüber, wie zustimmender Gruß der dort schlafenden Helden. Aber unter uns jagten nach wie vor Eisenbahnzüge, und ihre Lokomotivenpfiffe mischten sich mit den heiteren Hornweisen von Geroldseck. So woben sich Gegenwart und Vergangenheit ineinander; unsere sonnige Felsenhöhe überragte beide. Es schien uns sinnvoll, daß sich auf eben diesem Fleck einmal ein sechzehnjähriger Pächtersjunge einen ganzen Pandurentroß vom Leibe gehalten, die unter Oberst von der Trenk die Zaberner Steige besetzt hielten (1744). Eine Ziege, die an diesem Buschwerk Futter fand, gab ihm Nahrung; und mit höchst gewöhnlichen, aber wirksamen Steinen setzte der Bauernjunge seinen Verfolgern zu. Den mutigen Burschen haben die wilden Magyaren nicht erwischt; er behielt seine Höhe inne, und die Fremdländer zogen mit ungarischen Flüchen wieder

aus dem Lande. Auf einem tapferen Fleck also sprechen wir von tapferen Gesinnungen und Taten!*

Nun stand uns dies blutgedüngte Elsaß in einer weihevollen Beleuchtung. Als unser deutsches Vaterland im Elend versank, da wurde dieser Gau losgerissen von Deutschland und als sichtbares Zeichen unseres Elends vom französischen Banner überflattert. Und als das Vaterland wiederum zur Kraft erwacht war, da war es wieder das Elsaß, dessen Rückeroberung dort und hier Deutschlands erneute Kraft versichtbarte. „Elsaß" — Stichwort für Deutschlands Schwäche und Deutschlands Stärke! Oh, die Elsässer, die unter den Donnern des Krieges zum Bewußtsein erwachten, — hoch aufatmen müßte dies junge Geschlecht, zur edelsten Tatkraft müßt' es sich verpflichtet fühlen, daß sie vom Herrn der Welt so recht im Entscheidungspunkte der Geschicke zweier großer Rassen und Kulturen auf diesen Stern gesandt wurden. Es müßte ihnen ein eindringlich Gebot sein, ihre aufblühende Kraft voll dem aufblühenden Reiche zur Verfügung zu stellen, das jung ist und zukunftsstark wie sie! „Elsaß" — Stichwort einer künftigen europäischen Kultur: grüß' euch Gott, ihr neuen Horizonte!...

Sonne vom Schwarzwald, säume nicht!
Über das Elsaß wirf dein Licht,
Über die Eichen im Wasgau!

Geliebtes Volk, brich aus, brich aus!
Dir webt aus Licht und Sturmgebraus
Eine Fülle von Kraft der Wasgau!

Hört ihr die Stimmen im wilden Tann?
Es bricht ein Singen im Hochwald an:
Die Wasser erwachen im Wasgau!

Was Oststurm und Zeitgeist — wir waren Feuer und Flamme! Und da fuhr uns ins Gedächtnis, daß ja in diesen glänzenden Julitagen (1895) überall in Deutschland die Erinnerungsfeier des großen Krieges festlich begangen wird! Hatte nicht vor einigen Tagen der redegewaltige Treitschke in der Berliner Hochschule eine

* Unter dem Titel „Der Pandurenstein" ist dieser Vorfall novellistisch gestaltet in meinen „Helden".

markige Festrede in die Herzen seiner Studenten gerufen? Heraus das Zeitungsblatt, das diese Rede auch nach dem Elsaß geweht, ein umschirmtes Plätzchen auf diesem umsausten Felsen gesucht, und den Schluß dieser Rede dem ganzen Elsaß gehalten!

„Nicht alle Blüten jener hocherregten Tage sind zu Früchten ausgereift. Wir hofften damals, der begreifliche Groll der Besiegten würde in zwei Jahrzehnten sich mildern und ein freundnachbarliches Verhältnis zwischen den beiden, durch gemeinsame Kulturzwecke so eng verbundenen Nationen wieder möglich werden. Wir hofften umsonst! Unerwidert, aber unversöhnlich klingen uns über die Berge des Wasgaus die Stimmen des Hasses entgegen; ernste Gelehrte sogar muten uns zu, die altdeutsche, durch Hekatomben unserer Männer wiedergewonnene Westmark freiwillig wieder herauszugeben, eine freche Beleidigung, die wir nur im Bewußtsein unseres guten Rechtes mit kalter Verachtung erwidern können! Es ist nicht anders, der Krieg von 1870 wirkt in der Gestaltung der Staatengesellschaft viel länger nach, als einst die Befreiungskriege. Der unbelehrbare Haß unserer Nachbarn bannt unsere auswärtige Politik auf eine Stelle, erschwert ihr die überseeische Machtentfaltung. Es war der Lauf der Welt, daß nach dem Siege der Waffenstillstand der deutschen Parteien gekündigt wurde. Immer roher und gröber gestalteten sich von Jahr zu Jahr die Parteikämpfe; sie bewegen sich selten um politische Gedanken, meist um wirtschaftliche Interessen, sie schüren den Klassenhaß, bedrohen den Frieden der Gesellschaft.

„Diese Vergröberung der Politik hat ihren tiefsten Grund in einer bedenklichen Wendung unseres gesamten Volkslebens... Eine demokratisierte Gesellschaft trachtet nicht, wie die Schwärmer wähnen, nach der Herrschaft des Talentes, das immer aristokratisch bleibt, sondern nach der Herrschaft des Geldes oder des Pöbels, oder auch nach beiden zugleich. Erschreckend schnell schwindet dem neuen Geschlechte, was Goethe den letzten Zweck aller sittlichen Erziehungen nannte, die Ehrfurcht: die Ehrfurcht vor Gott, die Ehrfurcht vor den Schranken, welche die Natur den beiden Geschlechtern und der Bau der menschlichen Gesellschaft den Begierden gesetzt hat; die Ehrfurcht auch vor dem Vaterlande, das dem Wahngebilde einer

genießenden, geldzählenden Menschheit weichen soll!... Wo jeder über jedes, nach der Zeitung und dem Konversationslexikon mitredet, da wird die schöpferische Kraft des Geistes selten, und mit ihr der schöne Mut der Unwissenheit, der den selbständigen Kopf auszeichnet. Die Wissenschaft, die einst, zu weit in die Tiefe hinabsteigend, das Unergründliche zu erweisen suchte, verliert sich in die Breite, und nur vereinzelt ragen die Edeltannen ursprünglicher Gedankenkraft aus dem niederen Gestrüpp der Notizensammlungen empor.

„Das alles sind ernste Zeichen der Zeit. Aber niemand steht so hoch, daß er sein Volk nur anklagen dürfte; wir Deutsche zumal haben uns durch maßlose Tadelsucht oft an uns selbst versündigt. Und niemand darf sagen, daß er sein Volk wirklich kenne. Im Frühjahr 1870 ahnten die Frohesten selber nicht, daß unsere Jugend schlagen würde, wie sie schlug. So wollen auch wir hoffen, daß heute in den Tiefen unseres Volkes verjüngende Kräfte wirken, die wir nicht ahnen...

„Ihnen vornehmlich gilt unsere Feier, Kommilitonen! Aufzuschauen, hochgemut der Zukunft zu vertrauen, nicht die Taten der Väter zu verachten oder zu versinken im Gezänk des Tages, das ist der Jugend Recht und Glück! Sie haben das Vaterland gefunden, ohne Ihr Verdienst, dies einige Vaterland, das zum Heile der Menschheit von Fehrbellin bis Leuthen, von Belle-Alliance bis Sedan immer höher stieg. In ihm bleibt Raum für jede starke Manneskraft, und die beste ist ihm kaum gut genug. Sollte je die Stimme des Kriegsherrn Sie unter die Fahnen des Adlers rufen, dann werden Sie nicht schwächer sein wollen an Mut und Treue, an Gottesfurcht und Hingebung, als die alten Berliner Studenten, deren teure Namen wir auf dem Marmor in unserer Aula bewahren. Mag Deutschland Arbeiten des Friedens oder Taten des Krieges von Ihnen heischen, immer beherzigen Sie das Gelübde, das einst der Dichter, niederschauend auf die Leichenfelder um Metz, in unser aller Namen ablegte:

Nimmer soll, das ihr vergossen,
Euer Blut umsonst geflossen,
Nimmer soll's vergessen sein!

Und nun, hochansehnliche Versammlung, wie bei allen vaterländischen Festen unserer Hochschule, gedenken wir in alter Königstreue ehrfurchtsvoll des Herrschers, der unser Reich mit seinem Zepter schützt. Gott segne Seine Majestät unseren Kaiser und König! Gott gebe ihm ein weises, gerechtes, festes Regiment, uns allen die Kraft, das köstliche Vermächtnis glorreicher Zeiten zu wahren und zu mehren.

Hie gut deutsch allerwegen! Stimmen Sie mit mir ein in den Ruf: Es lebe Kaiser und Reich!" —

Ja, so sei es! Charakterkraft blühe wieder auf in Kunst und Leben, vom schimmernden Wasgau bis an die schimmernde Ostsee!

Gib mir eine Sturmposaune,
Herr, mir einen Riesenknüttel —
O, das gäb' ein wunderfröhlich
Schlaffen Volkes Aufgerüttel!

Deine Stimme will ich, Sturmwind,
Daß ich diesen Schlaffen sage:
Lebt ihr, nun, so lebt als Männer
Und laßt ab von Weibesklage!

Lebenskraft — dies Einzig-Eine
Gab der Schöpfer zum Befehle
Seinen Blumen, seinen Bäumen,
Seiner Menschen Edelseele!

Und nur eine Sünde weiß ich
In der Völker Lebenstagen: —
An des Lebens reinem Urquell,
An dem starken Gott zu zagen!

Ränzel auf den Rücken, gestärkten Sinnes zum Burgtor hinaus, und unter Sturmgesängen in die rauschenden Wälder von Geroldseck.

Großgeroldseck

Ach, was wißt ihr denn, was ich will und kann!
Bürschlein, werdet vor allen Dingen Mann!
Lernt des Lebens Marmorblock behauen!
Formt euch selbst zum Kunstwerk, schön zu schauen!
Bleibt in kleinlichen Nöten groß und heiter —
Alsdann, Männer, sprechen wir weiter!

Ränzel auf den Rücken und unter Schlachtgesängen in diesen alles verschlingenden Sturmwind!

Komm, roll' über uns, Wasgausturm, der mit so aufrüttelnder Kraft diesen schlaffen Juli im Nacken packt! O Lust, einzutauchen in diese lebendigen Tiefen, mitten hinein, in diese brausende Brandung des Hochwalds! Komm, Wasgau-Sturmwind, wir bedürfen dein! Waldmusik hat mich großgezogen, mit Wonne hab' ich als Kind ihr gelauscht in meinem regenüberbrausten Dorfe, wenn die Tropfen der Herbstnacht ans Fenster klatschten, wenn alle Wipfel wehklagten draußen in wilder Nacht — so komm du wieder! Diese Bürger peitsche du auf, aus mattem Alltag zu einem stolzen, fröhlichen, weltüberwindenden Herrengeschlecht! Diese alle, die da Herbst um Herbst unergriffen den großen Harfner Wasgau über ihren Häupten rauschen lassen!

Unser Mund ging irre; Melodienfetzen flogen wie Blätter durch den tosenden Wald.

„Mit Gewitter und Sturm aus fernem Meer" — —

Und da wieder fährt die innige, verhaltene Glut des Waldwebens aus Wagners „Siegfried" mitten drein, und der schmetternd hineinjauchzende Gesang des Waldvogels.

„Hei, Siegfried gehört
Nun der Niblungen Hort" — — —

Der Wind hatte sein Spiel mit den flatternden Tönen. Wir waren zwei Wikinger auf bewegtem Meere, wir waren zwei Jagd-

männer im hochgehenden Urwald, wir sahen Wodan in Schlapphut und fliegendem Mantel vorüberjagen... Trunken waren wir in dieser Waldluft!

Sommertagswind! Hallo-heioh!
Wir fahren zu zweien frisch und froh
Über das offene Hochland!

Das Antlitz hoch und den Hut vom Haar!
Heiho, wie ist die Luft so klar
Auf unsrem offnen Hochland!

Und nun einen Sang, einen Volksgesang,
In dieser Winde rauschenden Klang,
Über das offene Hochland!

Solch ein herber Eichensturmwald bot einst dem Nibelungendichter und jenen männlich frischen Minnesängern einer ungebrochenen Zeit die große Harfenbegleitung. Durch diese Töne wanderten fahrende Sänger von Burg zu Burg. Durch Bergwälder, in welchen schwerfällige Riesenbäume nur widerwillig, breit, ungefüg ihre regensatten, schwimmenden Wipfel im Sturm hin und her warfen, in welchen aus all dem Säuseln und Sausen, Flüstern und Jauchzen ein großes, dumpfes Tosen, als Baßstimme des Urwaldes, den unveränderlichen Grundton angab: dichterischer Gottesglaube! männlicher Heldensinn!

Alle Dumpfheit der Ebene zerreißt hier der Wind wie Gewölk. Aber das Echte, Große, Gesunde — doppelt so fest trutzt es sich hier in seinen Waldboden ein, wie die Eiche, die da im Sturmwind nur um so zäher Wurzel faßt!

In fröhlicher Sturmstimmung betraten wir den überwucherten und überwachsenen Trümmerhaufen der Burg Großgeroldseck — einst zum Schutze der nahen Abtei Mauersmünster erbaut —, den wie eine mächtige Harfe nur noch ein einziger, schief abbröckelnder Turm überragt.

Hier aber wurden wir stille. Hier umfängt uns Heiligtum. Hier ist Süddeutschlands vierfacher Kyffhäuser. In Gewölben unter diesem grünen Schutt, zu denen kein Zugang führt, schlafen die berühmtesten Germanenrecken grauer Urzeit: der Niederländer

Siegfried, der Cheruskerʼ Hermann, der Schwabe Ariovist, der Sachse Widukind. Oft in unruhigen Mondnächten steigen wie Rauch ihre Schatten empor und wandeln und wallen auf diesem waldigen Grenzgebirge. Und wenn das Reich in letzter Not ist, wenn Deutschland endlich in einem letzten Völkerringen untergehen soll, dann brechen auch sie, die nur Sorge um ihr Volk nicht schlummern läßt, mit der alten Kraft und Kampfesfreude zum letztenmal aus ihren Wachtbergen und kämpfen in den Lüften mit den gespenstischen Schatten aller dahingefahrenen Reichsfeinde, um dann mit ihrem Volke zum ewigen Walhalla hinüberzuziehen.

Wir setzten uns nachdenksam auf die westliche Mauer, über dem prachtvoll vom Rhein-Marne-Kanal durchblitzten Morgentale der Zorn. Hier an den Haselbüschen hatte wohl auch einst ein Einsamer, unser Landsmann Johann Michael Moscherosch, den Kopf gestützt und über seine kranke Zeit geseufzt. Wir sprachen von „Philanders von Sittewald" bedeutsamen Erlebnissen in diesem verwunschenen Großgeroldseck.

Um 1640 hat unser charaktervoller Landsmann, eine edle Ausnahme in jener verwirrten Zeit, seine Zornpredigten geschrieben. Wir fühlen ihm die Seelenqual nach, in einem so entarteten, matten, siechen Jahrhundert mit einem so ganz anderen Herzen gefangen zu sein, leben und machtlos dulden zu müssen. Not und Laster zu sehen, greller und empfindungstiefer als der Durchschnittsmensch, und doch nicht helfen zu können, doch nur in fruchtlosem Schelten sein Herz entlasten zu dürfen!... Es liegt trotz äußerer Derbheit eine herbe Wehmut über Moscheroschs scheinbar so bauernhaftem, grimmigem Zeitbuche.

„Teutsch gesinnter lieber Leser!" hebt seine Vorrede an, „wenn ich die vergangene gute Zeit gegen die jetztgegenwärtige betrübte halte, in welcher mit Erbarmen und Bejammern zu erfahren, daß manch ehrlich gelehrter Gesell vermittelst des verderblichen Kriegs sich so elendig muß herummer schleppen; wenn ich ihr Seufzen und rechtmäßiges Klagen auß billigem Mitleiden anhöre, wie wenig die alte teutsche Redligkeit bei uns nunmehr geachtet und befürdert, hiengegen die neue frembde Untreu hoch erhaben und verehrt werde; wenn ich aus bekümmertem Herzen zusehe, wie sie mit

demüthigen Thränen den Himmel um Hülff und Rettung angelangen, damit dermahlen das verlassene Vaterland zu dem edelen Frieden gereichen und die bishero verfolgten und noch wenigübrigen treuen Patrioten in etwas widerumb möchten gesammlet, erhalten und erfreuet werden: so muß ich meinen Mund mit Gewalt im Zaum halten und mich selbst in die Zunge beißen, damit nicht, durch zu viel Wahrheit reden, die undankbare böse Welt mich noch mehr über Achsel ansehe und verfolge!" Und einen Satz weiter: „Diejenigen, welchen diese meine Schrifften übel gefallen, müssen dieselbigen entweder auß Mangel Verstands nicht begreifen, oder aber wegen selbstbekundter Schalkheit sich im Gewissen nicht wohl staffiret befinden. Einem Bidermann ist hie rund nichts zuwider geredet. Er versteht's, sihet's alle Tag, beklagt es und weyß, daß es wahr ist!" Und zum Schlusse: „Glück zu, lieber Leser! Gott gebe, daß es bald besser werde!"

Und nun beginnt der wackere Mann. Jedoch: was nützte sein Aufbäumen? Im Jahre 1640 erschien dies kernige Buch; aber Deutschland mit seinen verknöcherten Regensburger Reichstagsherren und seinen vierhundert Stätlein, sank tiefer und tiefer, ob da drüben zu Straßburg ein Buch im Schaufenster lag oder nicht. In der Septembernacht 1681 fiel die Hauptstadt Alemanniens dem Roi soleil, der aber das Mondlicht trefflich zu benutzen wußte, zum Opfer — und der Tiefpunkt war noch nicht erreicht. Des Reiches Art und Sprache gerieten nun erst recht in Verfall und Abhängigkeit. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert hatte uns Spanien gedrückt und gehemmt, und durch Spanien war Luthers Reformation weder zu vollem Siege durchgedrungen noch voll unterdrückt worden. Dieses unnatürliche spanische Kaisertum, das wieder eine Folge des römischen Kaisergedankens war, den Karl der Große mit seinem ersten Römerzuge dem Norden eingeimpft hatte, dieses spanische Kaisertum hat unserem Deutschland schwer zu schaffen gemacht. Daraus entsprang der Sprößling der mißglückten Reformation, der Dreißigjährige Krieg. Und unser germanischer Blutsverwandter Gustav Adolf hatte wohl ebensoviel inneres Recht wie die spanische Soldateska, sich um Deutschlands Wohl und Wehe zu kümmern. Als dann durch den wüsten Krieg Spanien gebrochen

und auf sein Land zurückgeworfen war — wozu bereits die gleichfalls protestantischen niederländischen Germanen kräftig beitrugen —, da war es das unberührte Frankreich Ludwigs XIV., das jetzt an die Spitze trat. Die zweite Hälfte des siebzehnten und das ganze achtzehnte Jahrhundert standen im Zeichen Frankreichs. Und nur in Friedrichs des Großen preußischen Taten zuckte wieder einmal der deutsche Geist auf. Napoleon, der Sohn der großen Revolution, war, wenn wir jetzt zurückschauen, doch nur ein letztes Aufflammen des französischen élan, dem sofort Erlöschen folgte, als die Freiheitskrieger von 1813 der „Marseillaise" mit „Lützows wilder verwegener Jagd" erfolgreich antworteten. Und nun erst, von 1813 ab, läßt sich ein Wiederaufsteigen Deutschlands feststellen. Es folgte zwar die böse Metternichtigkeit, es folgten Gärungen und Hemmungen aller Art — aber das Jahr 1870 brachte zu einigem Abschluß, was das Jahr 1813 begonnen hatte.

An uns Söhnen des Reiches ist es nun, das neue, starke, aber vorwiegend waffenstarrende Deutschland zu durchseelen. Hier sind edle Pflichten für den zähen Idealisten.

Doch zurück zum Elsässer Moscherosch, ins überlastete, von Fremdtum und Kriegselend überschwemmte Deutschland von 1640!

Jenes Zeitalter war so matt, so trostlos matt. Auch unseren Landsmann durchdrang das Gefühl von der Wirkungslosigkeit seines schwunglosen Buches, das bei aller Bußpredigerkraft so wenig Poesie und daher so wenig innere Freude und Freiheit in sich trägt. Seufzer wie die folgenden: „Ich hab' oft darwider gescholten, aber was hilft es? Ich bin viel zu gering, als daß ich es allein ändern könnte!" oder Zornrufe wie dieser: „Darumb muß man euch Tropfen nur machen lassen! endlich allemahl werdet ihr mit eurem eigenen Schaden doch witzig werden!" tauchen oft in seinem Buche auf.

Gleich anfangs tritt der bittere Grundton in seiner Weltanschauung stark hervor: „Ich hörte die Leute in ihrem Wesen; aber ich sahe sie doch anderst, alß sie redeten. Ich sahe die Leute an; aber ich sahe sie doch anderst, alß sie aussahen. Jedem Ding gab man zwar seine Gestalt, aber es war eine blosse Gestalt; denn das innerliche war anderst. Von aussen war alles herrlich; sobald man darnach grieffe, ward es ein Schatten und verlohre sich unter den

Händen"... „Mit einem Wort: es däuchte mich aller Mänschen Wesen nur eine angenommene Weise, eine eitele Heucheley zu sein und solches fast ohne Unterscheid bei allen Ständen."

Damit bekennt sich unser Landsmann zu der Weltanschauung des sachlichen Idealismus, die das Sein vom Schein zu trennen und den Kern, das Wesen der Dinge zu durchschauen trachtet, ob das nun den Formennarren und der eigenen Bequemlichkeit genehm sei oder nicht. Und als solchen eitlen Schein erkennt er vor allen Dingen auch die Auslands-Nachäfferei seiner deutschen Landsleute.

Dieses Kapitel („A la mode-Kehraus") enthält prächtige alemannische Derbheiten und Hiebe. Der Held des Buches, Philander von Sittewald, wird nach bunter Irrfahrt in den Schloßhof von Geroldseck verschlagen. Sofort umdrängt ihn eine Schar wunderlicher Gesellen, die Dienerschaft der hier schlummernden altgermanischen Recken. Und natürlich waren diese bärbeißigen Sprößlinge einer gesünderen Vorzeit nicht übel geneigt, den entarteten Modegecken des siebzehnten Jahrhunderts als eine Art Fastnachtsgecken zu zausen. „Einer besah mich da, der Andere dort, Einer zopffte mich da, der Andere zopffte mich dort, Einer fragte mich diß, der Andere daß, Einer lachte meines Wambs, der Andere spottete meiner Hosen, der dritte des Barts. Und war nichts an meinem Leibe, daß sie nicht beredeten, durchzogen und herholten. In Summa, ich war ihnen allen als ein Meerwunder!"

Aber die Lage wurde für unseren „Modernen" heikel. Denn da er in seiner Verblüffung kein Wort redete, so hielten ihn die Spottgesellen für einen feindlichen Wälschen, was sie schon aus seiner geckenhaften Tracht vermuten durften. Der eine redete ihn daher französisch an, der andere lateinisch, der dritte setzte ihm griechisch zu, der vierte spanisch, der fünfte italienisch — denn welche Sprache war damals im unglückseligen Deutschland nicht modern? Aber der geplagte Philander ermannte sich zum guten Glück und gestand treuherzig, zu seiner Geckentracht so gar nicht passend: er wäre ein „gebohrner Teutscher Michel" und könnte kein' ander Sprach als dieselbe. „Und das war mir sehr gesund," fügt er nachträglich hinzu, „denn wo ich mich unter diesen Bürschlein etwas hätte mit einer andern Sprach merken lassen, — Sankt Felten sollte mich — —!"

Aus diesem Vorhofe wird der kleinlaute Philander ins Innere geführt und vom „aller-schröcklichsten, grausamsten Herrn Erzkönig“ (wie er in seiner Vertatterung den Schwabenfürsten Ariovist oder Ehrenfest anredet) einem Vorverhör unterworfen. „Soll der Bärenhäuter ein Teutscher sein,“ meint Ariovist, „und gehet der Schelm so lottelicht daher, als wie ein Wälscher, als wenn er hätt in die Hosen —?! Ist zu erbarmen, daß meine Völker sich so gar narren und von ihren angebohrnen Feinden verführen lassen!“

Mit „etlichen grossen Reverenzen“ im Stile des siebzehnten Jahrhunderts verzieht sich Philander und wird, damit er einstweilen über das Erlebte fruchtbar nachdenken könne, in eine Kammer zu einfachem Strohsack und derbem Nachtessen abgeführt.

Und nun kommt das Hauptverhör. Am Morgen holt man das zierliche und gebildete, gelehrte und gehobelte Herrlein von Anno 1640 vor sieben Helden, die sämtlich um anderthalb Jahrtausende an Bildung hinter Philander zurückstanden. Neben Ariovist saßen da: Hermann und Widukind; der Viridomarus Cäsars, den Moscherosch Friedmayr nennt; Indutiomarus, von Moscherosch Teutschmayer übersetzt; Cativulcus (Kallofelß); und zu oberst der uralte Saro, einer der ersten Teutschen, „so aus Armenien in diese Lande gekommen“ (Siegfried erwähnt er hier nicht).

„Warumb dann,“ hebt Ariovist an, „so du ein gebohrner Teutscher bist, hastu nicht auch einen teutschen Namen? Was soll Dir ein griechischer und hebräischer Name in Teutschland? was ist Philander für ein Gefräß? waß?“

„Gnädigster Herr König,“ stottert Philander, „es sind solche Namen gemein bei uns.“

„Gemein! ei ja, wie die wälschen Laster auch!... Haben denn die teutschen Namen nicht Lusts und Zierde genug euch zu nennen? Ist euch dann das liebe Teutsch so gar erleydet, daß ihr Ermann, Erhardt, Manholdt, Adelhardt, Baldfried, Karl, Künrath, Degenbrecht, Eitellieb, Friedrich, Gottfried, Reichhardt, Ludwig, Ruhprecht, Siegfried, Theuerdank usw. und andere lieben, schön klingende teutsche Namen nur über Achsel ansehet und verlachet? Muß euch dann in euren Bocksohren das griechische Philander, Philippus, Adolphus, Nicolaus, Theophilus, Theodorus usw.

besser lauten?!... Schäme Dich für dem Teuffel, wenn du ein ehrlich teutsch Ader in Deinem Leibe hast!"...

„Kum hieher!" fährt Teutschmayr fort, und als Philander herzutritt: „Sollstu ein Teutscher sein? Dein gantze Gestalt gibt uns viel ein anderes zu erkennen. Und glaub ich gewiß, daß Du darumb Deinen Hut (den er mit großem Gelächter ließ vorweisen) unterwegs von Dir geworffen, nur daß man die närrische Form nicht sehen sollte. Denn sobald kann nicht eine wälsche närrische Gattung aufkommen, daß ihr ungeratenen Nachkömmlinge nicht sobald dieselbe müßt nachäffen und fast alle viertel Jahr ändern; auch dafür haltet, wo ein ehrlicher, gewissenhafter Mann bey seiner alten ehrlichen Tracht bleibe, daß er ein Hudler, ein Alber, ein Esel, ein Tölpel sein müsse!"

Nachdem sich Held Kallofelß über das Haar Philanders geärgert, das dieser nach Sitte seines Jahrhunderts in Fransen über die Stirn gekämmt hatte („warumb muß es dir also über die Stirn herunter hangen als einem Dieb?"), nimmt sich Friedmayr Philanders Spitzbart vor.

„Siehe, was für einen wälschen närrischen Bart hast Du denn? Und da Deine ehrlichen Vorfahren es für die größte Zierde gehalten haben, so sie einen rechtschaffenen Bart hatten, so wollet ihr, den wälschen unbeständigen Narren nach, alle Monat, alle Wochen eure Bärt berupffen und bescheeren? ja alle Tag und Morgen mit Eysen und Feuer peinigen, foltern, marteln, ziehen und zerren lassen? jetzt wie ein Zickel-Bärtel, jetzt ein Schnecken-Bärtel, bald ein Jungfrauen-Bärtel, ein Spitz-Bärtel, ein Entenwädele, ein Türken-Bärtel, ein Spanisch-Bärtel, ein Italienisch-Bärtel, ein Sonntags-Bärtel — — o ihr Weiber-Mäuler! In den Löffel-Jahren gehet ihr zu zopffen, zu trillen, zu ropffen, biß die Gauchs-Haar herauß wollen; und wenn ihr durch Gunst der Natur dieselbigen endlich erlanget habt, so wißt ihr ihnen nicht Marter genug anzuthun, bis ihr sie wieder vertreibt. Ihr Bart-Stimmler! Ihr Bart-Stutzer! Ihr Bart-Zwecker! Ihr Bart-Folterer! Ihr Bart-Narren! Ihr Bart-Mörder!"...

Nun nimmt Herzog Hermann den Modegecken vor.

„Sollstu ein Teutscher sein?! Man sehe Deine Kleider an, was

für ein Wambst ist das? was für Hosen und Strimpff? Ich glaub, daß Du allererst mit von Paris kommst! Ist euch denn nimmermehr etwas gut genug, was auß eurem Vatterland kommt?... Oh, sollten Kaiser Karl der Grosse, Kaiser Ludwig und Otto, die solche frembde Tracht einzubringen mit Ernst und Eiffer hochsträflichen verboten, Deine à la mode Hosen und Wambst sehen, sie würden Dich als einen wälschen Lasterbalg aus dem Lande jagen!"

Auch „König Witichund" macht seinem Unbehagen Luft.

„Ei, was hastu für einen närrischen wälschen Gang, Sitten und Geberden an Dir? wie geheſt Du daher, als wollteſt Du tantzen und springen, und fochtelſt mit den Händen als ein Gaukler? Siehe, wie er Schuhe an hat wie Bocksfüß! Was ist das für ein wunderliches Bücken und Ritschen mit dem Kopf, mit den Händen und Füßen, mit dem ganzen Leib? Du schnappst mit dem Kopf zu den Füssen, wie ein Taschenmesser, das man auff und zu thut!... Was meynstu, daß wir solches Bückens und Burtzlens allhie achten, die wir gewohnt sind, drein zu schmeissen und zu schlagen als die Blinden, und mehr auf unser Pferd und Vieh achten, als auf solche Lumpenbossen?!... All solch Bücken und Ritschen ist erzwungen Werk; wer sich so gar zimperlich stellt, der ist ein Heuchler; entweder fürcht er sich oder will etwas betteln oder hat ein bös Stück im Sinn. Wer aufrecht und von Herzen durchgehet, was darff er sich so verstellen? Die Reverenzen sind ein Anstrich; alles was angestrichen ist, das ist falsch und nichts wert; was offen ist, das gehet schlicht zu!"

Wohl, wohl, mannhafter Sachsenfürst! Aber unsere Zeiten sind nimmer die Urwaldszeiten des achten Jahrhunderts; diese Menschlein sind da unten in ihren Städten übel aneinandergedrängt; und schlecht würde es ihren Nasen und Zehen, ihrer Laufbahn zu Titel und Orden bekommen, wollte jeder gehen, wie's ihm gut dünkt. Da gedeiht die Rücksichtnahme ganz von selber, aus Notwehr heraus; und die Verlogenheit leider dazu. Wär's nur das Ausland, das solche „Lumpenbossen" in Handel und Wandel uns zutrüge — o wie wollten wir das Ausland hinauspeitschen!...

Ich erinnere mich nicht mehr, wie der also gerupfte Philander wieder von Geroldseck entrinnt. Jedenfalls schlich er noch wochen-

lang zerschlagen und zerknirscht durch sein entstelltes Jahrhundert. Bis halt der allmächtige Alltag ihn wieder in die Klauen nahm, bis er von „modern", „Bildung", „Fortschritt der Zeit" und dergleichen sachte zu reden begann, sich anfangs freilich umsehend, ob Arioviſts Faust ihm nicht in den Nacken führe. Und nach etlichen Monden saß das Männlein am Stammtisch, hatte ein großes Mundwerk und machte sich über die guten alten Tölpel von Geroldseck lustig. Wie seufzt Moscherosch? „Ich hab' oft darwider gescholten — aber was hilft es?" — —

Wir kletterten zwischen dem Strauchwerk des zerfallenen Rittersaales herum, und wir malten uns aus, daß hier wohl der bebende „Hosenlottel" Philander gestanden, und in den Nischen dort die sieben Helden gesessen, das Haupt von blonden Locken umflossen, rauhe Felle um die Riesenkörper, den Eberhelm über trutzigem Antlitz. Und davor der bückende und ritschende und reverenzelnde Geck aus dem siebzehnten Jahrhundert — ein Bild zum Lachen und Weinen!

Wir kamen von Moscherosch auf einen nicht minder herben Satiriker der Elsässer, auf den Straßburger Sebastian Brant. Hundertunddreizehn Narrensorten hat dieser Zeitprediger in seinem „Narrenschiff" untergebracht; und Frau Welt, die köstliche, verschlang das Buch und freute sich, daß sie so treffend gegeißelt sei. Der beliebte Kanzelredner Geiler von Kayſersberg hielt hundertzweiundvierzig Predigten über Brants Buch, und das Schiff des Münsters wußte kaum die Zuhörer zu fassen. Für die ganze satirische Dichtung des sechzehnten Jahrhunderts hat Brant den Ton angegeben; das Werk wurde gleich nach seinem Erscheinen zweimal ins Lateinische, dreimal ins Französische, ferner ins Englische, Niederländische und Niederdeutsche übertragen. Und Frau Welt? Die freute sich allenthalben darüber und — ging ihren Gang weiter. Denn

Das sind die tollsten Narren-Arten,
Die sich vom Reden Heil erwarten!
Hier hilft kein ander Reden nicht,
Als wenn der Herr mit Peitschen spricht —

Und nicht einmal ein Peitschen ist immer das rechte Mittel. Das Sinken und Steigen im Entwicklungsgang eines Volkes ist ein so tiefes Geheimnis, daß wir, mögen wir noch so tätig mitzufördern suchen, doch letzten Endes abwarten müssen, wohin uns das große Schicksal führen will, — allezeit freilich selber treu an der Pflicht.

Komm, Freund! Unsere Pflicht ist es, alle die Stimmungen und Gedanken, die uns hier oben wie Sonnenlichter umflogen, in Worte zu bringen. Das sind unsere Taten. Und die laß uns zart oder kraftvoll ausführen! Was Frau Welt dazu sage, ist ja ihre Sache!

Hochlandsdorf

1.

Ich weiß ein Dörfchen voll Sonnenschein,
Voll Gartenduft.
Manchmal verläuft sich der Wind herein,
Und der Kuckuck ruft.
Hühner nisten im heißen Sand,
Weinlaub färbt sich an der Wand,
Und alles schläft im Hähnekrähn
Wie überwachsen und wie tot...
Doch auf den flimmernden Feldern mähn
Die Bauern ihr lebendig Brot.

2.

Kennt ihr den Bergbach am rauschenden Hang?
Seine Wasser sind laut und rasch sein Gang.

Dort ist ihr Dörflein, verborgen darin
Wohnt meine kleine Königin.

Ihr schamhaft Lächeln, ihr Blumengesicht,
Ihr gütig Herz — ach, ihr kennt es nicht!

Wie laut der Bach vorüberschäumt!
Ich weiß, wovon ihr Herzchen träumt.

Sie stellt das Spinnrad an die Wand,
Hält Ausschau übers rauchende Land:

„Der Winter ist fort, der Sommer bricht an —
Kommst du wohl wieder, du lieber Mann?"

3.

Herzchen, säh' einer der Herren da draußen
In heimlichen Dornen und duftigem Kraut
Mit solcherlei Elflein den Dichter hausen,
Im Arme solch besondrer Braut;
Säh' einer auf Evchens Schürze mein Buch,
Säh' einer da unter dem weißen Tuch,
Noch heiß von der Arbeit da drüben im Heu,
Dies Rosengesichtchen, so rund und so treu;
Säh' einer den Rechen, den nackten Fuß —
Und gar den langen, langen Kuß: — —

Was spräche da wohl der verwunderte Mann?

„Leutlein, küsse, wer küssen kann!
Und freue sich jeder wildseligen Stund',
Herzchen an Herzen, Mündchen an Mund!"

4.

Hier kommt ein Brief, nur ein flatternder Scherz,
Zur Nachbarin kommt ein Gedichtchen:
Ich weiß ein Mieder und weiß ein Herz,
Und drüber ein Blumengesichtchen.
Elsässische Haube, zwei Schleifen dran,
Die fliegen am Sonntag so munter!
Und ich, ich bin der selige Mann,
Die Haube gehört und das Mieder mir an
Und mir das Herzchen darunter!

5.

Wenn ein Bursch vorübergeht
Und dir frech ins Antlitz lacht,
Wenn der Lump, der dich verfolgt,
Seine schlechten Späße macht —

Bleib' nicht stehn und hör's nicht an,
Nicht wahr, mein geliebtes Leben!
Lach' ihn aus, den dummen Wicht,
Was du weißt, das weiß er nicht:
Daß du mir
Und ich dir
Heimlich Mund und Herz gegeben!

6.

Du Wichtelweibchen, du Elfentraut,
Du Leuchteschön und Labekraut,
Du Küssemichviel und du Habemichgern,
Mein Herzblatt, Käferchen, Holdchen, Stern —

Eintausend Namen schenk' ich dir
Und pflücke, was ich an Bildern fand —
Doch du, mein Efeu an der Wand,
Mein rankend Pflänzchen, was sagst du mir?

Nun wirst du rot und senkst die Lider
Und spielst am Zopf und spielst am Mieder
Und schmiegst die Wange, die warme, die reine,
Mit süßem Drucke mir an die meine — —

Ach ja, du! Blumen sprechen ja nicht!
Ach ja, du! Wie eine Blume das Licht:
Mit ganzem Körperchen trinkst du ein
Stillselig so viel Sonnenschein!

7.

Stechpalmen wachsen im Wasgau,
Weiß Gott, mit stachlichem Blatt,
So stachlich wie ein Dichter,
Der seine Launen hat.

So stachlich wie ein Querkopf,
Der seinem Mädel mißtraut,
Und wenn er ihr begegnet,
Auf die andre Seite schaut.

Heut' gingen die guten Alten
Auf ihren Acker hinaus,
Wir waren, wie so oft schon,
Beide allein zu Haus.

Sonst pflegt' ich lange Stunden
In ihrer Küche zu stehn
Und sie zu küssen, und selig
Ihr in die Augen zu sehn.

Heut' schlich ich verdrossen und finster
Und lippengepreßt und stumm
Im ganzen Hause, nur nicht
In ihrer Küche herum.

Und als mich endlich der Mittag
An ihre Türe zwang —
Ach Gott, wie dieser Anblick
Wehvoll ins Herz mir drang!

Ich sah ein gebeugtes Köpfchen
Mit trauernden Zöpfen daran,
Ich sah, wie Träne auf Träne
Von ihren Wangen rann.

O Lieb, ich lag auf den Knieen,
Ich zog dich herab zu mir,
Und deine herben Zähren
Vom Auge küßt' ich dir!

Ich habe geküßt und gebettelt
Auf meinem Küchensand —
Bis wieder das alte Lächeln
Auf deinem Antlitz stand!

Hei du, wie rührten wir selig
Milch und Eier und Mehl —
Von unsren Kuchen gerieten
All' miteinander fehl!

8.

Dies Bauernmädchen, dies Bauernmädchen,
Fast holt' ich's herüber ins zierliche Städtchen
Und zeigte der ganzen verzärtelten Bande
Dies Wangenleuchten da draußen im Lande!

Und macht ihr mir viel, so hol' ich mein Mädchen
Als Dichterbraut ins entsetzte Städtchen,
Von der Küche weg, aus dem Dorf heraus,
In meinen Arm, in mein Dichterhaus!

Die andren schwatzen bei Bier und Wein, —
Mit meinem Waldkind plaudr' ich allein.
Dämm'rung umkost uns, wir lauschen und träumen
Von unsren rauschenden Hochwaldsbäumen...

9.

Nicht Sänger noch Seher bin ich mehr
Mit rauschendem Harfenklange —
Ich bin ein Bauer, schlicht und klein,
Ich lehne die warme Wange mein
An einer Bäuerin Wange.

Den Pöbel hass' ich: dem Volke gilt
Mein Lieben und Verlangen!
Heil mir! Mit diesem beglückten Arm
Halt' ich mein Mägdlein weich und warm,
Halt' ich mein Volk umfangen!

10.

Oft, weißt du, hinter der Türe
Hielt ich dich lächelnd fest
Und habe rasch meine Lippen
Auf deine Lippen gepreßt.

Und küßte leis und lautlos,
Eins und zwei und drei,
Und hielt den Finger zum Munde
Und schlüpfte wieder vorbei.

Im Stalle schalt die Mutter
Mit ihrer störrischen Kuh,
Die Gänse kamen nach Hause,
Laut bellte der Hund dazu —

Ein aufgeregt Gejäste,
Ein Schelten dort und hier —
Wir zwei, in all dem Lärmen
Stillselig küßten wir!

11.

Hast du mich lieb? — O küsse mich
Viel tausendmal! Und ich halte dich,
Und lasse dich nicht, nein, nein, nein, nein!
Ich halte dich, und du bist mein!

Gelt, du bist mein? Du, du allein
Sollst meines Flugs Gefährtin sein!
Und spottet die Welt und lacht mich aus —
Ich hasse die Welt! und wir bleiben zu Haus,
Im tiefsten Forst, im Windgebraus,
In unsrer Tannen edler Ruh',
O du mein Mädchen, ich und du!

Wachs' in mein Herz, du süße Braut!
Deine Wange glüht und dein Auge taut
Vor seligem Glück — ja, jauchze, mein Kind!
Wohl oft schon streute der Wasgauwind
Lenzbäche zu Tal in Nord und Süd,
Viel tausendmal ist der Sommer erblüht
Auf diesen Höh'n in Lust und Leid —
Doch liebten nie zwei Sel'ge sich
Im wilden Wald wie du und ich,
Ein Dichter seine Hochlandsmaid!

12.

(Ihr ganzer Liebesbrief.)

Sechs Worte mit verlegner Schrift!
Ein Veilchen von besonnter Halde,
Zwei Blüten aus dem Schlehenwalde,
Und bei den schlichten Berggeschenken
Der Satz: „Ich muß so an dich denken."

13.

Der Hochwald ging. Die dunkle Nacht
Schlang ihre Schatten um uns beide —
O Lieb, zu sprechen wußt' ich kaum
Vor Abschiedsweh und Liebesleide.
Das eine nur: „Bleib' brav, o brav!"
Dies eine wußt' ich dir zu sagen,
Und hielt dich fest und lauschte dumpf
Auf deine hingeweinten Klagen.

Jetzt wenn der Wind vom Wasgau kommt
Und hinschnaubt durch verschneite Gassen —
O Hochlandskind, dann steh' ich hier
Und fass' es nicht und kann's nicht fassen,

Daß unsre Herzen, die so süß,
So süß im Wald zusammenklangen,
Nie mehr auf dieser ganzen Welt,
Nie, nie mehr aneinanderhangen!

Früh kommt die Nacht. Nun stehst du still
Gesenkten Haupts an unsrem Bronnen
Und denkst beim trüben Röhrensang
An unsre kurzen Sommerwonnen.
Die Linde rauscht, da weinst du laut,
Indes ich hier im Kampfe gehe —
O du, es bleibt, was ich dir schrieb:
Ich hab' dich lieb! Ich hab' dich lieb!
Und ob ich nie dich wiedersehe...

14.

Ich hab' ein Kleinod, von keinem gewußt,
Das trag' ich immer auf warmer Brust:
Es ist dein Bild und dein Haar dabei —
So bist du bei mir, wo immer ich sei.

Ich hol's heraus wohl tausendmal,
Ich küss' es heimlich wohl tausendmal,
Ich fühl' unter all den Damen und Herrn
Heimlich danach: „Dich hab' ich gern!"

Dich hab' ich gern, dich ganz allein!
Du Waldkind sollst mein Engel sein,
Sollst mit mir gehn, was ich auch tu',
Auf daß ich bleib' so brav wie du!

Ach, wenn du betest, ich bitte dich —
Gott hat dich lieb! — bet' auch für mich:
Nicht daß wir uns finden, doch daß wir hinfort
So bleiben, so stark und treu wie dort!

* * *

„Lieber, gel', du verspottest mich nicht,
Ich schreib' dir die Antwort auch im Gedicht.
Ich schreib's in meiner Kammer, es ist Sonntag heut',
Schöner blauer Himmel, es freu'n sich alle Leut'.
Nur mir tut immer das Herz so weh,
So naß sind mir die Augen, daß ich fast nicht seh'
Die Worte, die ich dir schreibe, o Geliebter mein,
Und ist doch um mich eitel Sonnenschein.
Ich hab' ein Heimweh und bin ja zu Haus,
Ich möchte so gerne auch in die Welt hinaus
Dorthin, wo du bist gegangen —
Ach, du kommst nie mehr heim!"

15.

Ein Wintertag voll Sonnenschein!
Wo mag jetzt meine Herztraute sein?
Die Sonntagsglocken läuten.
Schneeblank die Berge — da kommt sie gegangen
Mit Haubenbändern und blühenden Wangen
Und Spitzentuch und kurzem Kleid,
Meine liebe, liebe Elsässer Maid,
Zur Kirche kommt sie gegangen.
Und auf dem Hügel schaut sie ins Land
Und drückt Gesangbuch und Strauß und Hand
Ans bunte Mieder und seufzt dazu:
„Ich hab' dich lieb, du Ferner du!"...
Die Sonntagsglocken läuten.

*

Sommertag

Rotgelb flimmert ein Ährenmeer,
Weit, bis zum Rande der Welt.
Staubgraue Matten,
Ziehende Schatten...
Straff darüber her
Spannt sich ein tiefblau Zelt.
Schwer hängt das Laub...

Da hebt sich ein Sommerwind,
Und es wallt in der Eb'ne der Staub,
Als zöge dein Geist vorüber, mein Hochlandskind!

*

Idealbild

Es ist ein Sonnenkind, nach dem ich Sehnsucht trage,
Es wird mein Ideal auf Erden nie erreicht.
Ich geh' in stiller Sehnsucht, in geheimer Klage
Nach einer Unbekannten, die mir selber gleicht.

Ihr andren, ja, ihr findet eure Mädchen leicht!
Auf Weg und Stegen! Doch ich finde nie und nimmer!
Ich suche meines heißen Herzens Widerschimmer — —
Ich suche, ach, die Närrin, die mir Narren gleicht!

*

Hinaus!

Ohne Titel und Amt, ohne Geld und Haus,
Ein leichtbepackter Wandrer —
Wer schweift mit mir in die Welt hinaus
Durch Mailuft und Novembergraus?

Wo ist wie ich ein andrer,
Poet oder Mönch oder Kaiser gar,
Wie ich so frei und stolz und klar
Hinwandelnd über die winzige Welt,
Ohne Titel und Amt, ohne Haus und Geld?
Wo ist wie ich noch einer,
Der dieses Wagnis mit mir hält,
Zu wachsen wie sein Gott ihn schuf,
Ohne Titel und Ehr', ohne Haus und Beruf,
Ein Bettler und Zigeuner?!

*

Bitte

Nicht Gold erbitt' ich noch Habe,
Mein Schöpfer, mir —
Gib mir als einzige Gabe
Einen Hauch von dir!

Daß ich auf harter Erde
Als König steh' —
Und wenn ich gebrochen werde,
Mit Stolz vergeh'!

*

In der Nacht

Horch da! Das ist daheim unser Eulensang!
Das unsre winddurchpfiffne Winternacht!

Ich springe auf, ich hab' im Heimwehdrang
Mein eingefrornes Fenster aufgebracht
Und starr' hinaus in diese Städternacht.
Pah, Eulenruf! Mich nüchtert ein einz'ger Blick
In diese Gassen-Wirklichkeit zurück.
Das Fenster klirrend zu! Ein Bauernfluch!
Und wieder stumm an mein umträumtes Buch!

Nicht lang, so heb' ich abermals mein Haupt
Und lausche durstig in mein dämmrig Zimmer:
Das ist, bei Gott, das ferne Waldgewimmer,
Wenn unser Sturm daheim den Forst entlaubt!
Das rauscht, das wächst mir wie mit Flutgewalt
Ins Herz hinein, ich springe auf, es brennt
Mein ganzes Innre, wenn dies Waldlied schallt,
Das hier im Stadtgemäuer keiner kennt.

Und mit gekniffnen Lippen, um zu bänd'gen
Die Lieder all in meiner wildlebend'gen
Durchsungnen Brust, schreit' ich im Zimmer hin
Lodernden Auges; lauschend hör' ich ziehn
Des Waldes altbekannte Melodien,
Den Winterwind und die Oktobernacht;
Ich sehe mich daheim in Sternenpracht
Am scharfbeglänzten klaren Föhrenrand,
Wo ich so oft in blauer Mondnacht stand,
Verschränkten Arms, den Filzhut im Genick,
Die Dämmernacht endlos vor meinem Blick,
Einsam mit mir und meines Herzens Glück!

*

Bei uns daheim

Bei uns daheim an den Bergen,
Ihr Herr'n, da weht eine andre Luft!
Mein ganzes Sommerdörfchen steht
In einem einz'gen Glanz und Duft.

Im Mai, da könnt ihr zehnmal
An unsrem Dorf vorübergehn —
Es ist vor lauter Blütenweiß
Kein Häuschen mehr zu sehn.

Doch wie ein Fels im Meere
Ragt noch die Kirche hoch heraus
Und sendet hell in die Frühlingsluft
Die Stundenschläge aus.

Ihr seid so frisch, meine Bauern,
Ihr lacht so derb und herzhaft noch!
Und fahr' ich noch so weit in die Welt,
Euer Landsmann bleib' ich doch!

*

Der Veitstanz im Elsaß

Das war, bei Gott, eine andre Zeit
Als unsre Zeit der Händel:
Es tanzte einst von Nord nach Süd
Elsaß, das wackre Ländel!
Heia, das Elsaß, Weib und Mann,
Fing über Nacht zu tanzen an
Mit drolligem Gewackel,
Es war ein Mordsspektakel!

Der Bürgermeister saß mit Ernst
Vor seinem Rathaus-Weine,
Da fuhr's ihm plötzlich sonderbar
In seine würd'gen Beine.
Der Mann war wie ein Weinfaß schwer —
Gleichviel! Als ob er aus Spinnweb wär',
Begann er zwischen den Bänken
Die Rathaus-Maid zu schwenken.

Als das der dürre Schreiber sah,
Sprang er mit flinkem Schritte
Und faßte keck den Syndikus
Um seine feiste Mitte.

Und Pärchen reihte sich an Paar;
Wer da im Rathauskeller war,
Sprang in den Tänzerorden,
Als ob es Fasnacht worden!

Die Pfarrer zankten just mit Kraft
Um Zwingli oder Luther;
Das war für unsre Pfarrerschaft
Ja stets das rechte Futter.
Da fing der Geist zu wirken an:
Sie tanzten fröhlich, Mann für Mann,
Mit herzlichem Umpressen,
Das Dogma war vergessen.

Und als der Bub am Lappen saß,
Beim Schneider an der Mauer,
Zog plötzlich eitel Freude ein
In seine Lehrlingstrauer.
Des Meisters Würde — ha, seht an,
Wie dieser Türke hopsen kann,
Daß alle Bretter krachen!
Es gab ein kostbar Lachen.

So tanzte die lustige Stadt am Rhein,
Die Häßlichen und Schönen,
Die Wäscherinnen auf der Ill
Mit kräft'gem Holzschuhdröhnen.
Es tanzte das ganze lustige Land,
Der Bauer faßte des Grafen Hand,
Der Graf den Kunz und Hansen —
Es gab ein brüderlich Tanzen!...

Wollt' Gott, daß solch ein Freudengeist
Elsaß aufs neu' ergriffe!
Ich wäre wahrhaftig der letzte nicht,
Der euch das Tanzlied pfiffe!

Wir zögen über Gebirg und Rhein
In die verjüngte Welt hinein
Und machten überall Beute —
Ein Kreuzzug fröhlicher Leute!

*

Der Amerikafahrer

In elsässischer Mundart

Jetzt geht's ins Land Amerika,
Jetzt geht's uffs witt, witt Meer!
Un wenn unser Herrgott 's Insehn hett,
Ze worr ich e Millionär.
Jetzt, Vadder, reiche mr nochmol d' Hand
Und lüeje e bissel munter!
E Unkrüt bin ich noch allewil g'sin,
Un Unkrüt geht net unter.

Es isch mr ze eng im Elsaßland,
Es isch mr alles ze eng;
Do hewe wälsch un do drewe ditsch,
Do komm' ich ze viel ins Gedräng!
Hei, Vadder, wenn emol Sturm un Wind
Do drüße 's Schiffel umbloſe,
No fröj ich de Kükück noch Politik,
Noch Ditsche und Franzoſe!

Un brücht mr mich net ze Amerika —
Numme fort, numme fort, numme fort!
Es isch mr alles einerlei,
Was drüße üs mr word.
E Galjeſtrick oder e Millionär —
Eins oder 's ander worr ich!
Un geht's nimmeh, na, dann adjeh,
Ze sterw' ich un verdorr' ich!

*

Die Hexenfeder

Abscheulich Werkzeug, diese Hexenfeder,
Die mich vom Hochwald an den Schreibtisch zwang!
Der Frühling draußen blühte, jauchzte, sang,
Mit den Gesunden atmete ein jeder,
Der Bürger ging vors Tor, der Bube sprang,
Es war ein üppig Sprießen mondenlang —
Ich saß und saß, ein Fronknecht an der Feder!

Und knirsche, festgebannt an diese Feder,
Und werde knirschen, wenn der Sommer schwand!
Und spät noch, wenn der Winter längst im Land,
Sitz' ich noch ebenso auf Stuhl und Leder
Und suche, kaue, forsche unverwandt,
Bis ich im Tode die Erlösung fand
Von dieser unbarmherzigen Hexenfeder!

*

Gewitternacht

Königliche Nacht! Ein Wetter flog
Wie ein Adler auf des Wasgaus Hänge,
Wie der Genius, der mich erzog!
Ha, nun hebt die eigenen Gesänge
Mein Gewitterwald zu singen an!
Sing', Gewalt'ger! Wenn mein Werk getan,
Wenn die blauen Blitze nächtlich suchen
Mein verschollen Grab in Hochlandsbuchen,
Wie verstörte Geister in den Hallen:
Dann noch wird mein Meister Wasgau singen,
Meinem Land des Toten Grüße bringen —
Und die Herzen sollen widerhallen!

Eine Mondnacht auf dem Donon

Mittsommernacht! . . .
Du liebliche, gute Nacht! . . .
Balders Gemahlin steht nun am Waldquell,
Breitet ihr Schleiergewand und schaut
Ins vollmondklare Gewässer:
Sie ruft den versunkenen Strahlen
Der Tagesglut.
Da kommen sie alle herauf,
Da tanzen sie alle im Taulicht,
Sie wehen die Wiesen entlang,
Sie rufen sich über das Kornfeld hin,
Sie verhauchen im Wald —
Singen . . . horch, sie singen die ganze Nacht!

Wenn man im mittleren Wasgenwald, von den Gipfeln Malcote oder Narion her, nach abstumpfender Wanderung durch endlose Wälder, das Sträßchen nach dem Dononsattel betritt, und bei einer kurzen Biegung oberhalb des Tales von Blancrupt plötzlich den breiten Kegel des Großen Donon unmittelbar vor sich aufsteigen sieht, so ruft dieser Anblick selbst im abgematteten Wanderer einen außerordentlichen Eindruck wach.

Wie ein Altar, die abendliche Sonne verdunkelnd, erhebt sich die ernste Kuppe des altberühmten Keltenberges. Und was den unbekannten Bergen, die wir heute überkletterten, fehlte — hier ist's vorhanden: dieser Berg hat eine Vergangenheit. Geisterhauch umlispelt diese stumme Masse, die über und über in dichte Waldungen gehüllt ist, als sollte der heutige Laie ebenso wie vorzeiten von dem höchsten Heiligtume der Kelten ferngehalten werden.

Ja, ich empfand einen tiefen Schauer. Erinnerungen an meine Knabenzeit tauchten plötzlich, wie von einem verlorenen Akkord aus einem Jugendklavierstück geweckt, in der Seele des Erwachsenen auf. Wie oft hatte ich diese Bruderberge, den breiten Großen und den spitzen Kleinen Donon, im vorderen Lothringen von unsrem Feriendorfe aus beschaut! Deutlich ragte auf dieser Rückseite des

Wasgaus der Große Donon als die höchste Kuppe aus dem langen blauen Zuge des Gebirges. Und so oft wir mit Großvater über Land fuhren, auf jenen blütenschimmernden Lothringer Hügeln, ward Ausschau gehalten nach dem Donon. „Nicht wahr, Großvater, das dort ist der Große Donon?“ — „Das ist der Große Donon, ja. Dort oben haben die alten Heiden angebetet.“ — Mit scheuen Mienen starrten wir dann nach dem Opferberge der „alten Heiden“ und bildeten uns in unserer kindlichen Phantasie die wunderlichsten und schauerlichsten Vorstellungen vom Opferwesen der Urbewohner.

Auf der anderen Seite des Kegels befindet sich ein Forsthaus, das eine gute Wirtschaft führt; und unweit dieses einfachen Gasthauses setzte man sogar ein Hotel in die Wildnis. Das bloße Wort „Hotel“ in dieser Wasgaustille fuhr uns wie schneidender Mißklang in unsere ernste, ob auch müde Stimmung. Um Gottes willen nicht unter Hotelmenschen! Wir beschlossen, die liebenswürdige Gastfreundschaft dieser Dononwächter freundlichst unbenutzt zu lassen. Sollte die Sommernacht durchaus in einem Bette verbracht werden, so wurde eben zwei Stunden weiter, in die alltägliche Tiefe, nach Schirmeck hinabmarschiert. Aber wozu denn auch? Hat nicht in mancher Sommernacht manch ein weißbärtiger Priester von diesem Gipfel aus in den Mondschein hinausgewacht? Was ein alter Druide konnte, werden wohl auch zwei junge Barden fertigbringen.

Wir beschlossen, auf einem Felsen dieses heiligen Berges zu übernachten.

Was für ein herrlich einsamer Tag lag hinter uns! Wälder, immer nur Wälder! Tannen, Buchen und Eichen, Eichen, Buchen und Tannen; tiefes Waldmoos, in dem der Fuß lautlos versinkt; lange Gräser, üppige Farnmeere, vermorschende Baumstämme, quer in das Dickicht gestürzt; schroffe Waldtäler, und endlich auf den Höhen des Großmann, Noll und Narion Grasflächen und Zwergkiefern — das war der Charakter der Wasgaugegend, die wir an diesem langen Wandertage, von der Hub nach dem Donon, kennen gelernt hatten. Einmal, an der Schleife, waren uns zwei Waldarbeiter begegnet; gegen Mittag plauderten wir mit den Leuten auf Forsthaus Hengst, und auf der kahlen Höhe des Noll sahen

wir aus der Ferne zwei Frauen auf einem Felsblock stehen und, die Hand über den Augen, nach dem Donon hinüberschauen — zwei „schwarze Frauen" der keltischen Sage. Das war alles, was uns von morgens um sechs bis abends sechs Uhr, auf strammer Wanderung, an Menschen begegnet war. Bleibe immer so still und ernst, du große heilige Wasgau-Wildnis . . .!

Nun war der Abend da, und die verglühende Sonne streute ihre Rosenblätter über Lothringen und die Dunstfläche Frankreichs. Die fünf lothringischen Seen, die vom Donon aus sichtbar sind, glitzern als silberne Streifen unter dem Rot des Sonnenuntergangs. Leider aber waren da verdächtige Himmelsgesellen, die ihre Wolkenstangen wie Schmiedeisen in die Feuer des Westhimmels stießen, so daß ein großer Rauch an jenen Horizonten hinzog. Die Aussicht nach Westen war daher nicht besonders. An reinen Tagen sieht man von hier aus weit nach Frankreich hinein, bis hinaus nach Lunéville und Nancy. Vom Elsaß ist nichts zu sehen; es haben sich zu viel Bergschichten dazwischengeschoben. Hier erreicht nämlich das Gebirge seine breiteste Ausdehnung; massige Bergrücken von allerdings nicht viel über 3000 Fuß Höhe, durchweg mit schwarzen Wäldern (zumeist Nadelwald) bedeckt, und nur manchmal mit hellgrüner kahler Hochfläche die Wäldermasse überragend, lagern sich um den Donon, die höchste Kuppe des mittleren Wasgenwaldes (1009 Meter). Niemals habe ich ein solches Gefühl tiefster Waldeinsamkeit empfunden, wie auf dem Gipfel des Donon.

Unser Mundvorrat war leider zusammengeschrumpft. Mein Freund erbot sich bereitwillig, das Nötige aus dem Forsthause heraufzuholen. Ich machte unterdessen, mit Gras, Farnkraut und Tannenzweigen, unser Nachtquartier auf einem östlichen Felsen zurecht.

Eine längliche Sandsteinfelsenfläche bildet den Gipfel des Donon. In den sechziger Jahren hat man am Südende dieser Fläche einen kleinen Säulentempel (musée!) errichtet, in welchem sich, durch ein Gitter abgetrennt, die letzten sehenswerten Steinstücke befinden, die uns französische Sammler hier oben zurückgelassen. Einst war der Berg reich an merkwürdigen Altertümern. Es befanden sich da Reste eines keltischen und eines römischen Tempels und ein Druidenaltar.

Heute ist das meiste verschwunden, und nur die zahlreichen — so zahlreich, wie ich sie nicht wieder in den Vogesen getroffen — mit Hammer und Meißel auf den flachen Platten eingehauenen Namen französischer Besucher beweisen, wie sehr der alte Keltenberg in Gallien noch immer in Ansehen steht.

Die Nacht kam. Und, daß ich's gleich sage: unsere Donnonnacht war, von außen betrachtet, so gewöhnlich wie irgendeine andere Nacht. Anfangs ließ sie sich prachtvoll an. Aus den breiten und hohen Kämmen der Rotlach aufsteigend, stand der volle Mond über der Waldlandschaft. Wir wandelten auf der Gipfelfläche, essend, trinkend und schweigend. Ein Gefühl tiefster Menschen- und Weltverachtung, das ich aber zumeist unserer großen Müdigkeit zuschreibe, wie ja überhaupt der Körper so vielfach der Vater unserer Philosophie ist, nahm zunächst von den beiden Nachtwandlern Besitz, als sich nun die Schatten und Nebel der Sommernacht über die lautlosen Täler legten. Die Menschlein strecken sich jetzt da unten in ihren Betten aus, oder sie sitzen in ihren Alkoholhäusern, oder der müde Landmann eilt der Ruhe seiner väterlichen Hütte zu — ein Elsässer nur und ein Rheinhesse wandeln auf mondhellem Donongipfel, haben auf der Orientierungssäule eine Flasche Rotwein aufgestellt und stärken sich, so oft sie vorbeikommen, von Flasche zu Mund, mit der Ruhe und Schweigsamkeit geborener Weltverächter.

Weitum kein Licht. Nur in der Richtung des Hochfeldes, am Fuße der breiten Bergmasse, die das Schirmecker Tal begrenzt, ein mattes Geflimmer. Bis nach Mitternacht hielt dieses einzige Lichtpünktchen treulich aus; dann erlosch auch das. Und tiefes Dunkel umrahmte nun unseren ernsten Berg, dessen Gipfel aber, wie die umliegenden Höhen, von feierlichem Mondlicht silberhell übergossen war. Ringsum kein Laut! . . .

„Wie süß das Mondlicht auf dem Hügel schläft!" . . . Die schöne Mondnachtsstimmung aus Shakespeares heiterem Märchenspiel fuhr uns plötzlich in die Seele, als einer von uns diese Verse sprach. Ich hatte über Shylock, den Teufel und Intriganten des fröhlichen Stückes, den unsere kunstmörderischen „Virtuosen" unshakespearisch genug zu einem „interessanten tragischen Helden" er-

höhten, vor kurzem einige Bemerkungen veröffentlicht. Jene Verse riefen nun die Empfindung wieder wach, die mich damals wider die übliche Verzerrung Shakespeares durchdrangen; und nicht bloß wider diese, sondern überhaupt wider eine undichterische Zeit, die so sonnige Märchenspiele derart mißverstehen konnte, daß der einst in des gesunden Hans Sachsens Tagen allemal zum Schlusse geprügelte und ausgelachte Teufel plötzlich als „tragischer Held" im Mittelpunkte des Interesses steht. Ist diese Rangverschiebung Shylocks nicht bezeichnend?

Unser Schweigen machte einem lebhaften Gespräche Platz. Wir gingen Arm in Arm und sprachen von Shakespeares großherziger Weltanschauung, mit der die unruhigen Schläfer da unten im doppelten Meere der Nacht und des Zeitgeistes so wenig anzufangen wissen. Und wir müssen doch wieder, soll wieder Sonnenwärme über unser mürrisches Europa kommen, wir müssen wieder zu den Tiefen des Gemütes, zu der Reinheit des Empfindens und Wollens zurückkehren, die im gentle, amiable and good natured Shakespeare und seinen glanzübergossenen Märchenstücken oder leidenschaftstiefen Trauerspielen zur Entfaltung gediehen. Wir müssen brechen mit der kunst- und glaubensmörderischen Verdrossenheit („Weltschmerz") des Jahrhunderts, die nunmehr zu einer wahren Geisteskrankheit ausartet, zu einer Geisteskrankheit, in der alle sittliche und künstlerische Hoheit ebenso zerrüttet wird, wie das körperliche Rückenmark und die persönliche Selbstachtung.

„Hohe Menschen stehen nicht über der Moral", sagt der edle Jean Paul, dessen Sprachfülle und Gedankentiefe, sittliche Hoheit und Empfindungswärme eine Schatzgrube sein könnten für den deutschen Dichter und Mann der Gegenwart, obschon ich seine Formlosigkeiten im Satzbau und Gesamtstil nicht empfehlen will. „Warum soll ich moralische Fehler dem Genie vergeben und dem Dummkopf nicht? Höchstens jenem nicht. Nur der gute Dichter kann der große sein!" Jeder will heute Genie sein: nun, so mag er vor allen Dingen an Charakterhoheit ein Genie sein!

Wie Shakespeare! Jene innigen Worte aus dem „Kaufmann von Venedig", hinter deren Klang man förmlich das kindlich staunende, nach dem Nachthimmel emporgerichtete Antlitz des Liebes-

paares zu sehen glaubt, bilden die Grundstimmung von Shakespeares Religion. Ihr Wesen ist Liebe, ihr Wurzelboden Gemüt, nicht eigensüchtiger und deshalb argwöhnischer, mißtrauischer, verfolgungswahnsinniger und darum so unschöpferischer Verstand. Mein Freund zitierte ein Wort des köstlichen Hinterwäldlers Wilhelm Raabe: „Wie oft durchkreuzt die Furcht vor dem Lächerlichwerden unsere innigsten, zartesten Gefühle! Man schämt sich der Träne und — spottet; man schämt sich des fröhlichen Lachens und — schneidet ein langweiliges Gesicht; die Tragödien des Lebens sucht man hinter der komischen Maske zu spielen, die Komödie hinter der tragischen. Man ist ein Betrüger und Selbstbetrüger zugleich!"

Jean Paul allerdings, so sehr er uns in sprachlicher und gemütlicher, sittlicher und gedanklicher Hinsicht Erzieher werden könnte, an Wirklichkeitssinn bleibt er gar sehr hinter der Stimmung der Gegenwart zurück. Und damit auch an Gefühl für die Laster und Nüchternheiten der Wirklichkeit und, was wesentlich ist, für das Wesen der Leidenschaft, die im gesunden Shakespeare ebenso voll zur Entfaltung kommt, wie die zarten Mondnachtsstimmungen. Leidenschaft entsteht dann, wenn ein stark fühlender, aber auch heftig wollender Mensch mit der widerstrebenden Wirklichkeit zusammenstößt. Jean Pauls Helden bleiben, wie ihr Vater und sein Stil, zumeist in einer beglückenden Traumwolke und lassen es nie zu diesem kräftigen, sinnlichen Zusammenplatzen kommen. Und seine Bösewichter sind wie bei Richardson so arge Bösewichter, daß man ihre Leibhaftigkeit noch weniger glaubt als die seiner vielen herzensguten Gesellen, in denen Jean Paul immerhin eine innere Lebenswahrheit erzielte, sofern er, der Subjektive, einfach sich selbst gab. Aber hätten wir, in dieser elektrischen Helle der Gegenwart, nur wieder etwas von den Abendröten und Blumendüften, die den Dichter des Schulmeisterlein Wuz abschlossen von der rauhen Welt des Alltags! Vermischt mit unserem trefflich geschulten geschichtlichen Verständnis und unserem Sinn für unverlogene Gegenständlichkeit gäbe das ein erhebend Zusammenklingen.

„Wie süß das Mondlicht auf dem Hügel schläft!" . . . Shakespeares wie Jean Pauls und aller gemütstiefen Ahner Glauben und selbstverständliche Überzeugung war es, daß die Gesamtheit

der Welt in einer großen Harmonie zusammenklinge, in der alle Unzulänglichkeit dieses groben Planeten und seiner Gefangenen ihren Ausgleich finde. Wie diese friedenstiefe Mondnachtsstimmung in der Seele des einzelnen geweckt werde und zur Entfaltung gedeihe, das ist des einzelnen Sache. Laß die Theoretiker der Religion darüber streiten, die Theologen, von deren rabies erlöst zu sein, der sterbende Melanchthon Gott dankte. Shakespeare, wie jeder echte Dichter und jeder echte Christ, ist Praktiker. Er strömt seine Lichtfülle, wie einst seine himmlischen Urväter, die Lichtgötter Baldur oder Apollo, in leuchtenden und wärmenden Strahlen aus: in seinen Werken.

Drum ist es aber auch meine tiefste Empfindung — fiel hier mein Freund wieder ein —, daß ein Dichterwerk, das statt Ernst Verdüsterung erweckt und mit einem Fragezeichen endet, wie etwa in Deutschland das beste Erzeugnis des Zolaschen Weltschmerzes, Hauptmanns bittere und verbitternde „Weber", nicht die volle Poesie ist, die wir suchen. Ich verstehe „Lichtstimmung" nicht in so kurzsichtigem Sinne, daß allemal in ein „Hurra" oder „Heil" ein Werk ausklingen müßte. O nein, gerade das Trauerspiel ist die höchste Gattung dichterischer Kunst, weil es in die Tiefen menschlichen Seelenelends hinableuchtet. Aber Seelenelends sage ich, auf Seele liegt der Ton. Über seine Seele ist der Mensch unumschränkter Meister, irdisch betrachtet, auch in äußerem Elend; an unserem Wollen und Erkennen liegt es, in uns selber also, nicht zu enden wie jener tragische Held, der durch innere Schuld und Leidenschaft in sichtbares Elend geriet; jede Tragödie ist eine Predigt wider die Leidenschaft. Das Fragezeichen aber, mit dem Hauptmanns „Weber" schließen, findet seine Lösung außerhalb des Theaters und der Kunst: in der Sozialpolitik. Ist also widerkünstlerisch! „Der Teufel hole die Zustände, die diese Menschen in solches Elend stießen!" Das ist die umstürzlerische Grundstimmung des aufgewühlten Zuschauers beim Verlassen des Theaters. Beim Dichter aber wie beim Prediger durchdringt mich das eine innerliche, gegen mich selbst gerichtete Gefühl: „Gott schütze mich — vor mir selber!" So nur bleibt der Dichter in seiner Welt; und wie von einer Predigt, erschüttert, vernichtet, und doch wieder voll großer Blicke in

die Tiefen der Menschenseele — nicht der Sozialpolitik! — und unbewußt auch voll frischer, guter Vorsätze geht der Zuhörer nach Hause. Wie schließt Jean Paul — um ein Beispiel in kleinem Rahmen zu nennen — sein lieblich Idyll vom Schulmeisterlein Wuz? Der Dichter, und wir mit ihm, sitzt oben auf dem Berge, wo man nach Auenthal hineinschaut, das Herz übervoll von dem Erlebten. „Und als ich unter den rauchenden Häusern bloß das Trauerhaus unbewölkt dastehen und den Totengräber oben auf dem Gottesacker das Grab aushauen sah, und als ich das Leichenläuten seinetwegen hörte und daran dachte, wie die Witwe im stummen Kirchturm mit rinnenden Augen das Seil unten reiße, so fühlt' ich unser aller Nichts und schwur, ein so unbedeutendes Leben zu verachten, zu verdienen und zu genießen." Erhabenheit ist seine letzte Stimmung.

Denn Schmerz macht erhaben; Verbitterung aber drängt hinab, zu Entlastung und Rache.

Erhabenheit — ja, wie diese schöne, große Mondnacht! Ist aber der Haß Byrons oder die Menschenverachtung Napoleons wahre Erhabenheit? Sie kam mir immer etwas krampfhaft vor, diese betonte „Erhabenheit", und sie weicht denn doch bedenklich von der Unbefangenheit Shakespeares ab. Nein, nein, diese Gewaltmenschen haben innerlich die Welt nicht überwunden; erst auf St. Helena, wenn man Las Casas glauben darf, ging Napoleon eine andere Welt auf. Byron, das zerrissene, zwischen Haß und Liebe hin und her geschleuderte Genie, kommt über die Hamlet-Stimmung nicht hinaus. „Der Rest ist Schweigen —", so hart, stolz und kalt lebt und stirbt der blasse Lord. Man hört es aber doch aus all seinen Zeilen herauskniſtern, wie sein inneres Feuer so gern in einer ganz anderen, liebestarken Weltanschauung sich betätigt hätte. Aber er fand die Kraft nicht zum verzeihenden Stillesein, trotz der berühmten Worte im „Childe Harold" (Vergebung sei mein Fluch); er haßte den gentle, amiable, easy and good natured Shakespeare mit dem Hasse des Übertroffenen. Byrons letzte Dichtung war der genial, aber bitter lachende „Don Juan", dessen ironische Mißklänge sich Heine aneignete; Shakespeares Vermächtnis war „Der Sturm". Und Shakespeare-Prospero spricht

im „Sturm“ die schönen Worte, die als herber Vorwurf über des Gewittermannes Byron Lebensbeschreibung stehen müßten:

Obschon ihr Frevel tief ins Herz mir drang,
Doch nehm' ich gegen meine Wut Partei,
Mit meinem edlern Sinn: der Tugend Übung
Ist höher als der Rache; da sie reuig sind,
Erstreckt sich meines Anschlags einz'ger Zweck
Kein Stirnerunzeln weiter: geh, befrei sie!

Kein Stirnerunzeln weiter! Auch für uns ist das gesprochen, die wir im Hader mit dem Zeitgeist und seinen Vertretern so leicht in eine Herbheit geraten, die uns nachher selber weh tut ...

Auf diesem Boden wanderten unsere Mondnachtsgedanken, während unsere Füße auf einem Wasgauberge lustwandelten. Ich wundere mich, daß wir nach den Anstrengungen des Tages so gar keine Müdigkeit mehr empfanden. Mehr aus einer Art Pflichtgefühl gegen unsere Körper als aus Bedürfnis suchten wir endlich unser grünes Lager auf. Ich war der erste, der sich ausrecken durfte: der Redakteur hatte die Nachtwache. Um uns gegen die empfindliche und taufeuchte Kälte zu schützen, holten wir unsere — Nachthemden aus dem Ranzen und zogen sie über die Überzieher; das Ränzel diente als Kopfkissen.

Aber wir hatten einen verdrießlichen Umstand bei diesem scheinbar so erhabenen Bergquartier außer acht gelassen: kaum lag ich auf meinem Farnkraut und schaute in den klar über mir wandelnden Mond empor, so spürte ich um Gesicht und Hände ein höchst lästiges Kitzeln. Druidengeister hatten sich in Mücken verwandelt, brachen nun aus ihren mitternächtigen Büschen und setzten sich den Entweihern des Berges auf die Haut. Ich mußte also ein Taschentuch zwischen die Mondnacht und mein Gesicht breiten, und die Hände verbarg ich gegenseitig in den Rockärmeln. So versuchte ich zu schlafen. Aber es ging nicht. Wir erhoben uns also wieder und nahmen, in unserer lichten Gewandung wie Druidengespenster durch das Mondlicht schwebend, unser Wandern und Philosophieren aufs neue auf.

Wir kamen, nach dem und jenem, auf die Technik des literarischen Naturalismus zu sprechen, auf das getreue „Abschreiben der

Wirklichkeit", das nach dem Rausche der Romantik, in Frankreich, durch den Gestalter Balzac und den Denker Taine auf den Protokollisten Zola, von Zola u. a. auf die Deutschen Holz-Schlaf-Hauptmann „vererbt" wurde, möchte man fast mit dem Moralisten Ibsen entschuldigen.

Eine Poesie jedoch, die sich auf der angedeuteten Welt des Gemütes aufbauen würde, müßte naturgemäß eine andere Technik handhaben. Denn die Weltanschauung ist es ja, aus der erst Sprache und Form herausquellen. Kann mir wirklich so viel daran liegen, ob die Menschen des Kunstwerks, das doch zusammengezogene und vielfach erläuterte Wirklichkeit ist, in dem nüchternen Tonfall sprechen, den ich auf der Straße behorchen kann? Dem Seelendichter wird es vor allen Dingen darum zu tun sein, den Leidenschaften und Gefühlen, die mit seinen Menschen von zartester Regung bis zu wildestem Ausbruch ihr Spiel treiben, den entsprechenden Ausdruck zu geben. Und da ist die sogenannte „Sprache des Lebens" unzulänglich. Da geht das Empfinden wie alle Leidenschaften in Musik über, und unsere alten Dichter griffen zum Rhythmus, ein Shakespeare läßt seinen Lear in den unwirklichsten Jamben seinen Seelenschmerz hinaustoben:

Blaset, ihr Winde, sprenget eure Wangen!
Tost, blast! Ihr Himmelsfluten und Orkane,
Strömt, bis ihr Türm' und Wetterhähn' ersäuft!
Ihr schweflichten, gedankenschnellen Blitze,
Vortrab der Eichen-spaltenden Donnerkeile,
Versenkt mein graues Haupt! Kommt, Wetterstrahlen,
Und schlaget flach des Weltbaus dicke Rundung!
Zerkracht die Formen der Natur, verwüstet
Auf einmal jeden Keim, woraus der Mensch
Entspringt, der undankbare! . . .

Hier so wenig wie dort für die zarten Mondnachtsworte Lorenzos findet sich in der Wirklichkeit ein Vorbild; so spricht nur die innerste Seele. Der Wortezauberer aber, der Dichter, gibt den Gefühlen seines Helden eine Zunge, und läßt nun in ungewöhnlicher, in der Wirklichkeit nie vernommener und nie zu vernehmender Sprache die Seele seiner Menschen äußern, was sie an ungewöhnlichen Emp-

findungen und Gedanken überfüllt. Und diese nie in der Alltagssprache vernommene und nie zu vernehmende Sprache der hochgehenden Seele nennen wir Poesie. Der Dichter fängt also da an, wo der Protokollist aufhört.

Aber nicht nur die Sprache, auch die Stoffwahl würde eine andere werden. Was liegt dem Dichter daran, ob die Gestalten, mit denen er lacht und weint, ein „Problem" moderner Sittenlehre oder Sozialpolitik oder sonst eines Faches miteinander lösen oder nicht lösen? Löst Shakespeare Probleme?

Und ist denn wirklich in den dreihundert Jahren — dreihundert Jährlein im Laufe der Erdgeschichte! — die Seele des Menschen so anders geworden, daß auch die innere Technik der Poesie so ganz anders werden müßte? Ist die Seele des arischen Menschen überhaupt in der ganzen Zeitspanne, die unsere Geschichtskenntnis umfaßt, in ihrem rein menschlichen Lieben und Hoffen eine andere geworden? Für den Dichter, dem der innere Mensch die Hauptsache ist — und das ist er doch wohl jedem Dichter —, ist das Wesen aller Poesie, vom alten Homer bis zum neuen Goethe, immer und immer dasselbe. Und hat sich denn etwa seit Shakespeare die Weltanschauung so sehr verändert?

Der greise Goethe mag sich wohl etwas dabei gedacht haben, als er zu Eckermann das Wort sprach: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breitere Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert, wird er nicht hinauskommen." Alle Einwürfe, die von moderner Seite gegen den Stimmungs- und Gedankengehalt des Christentums erhoben werden, finden sich ihrem Kerne nach bereits in des scharfsinnigen Celsus oder des schwächeren Porphyrius und ihrer Bundesgenossen Gegenschriften gegen die Kirchenväter. Nichts Neues unter der Sonne in einem weltgeschichtlich so winzigen Zeitraum! Und nun will sich auf die Augenblickslehre des Materialismus — denn Zola fußt auf den Positivisten Comte, Littré, Taine — eine „neue Kunst" aufbauen, die den Körper und das grobe Stoffliche in den Vordergrund stellt? Ach Gott, das ist ja nur ein Bankrott an

großer Poesie, wie jenes ein Bankrott an großer Weltanschauung! Und es ist so bezeichnend, daß der Vater des französischen Materialismus, der Enzyklopädist Diderot, auch der Vater des trockenen „bürgerlichen Dramas" ist. Das ist alles wunderbar ineinander verflochten — fängt man an dem einen Ende an zu rütteln, so stürzt das ganze Gebäude des Zeitgeistes zusammen. Und nichts bleibt vor dem verblüfften Beschauer, als eine innere Öde, der wir nun unaufhaltsam zusteuern, sobald die äußeren Reizmittel erschöpft sind. Und als einzige Lebensbetätigung ist uns anders Gestimmten vorerst nur die Möglichkeit gelassen — in Nachtkleid und Mondlicht auf einsamen Wasgaukämmen, an der fernsten Grenze unsres geliebten Vaterlandes, abseits zu warten, bis auch wir wiederum zu Tal fahren und mitreden dürfen ...

Damit waren wir wieder in der Wirklichkeit. Es hatte sich ein leiser Nachtwind erhoben und mochte eine gewisse Abrundung unseres Gespräches beschleunigt haben: ringsum fingen die Büsche an mitzureden. Es war wie das Geflüster eines zuhörenden Volkes, das in der Pause unserer Rede seinen Empfindungen Luft machte. Bald verfinsterte sich auch der Himmel; die Vortruppen eines langen Wölkchenzuges gelangten da oben an. Zuhörer also auch dort. Wir waren plötzlich in einer belebten und belebenden Natur, die unsere Aufmerksamkeit in vollem Maße auf sich zog.

Besonders nach dem nahen Himmel, der uns nun entrissen zu werden drohte. Aber immer wieder legten sich ganze Flächen blau und blank vor unsere Blicke, und der Mond stand wie ein Feldherr darin; bis freilich gegen Morgen die Übermacht der Grauwolken den Sieg behielt.

Welche Sternenfülle in jenem einzigen blauen Binnensee dort! Wir suchten den Polarstern. Wenn man von ihm aus nach den Hinterfüßen des Großen Bären eine gerade Linie zieht, so ist der Zeiger der Himmelsuhr hergestellt. Rechts hinten liegt dann das geknickte W der Kassiopeja, vorn links die nördliche Krone und das Ypsilon des Bootes, wie ein mächtiger Gekreuzigter über den Himmel gezeichnet. Dazwischen drängt sich eine Fülle uns unbekannter Sonnenpunkte. Mehr als viertausend solcher Sterne und Doppelsterne sind dem bloßen Auge sichtbar. Und niemand weiß, wie viele

Millionen und Milliarden von Sonnen der Weltraum birgt. Ein Hineinträumen in diese schauerlichen Tiefen läßt alles Denken stille stehen. Die mathematischen Spannen, die „Lichtjahre" und „Siriusweiten", mit denen die Sternkunde in diesen Räumen hantiert, sind für die lebendige Anschauung nur Begriffe, unfaßbar wie das Wort Unendlichkeit. Aus der einzigen Sonne ließe sich ja eine Million und fünfhunderttausend Erdkugeln kneten — und wer kennt und beherrscht auch nur sein Heimatfleckchen, sein Geburtsörtchen auf dieser uns so groß dünkenden Erdkugel! Und unsere Sonne ist klein im Vergleich mit manchen Fixsternkolossen. Dort funkelt Wega in der Leier. Der Umfang der Neptunbahn, unseres ganzen Planetensystems also, wäre kaum groß genug, diese Riesensonne zu umfassen, die als Zieratpünktchen an unsere Himmelsdecke geklebt scheint. Wenn Mädler recht hat mit seiner Annahme einer Fixsternwelt, die durch die nebelgleiche Sternenfülle der Milchstraße ringförmig von anderen ungeheuren Fixsternwelten abgegrenzt ist, welche erdrückenden Größenverhältnisse! Die Sternennebel, die wir dann z. B. im Orion sehen, wären also wieder Fixsternwelten, die sich, wie unser System um Alkyone in den Plejaden, wie unsere Planeten um ihren einzelnen Fixstern Sonne, wieder um einen unbekannten Schwerpunkt mit all ihren Sonnen und Planeten und Monden bewegen würden? Und bewegen sich am Ende mehrere Fixsternwelten, deren Durchmesser zu durchfliegen die schnellste aller Flugkräfte, das Licht, Hunderttausende von Jahren braucht, bewegen sich mehrere solcher unfaßbaren Riesenellipsen um einen gemeinsamen Schwerpunkt? Und wo ist der letzte aller Schwerpunkte, wie erklärt sich die Licht- und Kraftquelle dieser unermeßlichen Schöpfung?

O du kleiner Wasgau und ihr nichtigen Nachtwandler! Wer will angesichts dieses Sternenhimmels nicht ganz und gar abschütteln, was ihm an Erdensorgen die Seele bedrückt! Jedes Staubkörnchen und Lichtfünkchen in diesem Weltall ist durch Ursache und Wirkung eingebaut in dies lebendige Uhrwerk. Jede unserer Taten zeugt weitere Taten, jeder hohe Gedanke, der uns die Seele durchglüht, hat seine Wirkung, wie er seine Ursache hat — und wer bis dahin von der Vorsehung geführt wurde, daß er verständnistief und an-

betend in diese leuchtende Unendlichkeit hinausschauen kann: — heil ihm! Ist sein Wille gesund, so wird er weitergehen auf der Bahn zum ewigen Lichte, so muß er weiterwandern den beseligenden Höhen zu. Ein Anstaunen dieses umfassendsten Kunstwerks aller Kunstwerke entzückt und durchschauert, bis eine tiefinnige Sehnsucht nach letzter Klarheit, nach Erkenntnis der letzten Harmonie aller Dinge wie süße Musik dein ganzes Wesen ehrfurchtsvoll durchströmt!...

„Hier sitzen wir und lassen die Musik
Zum Ohre schlüpfen; sanfte Still' und Nacht
Stimmt zu den Klängen süßer Harmonie" ...

Ja, da waren wir wieder, wovon wir ausgegangen; aber wir ahnten eine höhere Musik...

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich schlug vor, wieder unser Felsenquartier zu beziehen. Der Wind hatte das Mückenvolk vertrieben.

Mein Freund streckte sich aus, unter einer Bettdecke von Tannenzweigen. Und bald merkte ich, daß er schlief. Ich gönne dir den Schlaf. Du leidest schwerer unter dem Zeitgeist, frommer Katholik, als ich, der ruhigere Protestant. Wie ein weißer Waldgeist saß ich zu seinen Häupten, an eine verkrüppelte Birke gelehnt, bald auf den schlummernden Idealisten hinabschauend, bald nach den lieben Gefilden des Nachthimmels.

Manchmal auch mußte ich mich umschauen. Es steht in der Nähe des Tempels eine etwa anderthalb Meter hohe Steinsäule; so schwarz und deutlich hob sich diese Säule vom Nachthimmel ab, daß sie bei flüchtigem Umblick aussah wie eine Menschengestalt. Vielleicht ein Priestergeist, der streng und starr nach den Besuchern des blutgeweihten Berges den flammenden Blick wirft? Wie, wenn da nun plötzlich ganz feine Töne dem Innern dieses Berges entwüchsen, immer näher, grauenhafte Chorgesänge gebannter Druidengeister?

Aber weder ein Waldtier noch ein Priestergespenst ließ sich vernehmen. Und als ich mehrmals einnickend beinahe von meinem Felsensitze herabgerollt wäre, kreuzte auch ich die Arme, lehnte mich an die säuselnde Birke und schlief ein. Wir waren todmüde.

Eine fahle Morgendämmerung umzog die Kämme des Narions und des Katzenbergs, der ins Steintal hinüberschaut, als wir

uns ermunterten. Der Redakteur ließ einen hallenden Revolverschuß in die Täler krachen; und singend verließen wir den Dononzipfel. Unterwegs freilich wurden wir sehr still. Wir schliefen beinahe im Gehen. Und zu Schirmeck ließen wir uns ein Zimmer geben und holten mit tiefer Wonne den versäumten Schlummer nach. Ein schweres Gewitter mit dröhnendem Platzregen kam aus dem oberen Breuschtal, von Rothau und Fouday, und zog ins Elsaß hinaus. Wir hörten es kaum. Wir lagen auf unseren Betten und träumten von der Dononnacht und ihren Mondscheingedanken.

Odilienberg

Der Erdball leuchtet als ein Gottesland
Dem Pilger, der die blaue Blume fand.

Wächst eine Lilie aus des Hochwalds Blau:
Das lichte Kloster einer heil'gen Frau.

Und ob ich suche immerz, immerzu —
Die blaue Blume, hehrer Berg, bist du!

Als wir noch Kinder waren, schauten wir mit großen Verwunderungsaugen in eine märchenschöne Welt. Welch ein tiefes Entzücken, welch ein herziges Lachen, dessen wir damals fähig waren, wenn uns Vater Geschichten erzählte von guten Menschen, die so herzhafte Taten glücklich vollbrachten! Und dieser eindringliche Zorn, der sich in jeder Linie unseres Gesichtes kundgab, der uns beinahe zu lautem Aufweinen brachte, wenn wir von dem Sieg der Schlechten hören mußten!

„Wär' ich mit meinen Mannen dabei gewesen," rief jener herzensgrade Germanenfürst, hingerissen von des Sendboten Erzählung von Gethsemane, „sie hätten ihn nicht gefangen!" Und er schlug zornsprühend ans Schwert. Und der ausdrucksvolle „Heliand", mit welchem Kriegerbehagen weiß er auszumalen — worüber die Bibel so rasch hinweggeht —, wie Held Petrus mit seinem guten Schwerte dem Malchus eine ganz vorzügliche Wunde hieb!

„Da brauste auf
Der schnelle Schwertdegen Simon Petrus,
Ihm wallte der Mut, kein Wort konnt' er sprechen,
So voll Harm war sein Herz, als sie seinen Herrn da
Binden wollten: da ging er voll Grimm,
Der kühngemute Kämpfer vor seinen Fürsten,
Hart vor den Herrn. Sein Herz war bereit
Und unverzagt, er zog ohne Zögern
Das Schwert von der Seite und schlug voll Wucht
Auf den vordersten Feind mit der Hände Kraft,

So daß Malchus wurde von der Schneide der Waffe
An der rechten Seite mit dem Schwert gezeichnet,
Er hieb ihm das Ohr ab, sein Haupt ward wund,
Daß vom Schwert zerschnitten Backe und Ohr
In Todeswunde barst und das Blut nachsprang,
Aus der Wunde wallend. So war die Wange verwundet
Dem vordersten Feind; das Volk floh auseinander,
Des Schwertes Biß scheuend" ...

Welches Miterleben! So rein und frisch waren wir, als wir noch Kinder waren.

Ich bin wieder ein Kind geworden auf dem Odilienberg. Mit den Augen tiefster Verwunderung und Entzückens stand ich eines Samstagabends auf dem heiligen Berge und staunte in den Glanz und Duft hinaus, der das Elsaß einhüllt.

Hier ist der Glanzpunkt aller Schönheiten des Wasgaus. Nichts Innigeres hab' ich in den Vogesen erlebt, als jenen wunderbaren Sommerabend auf dem Odilienberg. Es ist nicht nur die Aussicht, es ist auch nicht die Berglandschaft, die allerdings kühner und stolzer ist als der einfache Hohbarr: es verbindet sich mit diesen äußeren Reizen die Weihe der Stätte, auf der man steht, eine Stätte, auf der vielleicht seit zweitausend Jahren und länger nahezu ununterbrochen gallische und römische Götter und endlich der Christengott angebetet wurden. Es verbindet sich damit der Eindruck der Vergangenheit, die über diese breite Kuppe des Männelsteins dahinging.

Ich rückte den Stuhl ans Fenster, starrte und staunte. Der Sommerabend hatte einen glänzend blauen Duft über die Ebene gelegt. Wie einst die Ostsee, als ich von Rügen abfuhr, in der sich die rosafarbenen Lichter des Sonnenuntergangs badeten, so breitete sich hier ein purpurdurchschimmertes blaues Meer vom Wasgau hinüber nach dem Schwarzwald. Die badischen Bergkuppen ragen als lange Strandhügel deutlich umrissen in die reine Höhenluft. Über ihnen spiegeln sich alle Farben des Westhimmels wider: rosa, violett, orangegelb, und zuletzt eine einzige blaßblaue Fläche, die erst spät in das gleichmäßige Dunkelblau eines Sommernachthimmels übergeht, durchwirkt mit kleinen Sternen. Kein Dorf mehr ist sichtbar; nur einige weiße Straßen, und zwischen bunt an-

einandergeflickten Äckern eine dunkle Waldinsel. Da beginnt die Glocke von Heiligenstein ihr Nachtgeläute; die Glocke des nahen Bernhardsweiler antwortet; und nun geht ein großer Glockenchor unsichtbarer Dörfer durch das betende Elsaß. Lautlos, noch vom Abendhimmel rötlich überschimmert, wartet die massige Kuppe des Männelsteins. Jetzt weht auch aus dem Kloster hell und rein des Nachtglöckchens Gebet über die Hochfläche. Die letzten Abendwandler verlassen die Terrasse. Und bald deckt eine duftblaue Sommernacht alle Täler und Höhen, und kein Laut mehr unterbricht die tiefe Stille, die Berg und Kloster umfangen hält. O heilige Odilia, du Schirmherrin dieses wunderschönen Landes, mitten im Weltsturm gib meiner Seele diesen tiefen Frieden!...

In der Nacht weckte mich all die Wonne wieder auf. Ich glaube, ich habe im Schlafe gelächelt und im Traume wieder all die Märchenländer geschaut, darin ich als sorgloser Knabe über blumige Wiesen gesprungen. Ich trat ans Fenster. Ein leiser Nachtwind ging um und sauste hohl in den schwarzen Wäldern des Männelsteins. Kein Mond. Aber eine Menge funkelnder Sterne; und da unten, wie ihr Widerschein in einer weiten Wasserfläche, spärliche Lichtpunkte im nächtlichen elsässischen Meere, bis weit hinüber an die Schwarzwälder Küste. Ein Käuzlein ruft aus der Föhrenwaldung der Heidenstadt; im Tale rauscht ununterbrochen ein Wildbach. Sonst aber auch nicht der leiseste Laut. Wie ertrunken liegt die ganze Welt! Und ich schaue aus meinem Himmelsfenster und lache schadenfroh hinunter. Also nur zum Sterben, nicht weiter, hat's diese große kluge Welt mit all ihrer Weisheit gebracht? Seelenvergnügt springe ich wieder in mein schneeweiß Bettzeug und ziehe wie weiland Schulmeisterlein Wuz die Wolldecke hoch an die Augen und die Knie hoch an die Rippen, in einem Zustande reinsten, gedankenlosesten Glückes.

* * *

Sonntagmorgen ist's. Ich wandle wieder als vernünftiger Mensch unter vernünftigen Menschen. Und da mache ich mir denn ruhig klar, daß ich ein Recht habe zum Entzücken im allgemeinen, so gut wie ein ander Erdgeschöpf zu Bier und Rauchtabak; und ein Recht zum

Entzücken im besonderen: erstens als Poet, zweitens als elsässischer Gast des poesievollsten aller elsässischen Berge.

Es sind nicht bloß die landschaftlichen Wonnen, die uns den Odilienberg so lieb machen. Es mischt sich mit dem äußeren Reize die hehre Weihe, die das Kloster dem Berge verleiht. Keine trinkgelderbedürftigen Hotelkellner umgeben dich hier. Schwestern, in schwarzem Gewand und weißer Haube, die mit Gebet und Arbeit ihren Tag füllen, sind die freundlichen Bewohnerinnen. Die Kapelle, in der sich Odilias Gebeine befinden, und die Klosterkirche, der Mittelpunkt der ansehnlichen Wirtschafts- und Wohngebäude, geben dem Geiste dieser Stätte ein mildes Gepräge. Was heißt „Mönch sein"? fragte ich an der Michaelskapelle. „Mönch" ist der Mann, der sein Herz an nichts hängt, als an Gott und seine Ausstrahlungen. Wohlan, dieser durchheiligende und verklärende Geist schwebt auch über dieser hohen Stätte, wie er über jedem Ewigkeitspilger und Lichtsohne verklärend schwebt. Ewigkeitspilger ist auch der wahre Dichter; der Dichter ist also hier unter Verwandten, ihr Schwestern vom Odilienberg!

Aber mich trieb's hinaus. An diesem lieblichen Sonntagmorgen, als alle Hänge widerhallten von Volksliedern, als die Glockentöne der Ebene im leisen Windhauche wie ein langsamer Rauch bergauf schwebten, schritt ich auf knirschendem Kieselpfade durch den Morgenwald. Der breite Rücken des Männelsteins biegt sich in einem Halbkreise der Ebene zu. Am nördlichen Ende dieses Hufeisens, auf einem kräftigen Felsenaufsatze, schimmern die Klostergebäude. Die südliche Masse, höher und breiter als die Klosterhöhe (800 Meter), von kniehohem Heidekraut und verkümmerten Föhren wirr überwuchert, läuft in den Männelsteinfelsen aus, einen prachtvollen Aussichtspunkt. Diese lange Bergfläche, die sich auch nach rückwärts und nördlich des vorspringenden Klosters weithin ausdehnt, bis ans Hagelschloß, war vorzeiten mit einer großen Mauer umgeben. Noch jetzt ist das gutgefügte Mauerwerk mit seinen starken, durch Holzkeile verbundenen Steinblöcken fast in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar; oft sogar ragt es noch mehrere Meter hoch, grau und übermoost, die zahlreichen Felsen des Hanges miteinander verbindend, über den Bergrand.

Was bedeutet diese wunderbare Ummauerung, deren natürlichen Herzpunkt das Kloster bildet?

Das Volk nennt die Mauer „Heidenmauer" oder noch scheuer „Teufelsmauer". Ohne allen Zweifel besitzen wir hier ein uraltes Kulturdenkmal, das womöglich bis in vorarisches Altertum hinabreicht; vielleicht stand hier eine gallische Bergstadt, wie deren Cäsar in seinen Denkwürdigkeiten mehrere beschreibt (Alesia, Bibrakte). Die eindringenden Römer benutzten dann den festen Berg und verwandten wenigstens die Felshöhe des Klosters zur Anlage eines Kastells. In der Nähe des Klosters wurden viele Münzen des Kaisers Maximianus Herkuleus (286) gefunden. Ob auch die übrige Stadt als Schutzlager gegen die anflutenden Alemannenstämme besetzt wurde, läßt sich nicht feststellen. Die Heidenstadt selbst verödete bald; ihr Herz aber, der Punkt, auf dem jetzt das Kloster steht, gedieh um so besser. Als die Römer von den Germanen in ihren Süden zurückgeworfen waren, erwuchs aus den Trümmern des Kastells die Burg eines fränkischen Germanen: Adalrichs, von der Legende auch Etticho oder Attich genannt. Er war Herzog des Elsasses (nach 600). Hohenburg (früher Altitona) nannte er die Bergfeste, die seine nahe Residenz Oberehnheim überschirmen sollte. Adalrichs Tochter Odilia war dann von der Vorsehung bestimmt, dieses merkwürdige, bunt wechselnde Erbe anzutreten und zu behalten bis auf den heutigen Tag. Aus der Keltenstadt eine römische Festung; aus der Römerfestung eine germanische Ritterburg; und aus der Ritterburg ein Frauenkloster — das sind die wundersamen Schicksale, die über diesen Berg gegangen sind, und deren mannigfacher Wechsel in ganz Deutschland seinesgleichen sucht.

So schließen sich landschaftlicher Reiz, freundliche Klosterstille und reizvolle Vergangenheit zusammen und erhöhen diesen reichen Ort zum Glanzpunkt aller Wasgauschönheiten, zum Helikon und Parnaß, zum Dichterberg des Elsasses. Und es ist sinnig, daß gerade an diesem, auch geographisch ungefähr die Mitte der Vogesenkette bezeichnenden Berge, daß gerade auf diesem Mittelpunkt des elsässischen Gebirges die „Schutzpatronin des Elsasses" ihr Kloster errichten durfte.

Wenn man an der Legendengestalt der heiligen Odilia, und überhaupt an den Heiligen der katholischen Kirche, auch als Nicht-

Katholik, eine reine Freude empfinden will, so muß man alle Dogmatik dahinten lassen und mild und weit als Mensch und Künstler vom Empfinden aus urteilen.

Es gewährt einen menschlich-künstlerischen Genuß, an der Hand der Legende zu verfolgen, wie die zarte, blindgeborene Odilia den großen, rauhen Kriegsmann Attich, ihren Vater, Schritt für Schritt bändigt. Schon als neugeborenes Kind muß sie in Schutz gebracht werden; die Klagen der Mutter Bereswinda sind umsonst: der ungestüme Adalrich mit der ganzen Leidenschaft einer ungebrochenen Zeit will das blinde Kind, auf das er, als auf einen helläugigen Sohn, so lange gehofft hat, in seiner zornigen Enttäuschung aus der Welt schaffen. Heimlich wird Odilia von einer treuen Dienerin nach Burgund gebracht und dort im Kloster Palma erzogen. Durch ein Wunder wird sie bei der Taufe sehend.* Und nun beginnt zunächst der Kampf der Mutter Bereswinda und der milderen Brüder wider den verbohrten und vertrotzten Vater. Die Kunde, daß Odilia lebt und sehend ist, dringt an den Hof nach Oberehnheim und Hohenburg: Hugo wagt es, ohne Wissen des Vaters, die Schwester holen zu lassen. Ein Faustschlag, der den warmherzigen Jüngling zu Boden streckt und, nach längerem Siechtum, seinen Tod herbeiführt, ist des blindlings in sein Unrecht sich verbeißenden, der Nachgiebigkeit sich schämenden Vaters Dank. Als aber Odilia in ihrer lebenswarmen Schönheit vor ihn tritt, da schmilzt dem rauhen Krieger das Herz. Mit Tränen schließt er die Tochter in die Arme.

Aber das ist nur eine Pause im Kampfe zwischen Roheit und Sittigung. Der Vater, nicht wenig stolz auf seine engelhafte Tochter, will das Mädchen natürlich vermählen, an den Tüchtigsten

---

* Hier muß der Verfasser des bekannten und mehrfach komponierten Gedichtes „St. Odilia" — „Ihr Herz war eine Sonne" — um Entschuldigung bitten: er hat sich damals in der zweiten Strophe eine Freiheit erlaubt, die er heute nicht mehr für statthaft hält. So unsicher auch die Einzelheiten der Odilien-Legende sind, so stimmen doch alle Berichte darin überein, daß das bereits herangewachsene Kind bei der Taufe (durch einen Bischof) das Augenlicht erlangt habe. (Vgl. Ch. Pfister, La Légende de Sainte Odile, Paris 1892; C. Wehrmeister, Die hl. Odilia, St. Ottilien in Oberbayern, 1902; R. Forrer, Der Odilienberg, Straßburg 1899; in Vers und Prosa hat auch E. Schuré den Stoff behandelt: La Légende d'Alsace, Paris 1884, und Les grandes Légendes de France, 6. Aufl., Paris 1908.)

natürlich. Weigerung Odilias, die nur ihren Himmelsbräutigam liebt; Eticho staunt erst, dann flammt er zu doppeltem Zorn auf. Odilia muß aufs neue fliehen, im Bettlergewand, über den Rhein. Der empörte Vater verfolgt sie; schon hat er die Flüchtige unmittelbar vor sich an einer Felswand: da öffnet sich die Wand und nimmt die Verfolgte auf. Und durch dieses Wunder endlich, durch ein Eingreifen des Himmels also, bricht die hochgetürmte Leidenschaft des heißblütigen Kriegsmannes zusammen. Er geht in sich, er ruft Odilia zurück und läßt sich von nun an wie ein Lamm am Gängelbande führen. Alle Klosterbauten gestattet er willig, stellt das erforderliche Land und Geld zur Verfügung und tritt in jeder Beziehung die Herrschaft an seine schwache und doch so starke Tochter ab. Eine bedeutsame Zeitwende! Wenige Monate darauf ist er tot; mit dem Zusammenbruch dessen, was sein Leben füllte, seiner Leidenschaften, ist auch seine Lebenskraft gebrochen. In die milde Klarheit, die Odiliens Antlitz durchleuchtet, kann sich sein starrfaltig Kämpfergesicht, seine Runzelstirne, seine tiefen Brauen nicht mehr auseinander klären.

Und jetzt erwuchs ein neues, sonniges Geschlecht auf den Burgen des überwundenen Zornmannes und seiner toten Zorngenossen. Über das ganze Land streute dies christlich-germanische Rittergeschlecht Bildungsgebäude jener Zeit: Klöster, Klosterschulen, Stiftungen frommer Art, und verwandelte Barbarenland in Kulturland. Und an ihrer Spitze stand die siegreiche Königin des Elsasses, die zartstarke Odilia. Man kann vielleicht sagen — ohne daß aber des Wasgaumissionars Columbanus Verdienste geschmälert werden sollen —, daß die „weltflüchtige" Odilia es war, die an der Gesittung des alten Elsaß das meiste getan, wenn nicht selber, so doch durch den Einfluß, den sie auf ihre weitverzweigte Familie und von da aus auf große Kreise der Bevölkerung ausübte, so daß — wie eine Tafel in einem der Gastzimmer mitteilt — die berühmtesten europäischen Fürstenhäuser stolz darauf waren, von „Adalricus, dem Ruhm Europas", abzustammen. Ihr Kloster, die frühere Hohenburg, schimmerte wie eine Leuchte, bis nach Straßburg sichtbar, wie eine neuartige Residenz, über die Tiefebene. Und so war die Überlieferung auf diesem Berge gar nicht unterbrochen:

wie einst in gallischer, wie dann in römischer und wie zuletzt in fränkischer Zeit, so war in viel tieferem Sinne auch unter Königin Odilia die Hohenburg Herrscher- und Schirmstätte des Elsasses.

Das ist es, diese wunderbar reiche Vergangenheit, die mir den Odilienberg — der hierin vergleichbar ist mit der Wartburg der heiligen Elisabeth in Thüringen — zur Perle des Wasgaus macht.*

* * *

„Die wilden Waldesvögelein,
Die hießen sie willkommen sein
Gar süß in ihrem Lateine" ...

Waldvögelein, wunderlieb ist euer „Latein"! Schön zu zweit darunter hinzuwandeln, wie Tristan einst und Isolde, schön aber auch in der glänzenden „Gemeinschaft der Heiligen", die diesen Berg einst belebte! Und so streife ich langsam durch diesen grünen, sonntagsstillen Wald, die graue Heidenmauer entlang, an den Druidengräbern und am Wachtstein vorüber, in die entzückende Aussicht des Männelsteins. Nur eine kleine Kohlmeise ist von allen Lebendigen meine Begleiterin. Ich habe sie mir herbeigepfiffen mit einem lockenden „d' Zit isch do!", dem Frühlingsruf der Meisen. Und nun fliegt die Neugierige von Eichbusch zu Eichbusch, von Föhre zu Föhre neben mir her; Gelbammer und Grasmücken werden unruhig, ob denn der Frühling wieder anfange; der Wald widerhallt von unserem Lenzduett „d' Zit isch do! d' Zit isch do!"

Rechts werden die Burgen Andlau und Spesburg sichtbar; die stattlichen Wälder von Hohwald breiten sich aus; dort über dem Hochfeld pflegt das Abendrot zu verglühen. Irgendwo da unten, nach Westen, ist die umgrünte Ruine Birkenfels verborgen; weiter nördlich liegen ganz versteckt die kleinen Trümmerburgen Dreistein, Kageneck und Hagelschloß. Und seltsame große Felsblöcke sind durch diesen Wald hin zerstreut. Die Phantasie hat Spielraum, sich diese Blöcke als ehemalige Altäre vorzustellen...

Aber bei allen Reizen des Waldes — die Ebene da unten und

* Der Verfasser der „Wasgaufahrten" hat diesen Stoff auch in der dramatischen Dichtung „Odilia" gestaltet (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 2. Aufl. 1911), kurz nach dem Drama „Gottfried von Straßburg", dessen erster und letzter Akt gleichfalls vor und auf dem Odilienberg spielen.

ihre Menschheit hält mich wiederum gepackt. Wie ein Nixenmeer, voll heraufschimmernder Städte und Dörfer, tut sich am Männelstein die blaue Fläche auf. Aus ihrer Tiefe, leis und lockend, lösen sich Glockenlaute versunkener Kirchen — unwiderstehlich den Schiffer in ihre Träume verspinnend, der vom Rande dieser Felsenküste hinabschaut. An der östlichen Heidenmauer spreite ich meinen Mantel über bemooste Blöcke, werfe mich darauf, stütze die Ellenbogen auf die harten Steine und das Kinn in die Hände. Und so lasse ich den Klang der Vineta-Glocken heraufzittern...

Jahrhunderte hindurch war dieser Klosterberg ein Kraftquell religiösen Lebens. Kaiser und Könige kehrten hier oben ein; unter den Hohenstaufen noch war das Kloster eine Berühmtheit; Herrad von Landsberg, die hochgebildete Äbtissin, die Verfasserin des unersetzbaren hortus deliciarum, einer Chronik alles Wissens jener Zeit,* gab dem Kloster Glanz und Namen. Dann aber tritt die Bedeutung der hohen Stätte zurück; das Bürgertum reckt sich, die Burgen und Klöster der Waldberge treten ihre Herrschaft an die Städte der Ebene ab. Mit dem vierzehnten Jahrhundert beginnt in der Ebene ein wunderlich Leben, eine langsam erwachende bürgerliche und religiöse Selbstbetätigung. Aber die glanzvolle, weltunterjochende Al-Fresco-Politik der Hohenstaufen ist dahin; demokratische Regungen wachsen aus dem Schutte des Kaiserreichs empor. Auch der edle Minnesang ist tot, der trockene Meistersang ist sein Schatten. Das bessere seelische Leben kann sich also in derartig matter und hohler Kunst nicht mehr wohl fühlen; es muß auswandern auf andere Gebiete.

Dieses Nachbargebiet war die Religion. Die Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts waren die Erben der Minnesänger, die Verkörperer deutschen Gemütes, das in der Hülse der Poesie, im Meistersang, keine Stätte mehr fand. Und hatte das Elsaß in Reinmar von Hagenau und Gottfried von Straßburg zwei bedeutende Vertreter zur Blütezeit der deutschen Minnedichtung gestellt, so trat es nun sogar im Schüler Meister Eckarts, im Prediger und Dominikanermönch Tauler und seiner Gruppe (Rulman Merswin, Nikolaus von Basel) mit an die Spitze deutschen Geistes-

* Das Werk verbrannte 1870 in den Flammen des Bibliotheksgebäudes. Man hatte leider nichts getan, solche einzigen Schätze der Bibliothek an sichern Ort zu bringen.

und Gemütslebens. Der in Straßburg und Köln wirkende Meister Eckart, der Elsässer Tauler, der Badenser Suso — wesentlich also das schwäbisch-alemannische Staufenstammland — waren es, die nun geistig regierten; die Schatten der Kaiser waren in verklärter und milderer Form wieder zur Herrschaft erwacht, wie einst Odilias Seelengehalt nach Etichos trutziger Körperherrschaft.

„Kunst als Kunst" ist ein gefährlich Losungswort. Ein Feldherr, Prediger, Pädagog oder Staatsmann kann ein größerer Künstler und Herzensbezwinger sein, als der gehaltlose, ob auch „talentvolle" Artist, der mit Wort und Reim, Pinsel und Ton besser Bescheid weiß als in seelischen und völkischen Nöten und Bedürfnissen. Seine Kunst ergötzt, wie der drollige Strophenbau eines Meistergesangs oder die Bemühungen eines Tänzers. Einen Wesensunterschied zwischen Spaßmacher und Dichter gibt es in solchem Falle nicht. Anders aber bei einem vollen Manne, der unsere volle Seele packt! Ob er das als Poet tue oder als Prediger — das ist Sache der Form; das Wesen und Wirken aber, das dahinter liegt, ist überall dasselbe. Gott ist die Quelle dieser einen Kraft in allen wechselnden Formen. Hätte der als gentle, easy, amiable and goodnatured geschilderte Shakespeare in der Stuartschen Lasterzeit gelebt — wer weiß, ob nicht er vor allen Dingen mitbeschlossen hätte, das verlumpte Theater zu schließen. Denn die derbe Genialität des merry old England hatte einer ungenialen Lüsternheit Platz gemacht. Und gerade helle Siegfriedsgemüter, wie Shakespeare, mußten sich am ersten von einer Kunst zurückziehen, die in Formpflege und schöngekräuselten Zweideutigkeiten aufging; mußten sich Gebiete suchen, auf denen ihr Seelengehalt sich mit Kraft und Reinheit betätigen konnte. Und fanden sie diese nicht, so verwandelten sich die lächelnden und lebensfrohen Jünglingsmienen gerade der Besten in die männlichen Züge herber Verstimmung; sie zogen sich vom Geistesleben überhaupt, nicht nur vom Theater, trotzend zurück; und das Ende des Seelenprozesses war: — die Verwandlung der ehemaligen stürmischen Dichter in Cromwell und seine Puritaner. Aus den genialen Zechern der „Meermaid" waren nicht minder geniale, aber düstere und herbe Dichter der Tat geworden, Reformer und Laienprediger, Soldaten und Stuartbekämpfer. Und

hernach erst griffen sie wieder zur Feder und schrieben als Milton oder Bunyan einen neuen Kunststil, in dem sich der ernste, ja düstere Geist der Epoche widerspiegelte. Derart fließen alle Gebiete geistigen Lebens fortwährend ineinander.

Ähnlich hier in unserem kleinen Elsaß. Aus den gemütswarmen, frischen, fröhlichen Zeitgenossen der Minnedichtung waren nicht minder gemütswarme, aber ernste, von der verlotterten Zeit sich abschließende Mystiker geworden. In seinem Innern suchte man die Gemeinschaft mit Gott, die man in einer so verrohten und verzerrten Öffentlichkeit völlig zu verlieren befürchten mußte. Eine markloſe Zeit, niedergewuchtet vom Zug nach der Gosse! Eine Zeit der Ermattung nach der Kraftbetätigung der welterobernden Staufenzeit. Alle Versuche, sichtbar das Reich Gottes wieder ins Volksganze einzuzwingen, erzielten nur Mißbildungen. Nie gab es so viel Ketzer wie im vierzehnten Jahrhundert. Nie vorher oder nachher — von den entsetzlichen Hexenprozessen abgesehen — trieb unser rheinländisches Seelenleben aus den Verhältnissen heraus Zerrbilder wie den Geißlerorden oder den religiösen Wahnsinn, der die Veitstanzepidemie wachrief. Das Weltende glaubte man herbei gekommen. Im Hunger- und Pestjahre 1349 zogen die Flagellanten und ihr Anhang in auffallenden Prozessionen, mit Geißeln den entblößten Rücken blutig peitschend, von Stadt zu Stadt; Christusbilder und Fähnlein schwangen sie gen Himmel, und mit Krämpfen und Geschrei und Bußgesang suchten sie Seelenfrieden und Körpergesundheit wieder herabzusingen —

„Nun hebet auf eure Hände,
Daß Gott dies große Sterben wende!
Nun hebet auf eure Arme,
Daß Gott sich über uns erbarme!"

Aber das war nicht der Weg, jene Seelenfreude und schöpferische Reinheit wieder zu gewinnen, die einst von Odilias Berg über das Elsaß geflossen war.

Das fünfzehnte Jahrhundert war auf religiösem Gebiete wieder still und müde. Dafür aber blühte des toten Taulers Gemüt in einem anderen, seither ausgeruhten Garten zu lieblichen Blumen auf: in der Malerei unseres Colmarers Martin Schongauer. Er

ist der Führer jener oberdeutschen Kunststimmung, in der später auch Matthias Grünewald wirkte, einer der Größten jenes ganzen Zeitalters, innig und eindringlich in Gestaltung und Farbenkraft, wie besonders sein berühmter Isenheimer Altar im Colmarer Museum beweist. Madonnen im Rosenhag, Engelsgesichter voll Lieb' und Güte, auf leuchtendem Hintergrunde — das waren die Lieblingsstoffe jener Künstler. In Gesicht und Gebärden legten sie Eindringlichkeit und Seele. Und als Modelle dienten ihnen die Töchter jener frommen und innigen Frauen, die von Tauler und seiner Jüngerschaft erzogen waren. So floß das Gemütsleben der Mystiker durch kleine Seitenbäche wieder in einen großen Fluß, der Deutschlands Kulturleben befruchtete. Denn so eckig die Formen Schongauers und seiner Zeitgenossen sind, das Wesen ihrer Malerei ist das Wesen der echt deutschen Kunst, die in den Namen Dürer und Holbein zu höchstem Ruhme kamen.

Nun aber folgten rauhe Töne: die Zeit des Bezweifelns und des Wollens, die herbe Zeit der Reformation. Auch da standen Straßburg und das Elsaß in vorderster Reihe und griffen tatkräftig in Deutschlands Kulturleben ein. Die berühmtesten Satiriker jener Zeit waren Elsässer: Fischart obenan, der Worte-Gigant, dann der allerdings mattere, aber in seinem „Narrenschiff" sehr wirksame Sebastian Brant, und der scheltkräftige Thomas Murner, drei temperamentvolle Männer, denen sich im nächsten Jahrhundert noch der Charakterkopf Moscherosch zugesellte. Ihr Geistesschaffen ist nicht mehr seelenvoll, wie Taulers Mystik und Schongauers Malerei. Hier verbindet sich mit der dichterischen Anschauung eine scharfe Erkenntnis, und mit beiden der Willensdrang, zu bessern. Eine Menge „fliegender Blätter" säte jenes reformbedürftige und reformsüchtige Jahrhundert über das aufgewühlte Land. Und auch in Theologie und Kirche: keine beschauliche, warme Mystik mehr, sondern herbes Urteilen, heftiges oder mildes Wollen. Das war die Zeit, in der, neben wild ungestümen Revolutionscharakteren, ruhig kräftige Männer der Reform vom Schlage der Jakob Sturm von Sturmeck gediehen. Die Zeit, in der Männer der Erkenntnis wie Jakob Wimpheling und Beatus Rhenanus, die Schlettstädter Humanisten, dem Elsaß Ehre machten. Das Elsaß, das durch Theo-

logen wie Dannhauer, Zell, Bucer, Capito, Hedio die Reformation einführte, war äußerst rege am deutschen Geistesleben beteiligt.

Nun aber kam Niedergang. Auf allen Gebieten. Die Reformation drang weder durch, noch wurde sie unterdrückt. Und aus dieser Halbheit erwuchs das Kriegsjahrhundert. Dies sprengte uns Elsässer mühelos von einem Reiche ab, das in den Habsburgern zu schwächlich war, seine Westmark festzuhalten. Und nur einmal leuchtet dann noch, zum letztenmal, elsässisches Seelenleben führend in die deutsche Kultur: in dem Erneuerer religiösen Gemütslebens, in Philipp Jakob Spener. Hier wachte der Geist Taulers und Schongauers noch einmal auf. Aber im Elsaß, dem die Verbindung mit dem nährenden Boden, mit dem Vaterlande, durch französische Herrschaft abgeschnitten worden, war ihres Bleibens nicht. Spener folgte einem Rufe nach Frankfurt, von da nach Dresden, und dann noch nördlicher, nach Berlin.

Die Kraft des Landes ruhte nicht während der französischen Zeit. Aber Dichter deutscher Sprache wie Pfeffel oder die Brüder Stöber, Zeichner wie Theophil Schuler, Philosophen wie Lambert und die tüchtigen Gelehrten Straßburgs, edle Geistliche wie Blessig und im Steintal der stille Oberlin: sie und andere übten nicht mehr führende Wirkungen aus, sondern arbeiteten in der Stille. — —

Ein Brunnen rauscht am vorderen Hange des Odilienberges. Der entsprang einst, als Odilia an den Felsen schlug, bittend, er möge Wasser spenden für einen verschmachtenden Greis. Dieser Brunnen ist dann ein Wunderbrunnen geworden. Wer sich darin die leidenden Augen wäscht, der genest zu neuer Sehkraft. Vor dem liegt die Welt wie ein Garten und die Seele des Menschen wie ein geöffneter Blumenkelch. Die letzten Horizonte sieht er und erkennt, daß die Schöpfung Harmonie ist, durchstrahlt von unerschöpflichem Lichte, das ausfließt von Gott. Und heiter geht der Beglückte durch das Leben; Waldlüfte des heiligen Berges sind fortan seine starken Begleiter.

Wir wollen uns die Augen waschen in diesem Brunnen. Wir werden tiefer hineinschauen in das Wesen der Geschichte und in unser eigen Wesen ...

Lebe wohl, heiliger Berg! Sei gegrüßt, junges Elsaß!

Ein Gespräch

Aus dem Odilienberg sprüht Abendglut;
Die Heil'ge will zwei Nachbarvölker bitten:
„Ihr habt nun lang genug am Haß gelitten,
Seid, statt dem Eisen, nun dem Golde gut!"

Dem Golde, das am Rosenhage glüht,
Wie ihn die seelenstillen Meister malen,
Wenn Frauen kommen mit den Heil'genstrahlen,
Rosen im Tuch und Liebe im Gemüt.

Dem Golde, das in alter Mönche Schrift
Mit innigem Karminrot sich durchfeuchtet
Und gerne neben blauen Lettern leuchtet,
Wie blauer Himmel neben goldner Trift.

Der Mann ist ritterlichem Kampfe hold,
Schön scheint der Feuerschwung der Zorngranaten,
Doch schöner sind Odilias Liebestaten —
Sie sprühen aus dem Berg als Himmelsgold.

Ich hatte mich im Glanz des Berges verspätet. Der Abend warf seine Purpurschatten über die Ebene.

Aber ich wandelte ganz gemächlich. Jetzt stand der Wald hier oben in feierlicher Stille. Jedes Fallen einer Föhrennadel, jedes fernste Gurren eines Taubenpaares war vernehmbar. Nur in einer unsichtbaren Ferne rauschte ein Wildbach und mischte sein eintönig Tosen mit dem dumpfen Summen der Ebene.

Der Waldboden war ein Nadelteppich. Kaum die Schritte waren hörbar. Ein Rotkehlchen begann seinen Abendsang; aber es erschrak vor seiner eigenen Stimme und blieb verwundert auf einem Felsrand sitzen.

Und doch ist eine solche Abendstille im Hochwald lieblich belebt, nicht durch Töne, aber durch ein wundersames Farbenspiel. Die Purpurlichter der zerfließenden Abendsonne tropften durch alle Wipfel. Das Grün und Braun des Föhrenwaldes und das Rot der Sonne — durch lauter Licht und Farben schreitet der Wanderer den Nadelweg hinab, das Herz voll Erinnerungen, deren wirre

Fülle der müde Kopf nicht mehr beherrschen kann, und die nun in beglückenden Gefühlsströmen zusammenfließen mit dem äußeren Farbenmeere. Das stille Nachleuchten eines reichen Tages macht das Herz fast noch glücklicher als der Tag selber.

An einer Ecke des Weges saß ein Mann. Einen grauen Sommerhavelock hatte er übergeworfen, ein dunkler Sammethut verdeckte den tief gebeugten Kopf. Als ich ihm näher kam, bemerkte ich, daß er ein Skizzenbuch vor sich hatte und einen Ausschnitt der blauen, duftüberflossenen Ebene aufnahm.

Jetzt brach er ab, stand auf und sagte mit herzlicher, heiterer Stimme, halb zu sich und halb zu mir gewendet: „So! Feierabend!" Und ganz zu mir, indem er das Skizzenbuch einsteckte und seinen grauen Sonnenschirm vom Baumast nahm: „Wenn Sie gestatten, so schließe ich mich Ihnen an."

Ich war nun nicht gerade in der Stimmung, diesen Abendfrieden durch irgendein Alltagsgespräch zu entweihen. Aber das nützte ja nichts. Ich erwiderte daher, hochdeutsch wie er, der nach seiner Aussprache ein Norddeutscher war: „Wenn Sie dasselbe Ziel haben wie ich — bitte." Und wir schritten selbzweit den Talweg hinab.

Wie das so zu gehen pflegt: anfangs mußte das Wetter Gesprächsstoff liefern. Vom schönen Wetter im allgemeinen kamen wir dann auf den schönen Abend im besonderen. Und vom schönen Abend kamen wir auf die Landschaft und auf die Lichtwirkungen, die eine verglühende Sonne am hellen Braun der schuppigen Föhrenstämme hervorzurufen pflegt. Und damit waren wir im Reiche der Kunst.

„Sie sind Maler, wie ich sehe?"

„Allerdings, ja, was man so Maler nennt. Ich möchte gern, sehr gern der großen Kunst meine ganze Kraft widmen, aber — davon lebt man leider nicht heutzutage. Und so mußte ich mich bisher der Porträtmalerei widmen. Darin hatte ich viel Glück."

Ich beschaute mir meinen Begleiter. Ein blasses Gesicht, von einem gut gepflegten, spitzen Vollbart umrahmt; eindringliche Augen, aus deren Glanz, verbunden mit dem regen Mienenspiel beim Sprechen, ein bißchen Nervosität durchschimmerte, unter der aber

die warme Seele nicht gelitten hatte. Nein, aus dem Klang der Stimme, diesem Sprachrohr der Seele, zitterte verhaltene Wärme und sogar Glut der Empfindung. Auf alle Fälle als Mensch keine gewöhnliche Persönlichkeit.

Vorsichtig nahm ich unser Gespräch wieder auf. „Es ist heute in der Malerei nicht ganz leicht, sich zu einem eigenen Stil durchzuschlagen" —

„Ja, das Cliquenwesen! Aber das war schließlich immer so in der Künstlerwelt. Ich war zu München und lernte die Berliner kennen; aber ich habe gefunden, man muß sich abseits halten, wenn man Gediegenes leisten will. Das versuchen ja auch unsere Besseren. Nun, wir wollen abwarten, ob die neue Richtung, die jüngeren Kräfte" — er zögerte ein wenig — „durchdringen werden. Es ist da — obwohl auch Lenbach, der Meister, so schroff sich dagegen ausgesprochen — doch viel schöne Kraft."

Was sollte ich antworten? Bei aller Zustimmung zur Wirklichkeitsfreude der Modernen und der daraus sich ergebenden Technik konnte mir doch der Gedanken- und Persönlichkeitsgehalt und vor allen Dingen eine gewisse Überreiztheit, der die warmherzig-natürliche Frische fehlt, bisher wenig behagen. Viel zu viel in buchstäblichem Sinne „hingeworfen" ist das meiste, wie aus krankhaften Nervenreizen und Muskelzuckungen heraus.

„Nun ja," sagte ich allgemein, „aber es fehlt da manches."

„Gewiß, es ist da noch viel Unfertiges", erwiderte er ebenso allgemein.

„Auch Krankhaftes", setzte ich hinzu. Und unser Gespräch stockte.

„Man muß immer bedenken," begann er wieder, „welches eigentlich die Voraussetzungen, die Wurzeln einer Kunst sind. Da ist zunächst das städtische oder landschaftliche Milieu, in dem sie emporwächst; sodann ist da die Weltanschauung. Diese beiden, wenn wir noch die persönliche Eigenart hinzurechnen, bilden, möchte ich sagen, den Wurzelboden der Kunst."

„Wörtlich einverstanden", erwiderte ich. „Und nun ziehen Sie die Folgen. Das Milieu unserer Modernen ist der Geist Münchens oder Berlins, oder: der Pariser Geist. Auf alle Fälle großstädtische Einflüsse. Und dieser Geist sieht anders aus als die grade und stolze,

gesunde und natürliche Ruhe hier unserer Waldberge mit ihren Farnblättern und Königskerzen, Burgtrümmern und Sonnenuntergängen. Ich will nicht, daß man hier oben verträume und verbauere, ich will aber, daß man diesen Geist mit hinabnehme. Die Luft der Hochwaldsgesundheit in die Stickluft des Alltags. Ich verstehe diese Malerei ganz gut; ich war auch in München, Berlin und Paris, habe mir ein Weilchen die Nerven zerreiben lassen und sah dann mit diesen zerriebenen Nerven in die nunmehr eigenartige Natur. Aber heute langweilt mich diese Sehweise und ist mir zuwider. Naturalismus ist keine Natürlichkeit."

„Ich stimme Ihnen vollkommen bei! Es läuft sehr viel Manier mit unter. Aber bedenken Sie, es ist die Frühlingsfreude feinnerviger Großstädter, die noch neu sind auf dem Lande. Die Harmonie der Technik wird sich wiederfinden."

„Falls sich die Harmonie der Weltanschauung wiederfindet, denn sie ist der Untergrund. Glauben Sie daran?"

„Das ist etwas anderes", bemerkte er sofort. Und wir schwiegen wieder.

Nach einer Weile begann er aufs neue, höflich im Ausdruck und herzlich im Ton. „Immerhin machen sich bereits Regungen geltend, die —"

„Welche Bewegung meinen Sie?"

„Ich habe die Empfindung, daß ein starker vaterländischer Zug durch einen Teil des jüngeren Geschlechtes geht" —

„Ja wohl, die Empfindung habe auch ich."

„So?" erwiderte er überrascht, „verfolgt man denn diese Sachen auch hierzulande?"

„Ich verfolge sie nicht nur, ich bin sogar ein warmer Freund eines rechten Vaterlandsbewußtseins."

„Was Sie sagen! Sie sind doch Elsässer?"

„Mit Stolz! Ein ganzer Elsässer!" erwiderte ich lächelnd, „aber auch ein ganzer Deutscher! Finden Sie darin einen Widerspruch?"

„Im Gegenteil!" erwiderte er freudig, „das hätte ich hier nicht gesucht! Das ist ja entzückend!"

Und aufatmend, daß wir uns nun auf einem gemeinsamen Gebiete zusammengefunden hatten, schritten wir weiter durch den

Purpurwald. Satz um Satz, immer einer den anderen belauernd und dann wieder vorspringend, spielten wir ein ordentliches Fangspiel auf diesem lichtvollen Talwege. In rascher Folge entdeckten wir, daß wir dieselbe Zeitung lasen, daß wir beide den und jenen tüchtigen Schriftsteller kannten — kurz, auf einem gemeinsamen Boden fanden wir uns zusammen. Und unsere Seelen gaben wie zwei gleichgestimmte Glocken einen harmonischen Zusammenklang in diesem stillen Abendwald.

Dann aber verstummte wieder unser lebhaft gewordenes Gespräch. Es waren in unserem Innern, angeregt durch diesen Purpurfrieden, ganz bestimmte Gedanken nach einer ganz bestimmten Richtung hin in Schwingung geraten.

„Seit einem Vierteljahrhundert haben wir nun ein Reich", bemerkte er endlich wieder. „Für uns, das jüngere Geschlecht, ist nun ein gemeinsames Aufbauen eine edle Pflicht. Aber so warm und tief ich an meinem Vaterland und seiner Geschichte, Literatur, Kunst und Kultur hange — Sie müssen doch zugeben, daß es Tiefen gibt in unserem seelischen Dasein, die von dieser sozialen, bürgerlichen Seite unseres Denkens und Lebens nicht ausgefüllt werden. Es gibt größere Horizonte als das Vaterland. Vaterland und — und Weltanschauung, wie ich vielleicht statt Religion sagen darf, sind zwei konzentrische Kreise, in deren gemeinsamer Mitte der Mensch steht. Sie haben eine große Fläche miteinander gemein; aber die unendlich größere, deren Horizonte sogar in die Ewigkeit verschwimmen, gehört der — der Idee, dem Verhältnis zu Gott und zur Ewigkeit, der Weltanschauung, oder wie ich das umspannend genug ausdrücken soll!"

„Sagen Sie: dem Religiösen", ermunterte ich ihn.

„Gewiß! Es gibt ja aber Menschen, denen die Wissenschaft oder ein philosophisches System oder die Kunst oder sonst irgend etwas heutzutage die Religion gewissermaßen ersetzt. Deshalb sagte ich nur: Weltanschauung."

Er sagte auch das wieder, diesen Satz vom Religionsersatz, in rücksichtsvoller Höflichkeit, offenbar von der Absicht geleitet, mich etwaigen Atheisten nicht zu verletzen. So zaghaft ward heute der Idealismus einer edlen Weltanschauung!

„Die wirklich schwere Wunde," erwiderte ich, „an der die deutsche Volksgesamtheit leidet, ist die Spaltung im Christentum selber. Diese dreihundertjährigen Reibungen trieben die eine Konfession in eine gewisse trutzhafte Erstarrung, die andere in ebenso absichtliches Betonen der evangelischen Freiheit. Diese Einseitigkeiten legen die Kulturkraft des Christentums lahm. Unsere übrigen Geistesgebiete rückten mehr und mehr nicht nur außerhalb des Christentums, sondern auch außerhalb alles religiösen Fühlens. In Kunst und Dichtung, Lehre und Leben. Der Polizeistaat ist noch das einzige, was uns zusammenhält. Und von Zeit zu Zeit, wenn einmal frischer Wind weht, ein nationales oder allgemein ethisches Fühlen. Das sind die einzigen Dämme, die noch brutaler, dumpfer, tierischer Ichsucht von außen sich entgegenstemmen; und die sind unzulänglich, wenn nicht innere Kräfte unserer Erziehungsarbeit entgegenkommen. Aber diese inneren Kräfte sind sehr geschwächt!"

„Sie stehen also auch auf religiösem oder gar christlichem Standpunkte?" fragte mein Gefährte.

Ich schwieg zunächst. Er fuhr aber sogleich fort, hocherfreut, daß wir uns wenigstens verstanden: „Ich, sehen Sie, bin Katholik. Und ich muß Ihnen sagen, daß mir das alles, was Sie da von der Zerrissenheit des Zeitgeistes und der Kirche sagen, hundertmal fast die Seele abgedrückt hat. Das ganze Herz blutet mir, wenn ich sehe, wie diejenigen, die sich die besten Bundesgenossen sein sollten, die Sonntagskinder dieser Erde, das Licht dieser Welt — wie die sich in kleinlicher Gehässigkeit gegenseitig weh tun oder sich beschaulich abschließen vom Strom der Zeit, oder so ganz aufgehen in nichtiger Kirchenpolitik und theologischem Buchstabengezänk. Sehen Sie, ich habe schon zu Gott gebetet: ich bin freudig bereit, sofort mein Blut dranzugeben oder sonst das Beste, was ich kleiner Mensch habe, wenn nur diese unglückselige Spaltung beigelegt wäre, die das Christentum matt macht, die dem christlich-idealistischen Geiste nicht mehr gestattet, in einheitlicher und ungebrochener Kraft als Kulturmacht tätig zu sein!"

Er redete mit eindringlicher Wärme. Und da nun einmal das Eis gebrochen war, erzählte er mir seine Lebens- und Leidensgeschichte.

Er war Konvertit. Erst war er gleichgültig mit anderen Gleichgültigen seinen Liebhabereien nachgegangen. Bald aber rissen Tod und Krankheit, diese Erzieher zur Ewigkeit, in ihm und um ihn herum Lücken; und da ward er unruhig. Eben vor einigen Tagen wieder hatte er seine kranke, seit langem kranke Frau ins Bad gebracht. Diese ernsten Schicksale ließen ihn geringer denken von den Alltagsfreuden, die unser Planet zu bieten gewohnt ist. Er suchte weitere Horizonte. „Was hab' ich von dem allem, sagte ich mir, wenn ich nun daliege wie hier meine arme Frau, krank und hilflos, und endlich sterbend? Sogar das Edelste — muß nicht auch mein Vaterland mit allen Kriegen und Großtaten, die meinen einseitigen Patriotismus bisher allein erfüllt hatten, muß nicht auch Deutschland endlich dahinfahren? Und zerschellt nicht dieser ganze Stern? Ich war wie der Heide Offerus: Kein Herr mehr war mir mächtig genug, ihm zu dienen. Nichts mehr befriedigte mich."

So kam er zu Christus, dem Offenbarer einer anderen Welt. Und als er zu Oberammergau einer Aufführung des Passionsspieles beigewohnt hatte, trat er zur katholischen Form des Christentums über.

„Und seitdem habe ich für meine Person völligen Frieden, völlige Seelenruhe und innere Heiterkeit", setzte er mit strahlenden Augen hinzu. „Obwohl ich fortwährend mit Kränklichkeit zu kämpfen habe und an meiner lieben Frau eine schwere Last trage. Aber was ist das alles? Mir schafft nur eins Kummer. Und das ist die Welt um mich, in ihren Mißverständnissen, in ihren Spötteleien, in ihrem Mißtrauen, in ihrem Haß, alles in allem: in ihrem tiefen Unfrieden. Und mitzuwirken, an meinem ganz kleinen Teile nur ein bißchen mitzuwirken, daß etwas Sonne über meine Umgebung komme, das ist mein einziger Wunsch auf Erden. Mag's der liebe Gott in seiner Weisheit mit meinen persönlichen Verhältnissen ordnen wie er wolle, das überlasse ich ihm: wenn er nur meine Seele über dem Sumpf erhält. Aber das eine erbitt' ich von ihm: so lange ich hier bin, wirken zu dürfen in göttlichem, edlem Geiste, sei's wie es will, sei's mit Dank oder Undank!"

„Sehen Sie," unterbrach ich lächelnd den Idealisten und blieb stehen, „da stehen wir ganz auf demselben Boden, nur daß ich's

eben, der ich nicht Katholik bin, in etwas andere Formen fasse und der ganzen modernen Welt modern sagen möchte!"

„Der Kulturkampf liegt hinter uns", stimmte er ein, „und auch ich möchte von ganzem Herzen heute mitschaffen. Ob auch die Konfessionen der nüchternen Fassungen bedürfen, ob auch eine Einheit nie wieder auf dem Gebiete der Dogmatik erzielt wird — wir Laien sollten frei genug sein, Hand in Hand miteinander zu arbeiten auf dem einen seelischen Boden. Nicht wahr?"

Zwei Glocken klangen zusammen.

Schon funkelten Sterne über dem großen Dunstmeer. Aber wir beeilten uns nicht. Wir plauderten, lang und herzlich, über manche Kulturfrage, und mit einem späteren Schnellzuge fuhren wir nach Straßburg und weiter, jeder wieder an seine Arbeit.

Hohkönigsburg

Längst bau' ich in Gedanken
Am Berg einen Königsbau,
Schaffend darinnen zu hausen
Über dem Heimatgau:
Hohkönigsburg des Geistes,
Wartburg des heil'gen Gral —
Denn Berge sind meine Heimat,
Und Gast nur bin ich im Tal.

Odilienberg lag dahinten. Zwei Freunde aus Berlin und mein Freund von Hohbarr hatten sich meiner Wanderung angeschlossen.

Selbviert strichen wir durch Schlettstadt.

In Staub und Lärm des heute ungewöhnlich belebten Städtchens mischten sich Berichte aus Berlin.

„Was macht die sogenannte ‚deutsche Literatur'?"

„Du meinst natürlich Ibsen, Zola, Tolstoj?"

„Nein, die eigentlich deutsche, im großen und selbständigen Volke der Dichter und Denker. Im neuen Reich!"

„Immerzu Naturalismus, Symbolismus, Gesellschaftskritik, soziales Elend — — oder auch Kunst als Kunst, l'art pour l'art. Die Literaten sind der Tod der Poesie. Immerzu Probleme, zumal Ehebruch."

„Und der Gesamtgeist? Mund auf, Freund! Kurzen, klaren Überblick! Was spricht man vom Volk der deutschen Landschaften und all seinem seelischen Wohl und Wehe?"

„Volk ist für Jung-Berlin gleichbedeutend mit plebs; plebs aber gleichbedeutend mit Sozialdemokratie. Oder Volk ist ihnen gleichbedeutend mit Großstädtern; Volksgesamtheit, wie sie Richard Wagner verlangte, als Zuhörerschaft und Jüngerschaft des Dichters — zu dieser Weite und Umspannung vermag sich unser Literatengeschlecht nicht aufzuschwingen. Idealismus, Aufschwung, Reinheit, Vaterlandsstolz — das ist ihnen unreif. Ihnen macht

man kein X für ein U! Sie kennen das Leben und wissen, daß der Mensch Tier oder Halbtier ist, abstammend nicht aus dem Licht, sondern aus dem Schlamm, der Kapitalist ein Schuft und sämtliche Regierungsleute unfähige Tröpfe! Indes — Lump sein ist weiter kein Verbrechen. Das einzige Verbrechen ist die Dummheit. Beschwindle, genieße, schlängle dich mit Willen zur Macht empor, mit welchen Mitteln du willst: wenn du Erfolg hast, so hast du recht. Das etwa ist ihre praktische Weltanschauung!"

Tiefland, Tiefland, Tiefland! ...

Derweil zog ein wundersam hohes Abendrot — o ihr Wasgau-Abendröten! — seine Farbenpracht um den tiefschwarz sich abhebenden Waldkegel der Hohkönigsburg. Jeder Tannenbaum dort oben, jedes Reislein beinahe, war auf den scharf abgezackten Wasgaukämmen an dieser Gluthinterwand sichtbar. Aber nach der hehren Klarheit, die dort an jedem Feierabend das Herz des Werktagsmenschen mit himmlischen Farben und Freuden füllen will, heben nur wenige das Angesicht. Ein alemannischer Mitbürger mosaischer Konfession feierte mit viel Aufsehen seine Hochzeit, ganz Schlettstadt war auf den Beinen. Außerdem hatte die Feuerwehr ein Fest und zog mit Fiedel und Brummbaß, umstäubt von der Schuljugend, die Straßen der alten Merovinger- und Humanistenstadt entlang.

Ich atmete erst wieder auf, als wir von Wanzel aus in die Waldluft der Hohkönigsburg eintraten.

* * *

Die Hohkönigsburg trägt einen sehr klangvollen und stattlichen Namen. Sie ist auch, neben dem uralten Girbaden, das schon zu Römerzeiten Kastell war und von Wodan, dem wilden Jäger, noch immer umstrichen wird, die umfangreichste Ruine des Elsasses. Aber man tut wohl daran, nicht mit allzu großen Erwartungen nach dem zerfallenen und umwachsenen Mauerwerk emporzuklettern. Umfangreich sind ja die Ruinen in der Tat. Es ist da ein Vorwerk, ein äußerer und innerer Hof, ein Löwentor, hallende Räume, stattliche Mauerreste, auch eine Wendeltreppe, die zu einer überschauenden Turmhöhe hinaufführt. Aber eine Hauptsache fehlt: die Seele. Die Geschichte dieser Burg mit dem anspruchsvollen Namen ist ganz und gar ungewiß und nicht bedeutend. Es stand dort am

anderen Ende des Bergrückens noch eine kleinere Burg, die Ödenburg. Nun weiß man nie, wenn in Urkunden der Name Hohkönigsburg erwähnt wird, ob eigentlich die größere oder die kleinere Burg dieses einen Berges gemeint ist. Sie wird als Sitz der Landgrafen des Unterelsasses genannt; später war sie ein Lehen des Hauses Österreich und eine Weile von Sickingens Söhnen bewohnt. Auch Raubritter setzten sich hier oben fest. Das Hauptereignis im Leben der großen Steinmasse war wohl die Beschießung durch den schwedischen Oberst Fischer, im Dreißigjährigen Kriege, dem die Besatzung tapfer widerstand. Am „Schänzel" (daher der Name) standen die schwedischen Batterien. Es ist möglich, daß seit dieser Zeit die Burg in Trümmern liegt. Kurz, es fehlt der geräumigen Wüstenei die Weihe einer großen, tatenvollen Vergangenheit. Und nur der eine Gesichtspunkt läßt sich dieser Stätte abgewinnen: daß allemal zu Zeiten, in denen das Reich blühte, auch die Burg stark und wohlerhalten war, in Zeiten des verfallenden Reiches aber selber zerfiel.*

Eines aber zeichnet auch diese Stätte aus: die wunderschöne Aussicht, eine der schönsten der Wasgauberge. Links überblickt man in seiner ganzen Ausdehnung das Lebertal; wie eine hellgrüne Bucht, von Häuserpunkten wie von Kähnen durchzogen, schneidet dieses schön besiedelte Tal, dessen Endpunkt Markirch bildet, in die dunklen Gebirgswälder. Um uns wellen sich die überwaldeten Vorhöhen der Vogesen; dort der verrufene Geisterberg Tännchel, dahinter blauumflossen der Climont, und mit feinen Horizontlinien der Große Belchen; rechts die Schlösser von Rappoltsweiler, hier drüben die Trümmer von Ortenberg, Ramstein, Frankenberg. Zu unseren Füßen die reiche Ebene des südlichen Elsasses, mit den Wiesenflächen der Ill, mit den üppigen Weinbergen am Wasgaurande — eine Fülle von wechselnden Farben auf der einen grünen Grundfarbe,

* Seitdem (1899) ist die Hohkönigsburg von der Stadt Schlettstadt dem deutschen Kaiser geschenkt worden, der sie in vollem Umfange durch Bodo Ebhardt wieder aufbauen ließ. Am 13. Mai 1908 wurde die Burg in Anwesenheit des Kaisers, bei ununterbrochen strömendem Regen unter ansehnlichen Feierlichkeiten eingeweiht. Dem Verfasser der „Wasgaufahrten" war die Aufgabe zuteil geworden, den Festgruß zu dichten, dem er im Sinne des oben angedeuteten Gedankens Ausdruck gab. Das Gedicht wurde von einem Herold zu Pferd vor dem Kaiserzelt gesprochen. Dann zog ein schöngestimmter Kostümzug — den Einzug der Sickinger darstellend — in die äußerst stolz und stattlich wirkende Burg ein, und die Gäste folgten. [Und jetzt, 1922, ist sie französisches Nationalmuseum ...]

allenthalben mit großen und kleinen Ortschaften wie mit Blumen geschmückt, dort Schlettstadt, dort der weit sich dehnende Rauch von Colmar. Und immer gegenüber, über die blauschimmernde Mittagsebene ragend, verschwimmend im Sonnenduft, der treue Wasgaugeselle Schwarzwald.

Nach alledem ist es nicht zu verwundern, wenn mir von meinem Besuche der Hohkönigsburg mehr die Gespräche der junglebendigen Wanderer in Erinnerung blieben als der geringe Seelengehalt der toten Trümmer. Freund Hugo und ich, wir gingen lange allein, wie so oft in der Schwermut der Mark Brandenburg oder auf den kahlen Kämmen des Riesengebirges, den Hut in der Hand, den heißen Kopf kühlend in der Schattenluft des hochbogigen Wasgenwaldes. Der praktische Mediziner nebst Freund Karl, dem Gefährten vom Donon, schritten voraus. Wir sprachen von moderner Erziehungslehre. Welch ein Gegensatz zwischen solcher unverfälschten Waldnatur, die von Ginsterduft und Harzgeruch, von Thymian-Bienen und spielenden Schmetterlingen bunt belebt ist, und der Staubluft und Grammatik unserer üblichen humanistischen Methode! Die moderne Bildung, wie jede hochentwickelte Kultur, müßte immer wieder und fast grundsätzlich die Berührung mit Mutter Natur pflegen. Wie sagt Lagarde? „Mir scheint jetzt in unserem Vaterlande in der undeutschesten Weise der Zusammenhang mit der Natur, das Zusammenleben mit ihr, vernachlässigt zu werden. Die tonangebenden Kreise Deutschlands wissen nicht allein nicht mehr, wie die aufgehende Sonne aussieht — das möchte hingehen, denn es tut nichts Wesentliches zum Besserwerden — aber sie sind völlig entwöhnt, in den einfachen, reinen, großartigen Verhältnissen zu leben, wie sie Bauer, Förster, Matrose kennen. Durch und durch künstliche Zustände: enge Stuben, Wirtshäuser, Konzertsäle, Theater, das sind die Orte, an denen wir unsere besten Stunden verbringen." Mein Freund, der Lehrer, erwies sich als Anhänger einer naturfrischen Erziehung, wie sie etwa Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" in großen Umrissen gezeichnet, einer Erziehung, die vom Gegenwartsboden aus die ganze Welt, auch die klare Schönheit der Griechen, auch die nüchterne Tatkraft der Römer, umspannen könnte. Aber von heimatlichem,

von vaterländischem Boden aus! Und durch öfteren Unterricht im Freien immer wieder den Duft der Wirklichkeit, der Anschaulichkeit, der Gesundheit hereinholend in den Geist der Schule. Da sei freilich vor allen Dingen der Lehrer selbst eine warme, lebensprühende Persönlichkeit, kein mißmutiger Zahlen- und Formenmann, wie das ja bei der heutigen formalen Methode so leicht sich herausbildet! Das erfordert wieder erzieherische Persönlichkeiten auf Seminar und Hochschule, Persönlichkeiten in allen Kulturgebieten überhaupt. Denn das greift ja alles eng ineinander. Einer allein ist da machtlos, ein Stein in einem großen Gebäude; erst wenn wie eine gute Epidemie durch alle Geistesmänner aller Gebiete ein neuer Geist weht und drängt, daß sie einander mit guten Vorschlägen förmlich die Worte vorm Munde wegnehmen, dann erst ist Auffrischung auch in den Einzelheiten zu hoffen. „Läßt denn aber diese moderne Hetzjagd, die da rudelweise in Städten vor sich geht, die Entwicklung geschlossener Persönlichkeiten zu? Läßt sie das ganze Volk als bunt gegliederte, einheitliche Persönlichkeit unter anderen Völkerpersönlichkeiten aufkommen? Und wenn erst der Massenstaat der Sozialdemokratie den letzten Eigen-Sinn erstickt hat? Dann ist Europas Ende da! Dann ist dieser Haufen herzloser, ausgemergelter Gehirnmenschen reif genug, von einem slawischen oder japanischen Oktobersturm wie abgelebte Herbstblätter in den Atlantischen Ozean gejagt zu werden!"

So machten wir unseren Herzen Luft. Und als wir von dem windüberwehten Grasplatze der Turmhöhe über das Elsaß schauten, wurde die Frage aufgeworfen: Quillt in eurem unverbrauchten Reichslande da unten keine junge Kraft?

„Junge Kraft!" Wir hatten ja allerdings zähe Trotzköpfe in der bunten Geschichte dieses viel zerstückelten und viel mißhandelten Grenzlandes. In der Chronik ehemaliger deutscher Bürgerkraft hat Straßburg, die „Perle am Rhein", schönen Glanz. Burgen im ganzen Wasgau, von der Räuberburg Lindenschmidt an der Pfälzer Grenze bis hinauf nach Kaisersberg, haben Straßburgs und seiner Zünfte und Adelsherren muskelstarken Arm zu spüren bekommen. Durch drei Jahrhunderte, von den bischöflichen Kriegen 1262, in denen die Stadt ihrer Stärke bewußt ward, bis zur Züricher Hirse-

breifahrt 1576, die durch Fischarts „Glückhafft Schiff" berühmt wurde, hat diese Bürgerschaft geblüht. Dann ging's bergab. Aber als Muster echt alemannischen Stolzes leuchtet noch am Rande ihres Untergangs die Standhaftigkeit eines der letzten Ammeister der freien Reichsstadt, Dominicus Dietrich.

In einer milden Septembernacht des Jahres 1681 wurde die entblößte Stadt umstellt und, nach mehrtägigen Verhandlungen mit Minister Louvois, an das mächtige Frankreich gebracht. Da hätte sich zeigen können, was etwa vom alten Bürgertrotz noch lebendig war. Hier wie im ganzen matten Deutschland des traurigen Kriegsjahrhunderts so gut wie nichts. Es wäre auch unnütz gewesen, der Entwicklung der Dinge mit Waffengewalt widerstreben zu wollen. Habsburgs Politik und die europäische Lage hatten diesen Sachverhalt herbeigeführt. Zunächst wurde nun, nach der Übergabe, obgleich nur zwei katholische Bürger in der Stadt waren, das Münster den Katholiken zurückgegeben. Und um nun die Ketzerei überhaupt abzuschaffen und die Einheit des Bekenntnisses wiederherzustellen, wurde der Rücktritt zur katholischen Konfession mit unschönen Mitteln erleichtert. Obgleich volle Religionsfreiheit bei der Übergabe ausdrücklich und schriftlich gewährleistet worden! Wer übertrat, war einer titel- und soldreichen Laufbahn sicher; die Charakterlosigkeit wurde förmlich gezüchtet. So reisten denn auch Obrecht, ein Professor, und der Stadtschreiber Christoph Güntzer nach Paris, bekehrten sich mit bemerkenswerter Schnelligkeit und wurden, jener zum Préteur royal, welcher sogar über dem Ammeister als eine Art Aufsichtsbehörde saß, dieser zum Stadtsyndikus befördert. Man hat den Christoph Güntzer „Verräter" der Stadt genannt, weil er längst mit den Franzosen im Einverständnis gestanden; aber es ist nicht einzusehen, wozu da groß Verrat nötig, wenn ein General Montclar 35000 Mann vor schlecht auf Verteidigung eingerichtete Wälle und ausgetrocknete Stadtgräben wirft, zumal die wehrhafte Bürgerschaft zu großem Teil auf der Frankfurter Messe abwesend war! Die protestantischen Trotzköpfe der Dörfer wurden auf ländliche Weise drangsaliert, indem man ihnen Dragoner ins Quartier legte. Und wie man in diesem ersten Bekehrungseifer die gebildeten Querköpfe der Stadt behandelte,

davon ist das Schicksal des Straßburger Ammeisters Dominicus Dietrich ein bitteres Beispiel.

Dietrich war Ratsherr von höchstem Einfluß. Er hatte fünfmal als Ammeister Straßburgs Geschicke geleitet. Ludwig XIV. urteilte mit Recht, daß der Übertritt dieses charaktervollen Patriziers auf französische und katholische Seite die Masse der Halbnaturen nachziehen würde. Er rief ihn nach Versailles. In glänzender Versammlung, in Gegenwart des Königs, legte Minister Louvois dem schlichten Stadtherrn von der deutschen Grenze eine Bibel vor, zeigte auf einen bestimmten Vers und befahl ihm laut zu lesen. Der verfängliche Vers steht 1. Makkab. Kap. 2, V. 17 und lautet: „Und die Hauptleute Antiochi sprachen zu Matathias: Du bist der Vornehmste und Gewaltigste in dieser Stadt und hast viele Söhne und eine große Freundschaft; darum tritt ernstlich dahin und tue, was der König geboten hat, wie alle Länder getan haben und die Leute Juda, so noch zu Jerusalem sind, so wirst du und deine Söhne einen gnädigen König haben, und begabet werden mit Gold und Silber und großen Gaben." Dietrich hatte gelesen. „Nun?" fragte Louvois, während aller Blicke an dem Ammeister hingen, „was haben Sie darauf zu antworten?"

Unser Dietrich war nicht nur Christ und Protestant, er war auch ein Mann voll Geistesgegenwart und Unerschrockenheit, dessen Bürgerstolz im Glanze von Versailles nicht zusammenschrak. Ruhig erwiderte er: „Hier meine Antwort, sie steht gleich darunter." Und er las weiter: „Da sprach Matathias frei heraus: Wenn schon alle Länder Antiochi gehorsam wären, und jedermann abfiele von seiner Väter Gesetz, und willigten in des Königs Gebot, so wollten doch ich und meine Söhne und Brüder nicht vom Gesetz unserer Väter abfallen. Da sei Gott für! Das wäre uns nicht gut, daß wir von Gottes Wort und Gottes Gesetz abfielen. Wir wollen nicht willigen in das Gebot Antiochi und wollen nicht opfern und von unserem Gesetz abfallen und eine andere Weise annehmen."

Der König verließ wortlos und empört den Saal. Und der kühne Bekenner wanderte in Gefängnis und Verbannung. Sieben Jahre lang schmachtete er in französischer Kerkerhaft. Endlich, als ihn

Siechtum an den Rand des Grabes gebracht, wurde dem Greis gestattet, zu Frau und Kindern heimzukehren und in seiner Vaterstadt wenigstens zu sterben. Aber sein Haus zu verlassen, war ihm verboten. Doch hat man später stillschweigend zugelassen, daß sich der „gefährliche" Mann in einer verschlossenen Sänfte in den Gottesdienst tragen ließ. Er starb 1694, körperlich gebrochen, seelisch ungebeugt. Ehre seinem Andenken!...

Auch im Städtmeister Jakob Sturm von Sturmeck (1489—1553) besaß die Stadt einen bedeutenden Staatsmann und musterhaften Bürger, ausgestattet mit aller Bildung seiner Zeit und mit einem über alles Lob erhabenen Adel der Gesinnung. Neunzehnmal vertrat er in der schweren Zeit der Kirchenspaltung die Stadt vor Kaiser und Reich; und der härteste Tag seines Lebens war wohl der Tag des Fußfalls vor dem siegreichen Karl V. nach der Schlacht bei Mühlberg (1547). Aber um seiner Vaterstadt willen übernahm er diese Demütigung, die uns um so mehr ergreift, wenn wir uns dieses edelgeschnittene, sorgenernste, breitbärtige Mannesgesicht Jakob Sturms von Sturmeck vorstellen, wie es uns im Bilde überliefert ist. Damals mußte das evangelische Straßburg, das sich dem Schmalkaldischen Bunde angeschlossen hatte, zwölf seiner berühmten Geschütze an den Kaiser ausliefern. Über Jakob Sturm schreibt Erasmus in einem Briefe (1527): „Er ist durch Gelehrsamkeit, Aufrichtigkeit, Herzensreinheit, Klugheit der Edelste unter den Edlen, dessen Ratschlägen nicht nur die berühmte Stadt Straßburg, sondern fast ganz Deutschland viel verdankt."

Und hierin hatte der gelehrte Rotterdamer recht. Das waren Alemannen von sittlichem Ernst und geistiger Kraft!

Von der Hohkönigsburg der Edelcharaktere eines Dietrich und Sturm wanderten unsere Gedanken ins Flachland: zum durchschnittlichen Charakter unserer jetzigen elsässischen Bevölkerung.

Ein freimütiges Alemannentum gibt dem elsässischen Volkscharakter das Gepräge; ein gewisser Eigensinn bildet den löblichen Kern unseres Wesens. Diese zähe Querköpfigkeit äußert sich in unserem Volke einesteils durch Fleiß, der von der Fruchtbarkeit des dankbaren Geländes ermuntert wird; anderesteils bekundet sie sich in einer weniger löblichen Verachtung alles dessen, was von jen-

seits des Rheines oder der Vogesen kommt. Der Altdeutsche ist dem durchschnittlichen Elsässer ein „Schwob", der Franzose ein ebenso bemitleidenswerter „wälscher Kaib". Eine zweihundertjährige politische Einspannung in ein fremdsprachiges Staatsgefüge bestärkt freilich ein Grenzvolk in solchem Eigensinn. Der Elsässer ist schwierig zu behandeln, im Privatleben wie in der Politik; ging's nach den elsässischen Querköpfen, wir würden ein Reichlein für uns bilden. Bei dem ausgeprägten Freiheitssinn der Elsässer natürlich eine Republik. Ein behagliches Gemütsleben, was man so recht eigentlich „deutsches Gemüt" nennt, ist in unserem schicksalsharten Grenz- und Mischvolke gegenwärtig wenig ausgebildet, wenn auch ein starkes Familiengefühl nicht zu übersehen ist. Der edlere Elsässer hat etwas Herbes in seinem Wesen. Dafür blüht aber in unserer Durchschnittsbevölkerung eine eigentümlich elsässische Gemütlichkeit und Gastfreundschaft, die an heiterem Föppeln und Späßeln, am 'e güete Gläsel Win sin Pläsir hat, und die sich in unserer Städtersprache durch fortwährend angewandte Verkleinerungsendungen äußert. Besonders in den zahlreichen Städtchen gedeiht diese Heiterkeit. Leider verrät sie, im Tonfall, eine gewisse Lässigkeit und Entartung; sie hat sogar einen Stich teils ins Läppische, teils ins Sinnliche — denn viel Sinnlichkeit steckt in unserem Weinlande —, so daß sie leicht das Verständnis für das Große und Markig-Ernste ertötet. Besonders in der Stadt. Diese Städter und Kleinstädter haben vielfach den echt französischen Hang zu Bonmots und Esprit, diesem unübersetzbaren Worte, trefflich abgeguckt; auch in Tracht, Gebaren, Begrüßungsart suchen sie die elegante Nachlässigkeit der Pariser wacker nachzuahmen; und zumal ihre Frauen halten zäh an französischer Sprache fest, so daß sich mancher, der in seiner Kindheit nie Französisch gesprochen, durch Heirat in die Region französischer Sprache hineinlocken läßt. Das führt vielfach zu Zwittertum und Unnatur, besonders bei halbgebildeten und scheingebildeten jungen Leuten, und leider auch zu einem Spannungsverhältnis gegenüber den altdeutschen Eingewanderten, die seit 1870 in und an unserem Lande gearbeitet haben. Noch manches Harfenlied wird der Wasgenwald rauschen, bis sich hier Einheit und Gleichmaß versöhnlich wiedergefunden haben.

Dafür sind unsere Bauerndörfer um so unverfälschter, wenigstens im nördlichen und mittleren Elsaß, meiner eigentlichen Heimat. Die reizende Tracht, die derbe Einfachheit des „Hanauerlandes" (Buchsweiler Gegend) liebe ich über alles. Was für fleißige, zähe, querköpfige Männer! Welcher tief eingewurzelte, unverheuchelte, religiöse Sinn! Unsere Bauern haben ihre treuherzig breite Mundart, die von der gezierteren und französisch durchwirkten, oft aber etwas schlappen Sprechweise der Städter charaktervoll abweicht, auch unter französischer Herrschaft bewahrt. Ihre Sitten und Feste, ihre Haus- und Dorfsprache, ihre Predigt, ihre Schulen waren und blieben deutsch. Erst in den sechziger Jahren begann die französische Regierung gegen die deutsche Sprache vorzugehen. Aber da kam der Krieg.

Jakob Grimm, der 1814 unseren Gau bereiste, nannte die Elsässer treffend einen „gesunden, haltfesten Schlag Menschen". Und er fügt hinzu: „Seit der Elsässer 1681 von Kaiser und Reich schmählich im Stich gelassen war, hat er sich selbst beigestanden, Sprache, Sitten und Trachten aufrecht erhalten, welches nicht beschrieben, sondern nur mit den Augen angeschaut werden kann, weil es bis in die Mienen, Redensarten, Hausgerät und Einrichtung der Stuben geht." Und in derselben Zeit, da unser Wieder-deutsch-Werden in so naher Aussicht stand, schreibt Ernst Moritz Arndt: „O mit welchen Gefühlen von Wonne und Weh über all diese Schönheit und Herrlichkeit, daß diese nicht wieder unser geworden sind, bin ich zu Straßburg auf dem hohen Münster gestanden und habe im Osten den Schwarzwald, im Süden den Jura, im Westen den Wasgau vor mir blauen sehen! Eine herrliche Stadt, und die Menschen darin wie deutsch noch! Wie leicht erkenntlich die echte, schlichte deutsche Art von der mehr gezierten und beweglichen wälschen! Und welche schönen kräftigen Bauerngeschlechter in diesem herrlichen Rheintal! Es sind Alemannen — die Heftigkeit, der Ungestüm der Leidenschaften, der kurze gestoßene Akzent in der Sprache, die Fülle der Herzigkeit und Gradheit, ja selbst die Grobheit, sagt es . . . Welche glückliche, ja welche seligen Augenblicke habe ich bei jenen Streifzügen und Durchflügen durch das Land erlebt! Wie viele edle, deutsche Menschen, damals alle von der Glut unendlicher Hoffnungen durchhaucht, sind mir begegnet!" . . .

Das sind alles schöne, sehr schöne Lobworte, liebe Landsleute! Laßt uns ihnen Ehre machen!

* * *

Und nun schweiften wir, ein Hesse, zwei Braunschweiger — aus der Weltstadt — und ein Elsässer, die wir im heißen Mittagssonnenschein auf Hohkönigsburg kamen, philosophierend in die Allgemeinheit und gaben der Anschauung Ausdruck: Es wird und muß in ganz Deutschland Überzeugung werden, daß nur dann sich wieder sieghafte Lebenskraft zutage drängen wird, wenn das ganze Reich mit allen seinen Stämmen und Gauen eingreift in die jetzige Kultur.* Eingreift zur wurzelhaften Vertiefung unseres Kulturlebens aus der Überkultur der Großstadt! Fürst Bismarcks Reden vom Sommer 1893 an die einzelnen Abordnungen deutscher Städte, Stände und Gaue atmeten alle den einen Gedanken: Betätigt euch alle! Laßt euch keine Bevormundung des einen rührigen Berlins gefallen! Dezentralisation! Wir wünschen in Deutschland um keinen Preis eine zentralistische Wirtschaft, wie sie Frankreich kennt mit seinem alles beherrschenden, durch eine ganz andere und ältere Geschichte emporgewachsenen Paris. Nur der kann mit gesundem Selbstbewußtsein sich als Mann fühlen und von da aus die Welt überblicken bis in die Tiefen der Ewigkeit, der sich auch innerhalb seines alldeutschen Volkes als eigenartiger und doch großdeutscher Rheinländer, Sachse, Thüringer, Egerländer, Hamburger, als ein wurzelfester Baum in dem einen großen Walde fühlt. Mit diesem Wurzeltum kann der „Internationalismus", d. h. farblose Vaterlandsverachtung, allerdings nichts anfangen. Aber wir verlangen das auch nicht. Die Frage ist eine trockene Machtfrage. Entweder Verflachungsgeist führt das Wort wie bisher — oder die Gaue drücken umgekehrt der Hauptstadt und der Kopfweisheit dieser Zeit ihr Gepräge auf, und zwar so

* Der literaturkundige Leser sieht, daß hier schon 1895, also vor dem Schlagwort der sogenannten „Heimatkunst", der Dezentralisationsgedanke befürwortet ist, und zwar vermutlich angeregt vom „Rembrandtdeutschen" („Rembrandt als Erzieher", 1890). Doch ist inzwischen (1912) vom Verfasser der „Wege nach Weimar" und des Kulturbildes „Oberlin" der Gedanke der Reichsbeseelung im Sinne des deutschen Idealismus viel umfassender ausgebaut worden.

nachdrücklich, daß Berlin und alle äußeren Errungenschaften der Gegenwart ins Künftige nichts weiter sind als Sammelpunkte für unseren Gehalt, als Gefäße, denen unsere Gesamtheit erst Inhalt gibt.

Das ist stolz gesprochen. Aber es muß der Großstadt gegenüber stolz gesprochen werden. Weil sie militärisch und politisch seit 1870 im Vordergrund stehen, maßten sich allerlei Emporkömmlinge auch auf anderen Gebieten die Führung an. Und das Reich ist bescheiden genug, sich verblüffen zu lassen und tatlos zuzusehen. Wer aber den Mischmasch dort studiert hat, der weiß, daß Ernst, Tiefe, Größe in diesem Menschengewühl, das so wenig zur Ruhe und Innerlichkeit stimmt, vorerst nur Ausnahmen sind. Das Ernste und Große, zumal in Kunst und Religion, zu erfassen, geschweige denn zu erzeugen, dazu gehört seelische und sittliche Kraft und Sammlung. Die aber gedeiht nicht in Zeiten und an Orten, die zwar zu technischen Eisenkonstruktionen wie der Eiffelturm fähig sind, die aber zu der markigen, langsamen Arbeitskraft und Seelentiefe eines Münsterbaues keine Stimmung mehr haben. Die ehrenwerten Ausnahmen, die sich auch dort regen und rühren, sind leider auf den Gesamtcharakter bislang ohne Einfluß.

Es hat mich aus Berlin fortgetrieben in den Wald. Sie sitzen dort in Kneipenluft, dichteln und genießeln die Kunst um der Kunst willen, und werden markloser als die befehdeten Epigonen. Es fehlt jene sittliche Größe, wie sie etwa im größten Lyriker des mittelalterlichen Deutschland, in Walther von der Vogelweide, in so wechselnden Tönen, von zarter Schalkheit bis zu männlichem Zorn, zur Gestaltung kam. Diese moderne Großstadt kennt Nervenschwingungen, Lichtreflexe auf das Auge, Wortwirkungen und sinnliche Künstelei; darin geht ihre Kunst auf. Was ist ihnen ein Volk? Was ist ihnen Wald und Heide, Land und Leute, große Horizonte und edelstarke Empfindungen?!

So weit sind wir, fünfundzwanzig Jahre nachdem uns die deutsche Persönlichkeit und das persönliche Deutschtum des eisernen Bismarck den Reichskörper geschaffen! Sollte man nicht erwarten, daß Charakterköpfe wie Moltke, Bismarck und der edle Wilhelm I. sich widerspiegelten in der Literatur und eine Reichsseele schmiedeten?

Wenn ich „weitere Horizonte" verlange, so ist das nicht nur wörtlich, sondern vor allem geistig zu fassen. Das Wesentliche ist, daß der Dichter in sich selbst weite Horizonte trage, daß er auch bei Idyllen und Lenzstimmungen bedeutend empfinde. Daß er nicht untergehe in Stubengeist, der unsere bizarre Neuromantik oder unser modernes Vier-Wände-Drama mit seiner seelischen Selbstzergliederung, seinen unreinlichen Stoffen so matt und unerquicklich macht.*

Jedoch, Freunde, laßt uns nicht mit Schelten Verbitterung säen! Laßt uns vielmehr tatkräftig mitarbeiten an einer edlen Vereinfachung und Gesundung!

War es bisher Unsitte, daß Geschäftsleute Berlins den Theaterleitern Deutschlands den Spielplan vorschrieben: so muß nun das

---

* Das erfolgreichste Kassenstück Berlins war im Winter 1894/95 Sardous Pantoffelklatsch „Madame Sans-Gêne", das schon zu Neujahr im „Berliner Theater" 174mal aufgeführt war — eine Aufführungsziffer, die ein französisches Stück bis dahin nicht erlebt hatte. An den Weihnachtsfeiertagen 1894 wußte man an 4 (vier) ersten Berliner Bühnen nichts Frischeres und Deutscheres zu geben, als Stücke eben dieses pikanten und effektgewandten Sardou. In der behaglichen Bierstadt München nicht anders: im Rechenschaftsbericht des Königlichen Hoftheaters stand ebenfalls Viktorien Sardou als zumeist aufgeführter Dramatiker obenan. Und im Jahre 1895 selbst? Darüber einen Ausschnitt aus dem „Kunstwart": „Wer sich nicht als Chauvinist damit begnügt, daß wir vor 25 Jahren die Franzosen ‚gehauen' haben, sondern wer als Mann tieferen, nationalen Empfindens eine deutsche Kultur ersehnt, dem kann bitter weh ums Herz werden beim Lesen der Berliner Theaterankündigungen dieser Woche. Wir bringen hier die Spielpläne der (hauptsächlichsten) Berliner Theater vom 31. August 1895, unter Weglassung derer vom Schauspielhause, dem Berliner und dem Schillertheater, die — (diesmal! denn sonst ist das ‚Berliner Theater' nicht besser; und im Schillertheater machte kurz zuvor Scribes ‚Glas Wasser' volle Häuser) — erquicklicher zu lesen sind. Am Sedanfesttage sind die Theater natürlich alle ‚patriotisch', aber wie wirkt im Vergleich mit diesem Sonntags- das Wochen-Gesicht der Berliner Schauspielerei! Es ist also Tatsache, daß am Sonnabend vor der fünfundzwanzigsten Wiederkehr des Sedantages spielten: Krolls Theater (Königliche Oper während des Umbaus des Opernhauses): ‚Mignon', Oper von Ambroise Thomas. Neues Theater: ‚Der natürliche Sohn' (le fils naturel) von Alexander Dumas, deutsch von Paul Lindau. Residenz-Theater: ‚Fernands Ehekontrakt' (Un fil à la patte) von Feydeau, deutsch von Jacobson. Adolf-Ernst-Theater: ‚Madame Suzette' von Ordenneau, Musik von Edmond Audran. Lessing-Theater: ‚Cherchez la femme'. Theater Unter den Linden: ‚Die Chansonette'. Das ist die führende und vorbildliche deutsche Hauptstadt eines Deutschen Reiches!" — Dies war im Jahre 1895. Aus Gegenwehr wurde der Gedanke der Freilichttheater ausgebildet — also Flucht in die Landschaft — und später (1903) das Harzer Bergtheater gegründet. Heute (1912) sind es Reinhardts Regieeffekte und Hofmannsthals bizarre Dramatik, im Bunde mit Richard Strauß, die dort das Gepräge geben; die Hofbühne ist bedeutungslos.

Selbstbewußtsein der Gaue sich dagegen auflehnen. Berlin muß vom Reiche Gestaltung erhalten. Es darf nicht zur „Bildung" gehören, alles spielen oder sehen zu wollen, was zu Berlin neueste Mode ist (1901: Überbrettl'). Zu solcher Selbständigkeit der Landschaften gehört ein eigener Stil. Zu einem eigenen Stil verhilft uns nur eingeborener Geist, nicht der gewandteste Stil des Auslandes.

Nicht anders in lyrischer und erzählender Dichtung. Welche dichterischen Stoffe blühen überall am Wege! Welche Fülle eigenartiger Persönlichkeiten könnte diese bunte Landschaft erzeugen! Laßt uns an bestimmtem Erleben einer bestimmten, klaren, warmen Persönlichkeit Freude empfinden! Ob bei diesem Aufatmen der Gesundheit manche Subtilität großstädtischer Literaten zerstäube — besser eine blühende Volkskunst, als eine welkende Literatenkunst! Der warmlebige Mensch ist ein Stück seines Landes; er verkommt in Spielerei und Selbstsucht, wenn er nicht in und mit seinem Volke lebt und fühlt, zugleich aber, seines Lichtberufes bewußt, über demselben seine Höhenwege wandelnd, im ewigen Lichte eine andere Heimat wissend.

Es ist aber nicht Berlin als solches, das wir Waldverbannten bekämpfen, wie dort Shakespeare im „Cymbeline" oder in „Wie es euch gefällt" den Hof ablehnt: unser Unbehagen gilt dem Zeitgeist. Sonne, scheine du über ganz Deutschland!

* * *

Die Sonne stand abendlich sprühend über dem Geisterberg Tännchel. Wir brachen auf.

Durch den Kastanienwald, der den Gipfel krönt, munteren Schrittes hinab nach Forsthaus Hohkönigsburg und Forsthaus Schänzel, in unbekannte Wald- und Wiesengründe. Irgendwo rechts ließen wir Tännchel und Tannenkirch liegen, vor uns reckten sich unbekannte Burgtrümmer, und erst durch einige Waldarbeiter erfuhren wir, daß der buschige Talgrund, durch den wir wanderten, unweit Oberbergheim mündet. Rappoltsweiler war unser Ziel. Nach einem heißen Marsche durch steiniges Weingelände zogen wir schweißdurchnäßt in das alte Städtchen ein.

Unterwegs hatten wir einen bezeichnenden Scherz. Wortlos schwitzten wir selbviert den Weinbergweg hinunter. Da trafen wir

an einem wasserreichen Feldbrunnen zwei Arbeiterinnen, die im Weinberg beschäftigt waren.

„Pardon, madame, est-ce que c'est le chemin de Rappschwihr?" fragte plötzlich Hugo in scherzhaftem Französisch.

Die Angeredete, eine Frau von etwa fünfunddreißig, sah ihn erstaunt an. Dann meinte sie „oui", nickte tief und wies nach dem vor uns liegenden Städtchen, setzte aber sofort auf gut Alemannisch hinzu: „Mr könne net franzehsch" (Wir können nicht Französisch).

„So?" erwiderte Hugo hochdeutsch, „das freut mich. Ich kann auch nicht viel."

Und erheitert zogen wir weiter.

Auf den Spitzbergen von Ratboldovilare, hereinschauend in die engen Gassen des traulichen Städtchens, ragen die Trümmer der drei Burgen Hoh-Rappoltstein, St. Ulrichsburg und Giersberg. Die Lohe eines wolkenlosen Sonnenunterganges brannte hinter den Felsschichten, Zacken und Türmen der graugrünen Gipfel.

Unten im gemütlichen Städtchen, über das die liebliche Abendröte ihre Rosenlaube wob, saßen wir behaglich bei Abendbrot und Abendtrunk. Einer von uns hatte sich eine Mundharmonika erstanden; und lange noch, als schon der Mond über dem Elsaß hing, summten die wehmütig-melodischen Töne in das vom Nachtwächter durchsungene Städtchen. Dieser trauliche Abend von Rappoltsweiler war eine ordentliche Erquickung nach dem herben Tage von Hohkönigsburg.

Ein Herbstgang

Und nun tauch' ich in die Enge,
Wasgenwald, aus deiner Weite!
O mein Wald, auch in der Enge
Sei du mir ein stolz Geleite!

Hilf mir, daß ich nie da unten
Im Gedräng' den Weg verfehle —
Groß und ernst wie deiner Wipfel
Sei das Rauschen meiner Seele!

Groß und ernst... Im hohen Spätrot
Steh' ich am gebräunten Rande,
Und ich schwör' dir: Diesen Waldgeist
Trag' ich aus in deutsche Lande!...

Der Herbst ging übers Land. Tief, bis auf die Erde, hing eine dunkelgraue Wolkendecke. Die Berge standen verhüllt; kaum ein fahler Streifen Spätrot rötete ihre Kämme. Alle Felder offen und leer, alle Wiesen kahl. Über die Stoppeln läuft ein kalter Hauch; durch die Blätter des müden Baumes, unter dem ich sitze, geht ein unaufhörlich Frieren. So dünn und still ist die Herbstluft, daß man das fernste Fahren oder Hundebellen vernimmt. Die Natur bangt. Wovor bangst du, schauernde Natur?

Schon einmal, vor drei Jahren, ging ich durch einen solchen Herbsttag. Zu Mittenwald in den oberbayrischen Alpen. Vom Wetterstein nach dem Karwendel hing eine ebensolche Wolkendecke. Kein Wind ging, kein Regen fiel. Aber durch die italienischen Pappeln an der Landstraße lief ein unablässig Zittern. Totenstill die ganze Natur. Kein Jodler mehr an hallenden Bergen; kein melodisch Glockengeläut auf verlassenen Almen.

Damals hatte ich zum ersten Male, geistig und körperlich tief gebeugt, nach einer strengen Hauslehrerzeit Berlin verlassen. Im Hochtale von Partenkirchen, fernab vom Zeitgeist, wollte ich mich wieder zurechtfinden. Damals war ich krank an Materialismus und Naturalismus; mit wahrem Feuereifer hatte ich den ganzen

Naturalismus und Realismus studiert. Aber als ich nun, in schnurgerader Fahrt von Berlin nach Partenkirchen dampfend, durch das Murnauer Tor in jene entzückende Alpenlandschaft einfuhr —: O Hochland, mein Hochland! Mir rollten die Tränen über die eingefallenen Wangen, wie einem Kinde, das seine Mutter wiedergefunden, wie einem Genesenden, der zum ersten Male wieder durch den Frühlingsgarten geht.

Wunderbar! Daß sich mir die Erinnerung so gern in Töne verdichtet! Die ersten Takte des Vorspiels zu „Tristan und Isolde", die mich damals begleitet, vernahm ich auch gestern wieder. Im Geflüster des Herbstwindes kamen sie vom Wasgenwald herüber. Weich und wehmütig, fragend und sehnend, scheinbar so gar nicht zusammenhängend mit dem dunklen Ernst dieses Herbsttages. Und doch — bei aller Wehmut, die ein Rückblick über viele, viele Bitterkeiten weckt: eine innige Glücksstimmung, ein verklärter Lebensmut mischte sich mit diesen schwermütigen Akkorden zu erhabener Harmonie. Welthaß und Weltflucht; persönliche Sorge und Bitternis; und doch wieder Liebe zu allen Guten und Großen, die auf diesem Planeten gewirkt; Sehnsucht nach einer ewigen Gemeinschaft mit ihnen; Drang aber auch, diese so mangelhafte Welt und das eigene Ich zu durchleuchten und zu verklären — das war die Herbstmusik, die über meinen Hügel ging.

Ein Herbstabend, wie ein Silvester, füllt das Herz mit Ewigkeitsstimmung. Wie dieser reiche Sommer, so gehst auch du und dein Volk und dieser Erdball dahin. Und doch — nicht verächtlich übersehen darfst du Erdendasein und Volk und Heimat in dieser großen Stimmung. Immer bleibt unsere Erdenpflicht bestehen, und kein eingebildet Übermenschentum wischt sie aus: zu wirken, so lang unser Tag scheint! Ja, nur von solchem Herbsthügel aus, den Blick auf den äußersten Horizont, auf Tod und Ewigkeit gerichtet, läßt sich unsere Erdenpflicht groß abmessen und voll erfassen. Jene Pflicht, die auch in Zeiten der Fäulnis und Genußsucht nicht sich abziehen läßt vom ewigen Gott.

Dies sei unsere letzte Bitte. Eine entschlossene Ruhe, die sich bereit hält auf alles, die auf keine Mithilfe zählt außer auf sich selbst und den allmächtigen Gott. Diese letzte Hochburg eines festen Wil-

lens geht nur dann unter, wenn wir selbst in eine andere Daseinsform hinüberziehen — aber als Sieger! Dann schauen wir von schönerer Wasgauhöhe hinab auf die Kämpfe und Sorgen, Zeitgrübeleien und Sommerfahrten eines so kleinen, kleinen Sternes...

Die Herbstzeitlosen schaukelten im Winde. Mein Hund saß neben mir und sah regungslos in die graue Ferne. Der letzte Berg, den dort der Westen verhüllt, ist der Taubenschlagfelsen. Von dort haben, in einfachster Maienstimmung, unsere Fahrten begonnen. Jetzt hängt ein schweres Grau über dem Dossenheimer Tal. Über jene Berge wird der Winter kommen, mit Weststurm und Regen. In einer Woche schon wird der Wasgenwald sich bäumen unter der Wucht des Oktobersturms. Nacht um Nacht wird ein großes Kampfgetöse das Dorf umbrausen; und eines Morgens wird er stille liegen, überwunden, von roten und gelben Blättern wie mit Blut überströmt. O du mein Sommerfreund, mir stirbst du nicht! Der Sommer, den du mir gegeben, ist unsterblich; in meinem Herzen trag' ich ihn mit hinaus in den Winter.

Schon begann eine frühe Nachtglocke. Ihre verwehten Töne mischten sich mit dem Flüstern des Windes, der über die Gräser ging. Und beide flossen zusammen mit den Akkorden wogender Erinnerung. Als aber auch die Glocke unseres eigenen nahen Dorfes in den Reigen, der nun von allen Seiten begonnen hatte, einstimmte, als es nun wie ein großes Sterbeläuten des Sommers über das schauernde Herbstland ging, da erwachte ich wieder zur körperlichen Wirklichkeit. Und ich erschrak ordentlich, als ich mich inmitten der Dunkelheit eines Herbstabends auf einem windüberwehten Hügel des Elsasses allein sah.

Den Stock zur Hand, einen Pfiff nach dem Hunde, und mit raschen Schritten hinab in die Lichter der Ebene, in den Winter, an die Arbeit!

Thüringer Tagebuch

(1903)

Inhalt

Erstes Buch: Elfenland

Seite

Gruß an den Thüringer Wald 7
Heiliger Hain 10
Kickelhahn und Schwalbenstein 13
Elfenland 21
Irmgards Lachen 25
Waldgedanken 28
Wetterleuchten 43

Zweites Buch: Weimar

Nachtgespräch im Park von Weimar 49
Weimar und Sanssouci 59
Ein Morgengang 73
Die vergessene Königin 82
Melusine 96
Goethes Einsamkeit 100
Abendgespräch mit einer Mutter 110

Drittes Buch: Wartburg

Wartburg-Sonntag 119
Der Nibelungendichter 129
Die heilige Elisabeth 136
Ein Heldenpaar auf dem Rennstieg 145
Friedrich der Freudige 150
Luther und der Teufel 164
Herbstgedanken 170

Erſtes Buch

Elfenland

Auch dieſe lächelnd leichten
Elfen ſind nur ein Gruß
Vom Land des Unerreichten,
Das ich erreichen muß.

Gruß an den Thüringer Wald

Du vielglockige Rinderherde im Tal der wilden Gera, durch den Abend läutend wie die Wasser jenes raschen Wildbachs, in dem wir so oft und so lustig gewatet! Ihr Klänge der Elfenlieder, in anmutigem Neckspiel in mir nachhallend, als wäre der Wind den Thüringer Wald entlang gelaufen und hätte holdselige Erinnerungen aufgescheucht und zusammengetrieben zu melodischem Herdengeläut'! ...

Ihr Nebelgestalten, weißgrau anrauchend an den Venetianerstein, auf dem die Höhenwanderer Rast hielten, verwundert hinausschauend in die kochende, dampfende, wogende Tiefe, aus der sich kreisende Schatten erzeugten, emporwirbelten, auflösten: — Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen, — Boten und Läufer des Rennstiegs, — Landgrafen der Wartburg, braunwangige Ritterfrauen, — singende Knappen, Federfilzhut auf leichtsinnigem Lockenkopf! ...

Ihr letzten verwitterten Himbeersträucher am Rennstieg, den wir entlang zogen mit nassem Schuhwerk und übertropftem Lodenmantel, mutterseelenallein wir zwei auf deinen Kuppen entlang, von Nord nach Süden, von Ruhlas Landgrafenschmiede bis zur Lutherfeste Koburg!

O Thüringer Wald, schön zu durchsingen im sommerlichen Blau deiner Gebirgskämme, schöner noch im Nebelrauch und Blätterfall und Rauhreif eines königlich-einsamen Herbstes! Sei mir gegrüßt, geheimnisvoller, wildschöner, unerschöpflicher Wald!

* * *

Ich lege dir hier ein Buch vor, lieber Leser, das wie eine Pflanze aus dem Thüringer Wald emporgewachsen ist. Sehr vieles darin ist im Stehen oder Gehen geschrieben worden, oder auf einem bemoosten Stein, oder in der Hängematte hoch oben im Harzgeruch der Fichten. Das Buch ist mir langsam zugewachsen.

Alles in diesem Waldbuch ist Gegenwart. Aber so weit ge-

faßte Gegenwart, daß sie auch die Vergangenheit und die Zukunft umspannt. Und alles in diesem Buch ist Erlebnis. Und meine Worte wollen dir zwar Plauderei und Fahrtverkürzung sein, vielleicht aber unvermerkt das Beste deines Daseins entzünden, mein Freund: Stolz, Tat, Tapferkeit — und eine große, weil eines unerschöpflichen Besitzes gewisse Ruhe.

* * *

Man erzählte mir von einem Kinde, das in einsamen Stunden fabulierend in die Luft griff und Phantasiegestalten als Gespielinnen herbeirief. Mit diesen luftigen Spielkameraden plauderte die Kleine, gab ihnen Namen, ließ sich von ihnen trösten und belustigen, saß lauschend und entließ sie, sobald die diesseitige Welt wieder ihr Recht verlangte. Hier betätigte sich geniale Kraft. Hüllen und Wände der Erde zertauten vor diesem Kindesblick; für sein Herz und Auge gab es nicht Diesseits noch Jenseits, nicht Vergangenes noch Zukünftiges: — alles war Gegenwart.

Warum sind wir ärmer als dieses schöpferische Kind? Die Fürsten und Minnesänger, die Edelfrauen, Dichter und Denker, die diesem Waldgebirge Seele gaben — sind sie denn tot? Kann Geist sterben? Kennt der Geist ein Heute, kennt er ein Gestern?

* * *

Waldwind rauscht auf... Alles Verwunschene, alles Verhaltene, Stumme, Gefangene regt sich, rührt und hebt sich, haucht her und seufzt auf: „Gib uns Erlösung im Sängerwort!" Kommt denn, ihr Sänger! Wenn eines Sängers Königsruf wie ein Windstoß in den Wald fährt —

So reiten die Elfen
Und jubeln ins Hifthorn,
So beugt sich im Jagen
Das Völkchen der Halme,
So greifen die Büsche
Wie flehende Hände —
Tausend Gestalten umtanzen den rufenden Herrn:

Sonderbar und nicht auszumalen! Was für Gesichte überkommen dich im Sommerwalde, wenn dich die rechte Stunde begnadet! Wieder jagt ein Märchenkönig, wieder flüchtet ein verzaubert Reh.

Aber das Reh war ehedem ein Königskind — es wird wieder ein Königskind sein, es wird als entzauberte Braut dem Prinzen zum Thron folgen, wenn er, Jagdvolk überholend, im tiefsten Farngrund sie gefangen und erlöst hat — er allein, allen Reitern voraus, fernab vom verhallenden Rüdengebell! Waldhinab, ängstigend und berauschend tost das dahin! Farbenblitze der Hoftracht — Federbüsche — astabgestreiftes, fliegendes Barett — keuchender Pferde Flockenschaum! Und des Lederwerks scharrend Geräusch — das Flattern schlagender Schabracken — hartes Hufestampfen und helles Aufwiehern — — noch ein Geleuchte, Waldhornklang — vorbei!

War es ein Windstoß, der da den Wald aufblätterte? Alles still. Grillensingen, heißer Quendelduft . . . Ich bin allein auf einer weltverlornen Lichtung.

Unmittelbar neben mir blitzt ein Bergwasser auf, war's dieser Wildfang, der mich soeben geneckt hat? Sprang der unbändige Gesell allen Gesetzen zum Schabernack aus seinem vorgeschriebenen Rinnsal und schoß in Koboldsprüngen vor meinen Augen waldabwärts? Ich sah ein Sprühlicht, sah etwas einspringen in krause, verworrene Hecken, wie sich ein Wild kopfüber in Farnkraut stürzt, sah etwas sich ducken unter herabhangendem Wurzelwerk — es ist doch wohl dieser offenbar verzauberte Bach — er besinnt sich und verschnauft, er bildet zaudernde Kringel — und dann schäumt er aufs neue, flötet und gurgelt und quirlt zwischen den Lichtflecken der Moostannen waldhinunter über den Fels ins Ilmtal . . .

Aber in seinem Waldlied ist ein Mollton . . . vernehmt ihr den klagenden Unterton? Hört ihr die gebannten Laute, die aus diesen vergessenen Wäldern heraus möchten in unsre blanke Sprache?

O Muttersprache, klangschön und stahlgeschmeidig, komm wieder und hilf uns Herzen erfreuen! Hülle dich wieder in deine keuschen Gewänder, setz' deinen edlen Eichkranz wieder auf — wie eine Seherin und weiße Jungfrau, wie eine Königstochter tritt hervor aus der deutschen Waldung und walle durch ein geheiligt Land!

Du aber, mein Wald, Hochburg guter Gedanken und goldener Melodien — mit Orgelstimme rausche du hin durch Deutschland! Tu auf dein Zaubertor, tu auf deine Geheimnisse!

Thüringer Wald, sei mir gegrüßt!

Heiliger Hain

Niemand ist je allein. Mannigfaltige Menschen und Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit berühren ihn mittelbar und unmittelbar, formen an seinem Wesen und bauen an seiner inneren Welt. Nur die Art, wie diese einschimmernden Dinge auf unsre Seelen wirken und aus ihr zurückleuchten, ist unser ganz persönliches Eigentum.

Wer sich wahrhaft bereichern will, der greife nicht nach den Dingen selber. Er lasse deren Sinn und Wesen in sich einscheinen. Er fülle sich mit den Strahlen der Frauengüte und nehme reines Mädchenlachen in seinen Besitz auf; er lasse sich elektrisch laden vom Heldentum ringender Männer; er nähre sich an der Sommerschönheit oder am Wintertrotz einer Landschaft — und er besitzt das alles wirklich und wahrhaftig, weil er es künstlerisch und geistig besitzt.

In einer Thüringer Gartenhütte, am Rande des Ilmtales, träum' ich diesem Gedanken nach. Immer wieder durchflutet er mich wie eine Entdeckung. Nicht dort, nicht „dann, wenn", nicht „wo du nicht bist" — ist dein Glück. Da in dir drin, da in dem allerunmittelbarsten Bereiche deines Willens, in jedem Atemzuge, greif doch nur zu, kraftvoll-herrlich ist ja die Erfüllung da! Nimm dir Zeit, Wanderer, der du herkommst vom Gebirge, atme tief auf, freue dich mit mir: die Gottheit ist in unserer Gartenhütte zu Gast! Das Paradies ist nicht verloren, die goldene Zeit ist nicht dahin — das Paradies ist ein Zustand! Sorge nur, daß du eintretest in diesen Zustand, und du kannst in jeder Sekunde und überall im Paradiese sein!

Was für ein Aufatmen! Wie einfach diese Entdeckung! „Du!" Wer ist dies „Ich" oder dies „Du"?

In jedem von uns ist eine Kammer des ureignen Selbst. Da drinnen sind wir mit uns und mit der Gottheit mutterseelenallein.

Keine Zufälligkeit des Alltags, nur unser eigenstes Ich vermag in diesen heiligen Hain einzutreten. Durch ihn gehen wir hindurch und ihn behalten wir, wenn wir sterben. Nur die Wirkung — das Wachs, den Duft, den Honig von allen irdischen Erlebnissen heimsen wir ein und tragen es in diesen heiligen Mittelpunkt unseres Wesens. Für viele ist dieser Garten ein verwahrlost Paradies. Für uns aber die Heimat.

Tiefglücklich schaue ich in einen thüringischen Sommermorgen. Von Berg zu Berg, über die raschen Wasser der Ilm hinüber, fliegen Sonnenlichter, Schwalben und Schmetterlinge und spinnen ein Goldnetz über das schöne Tal. Am Boden flimmert und flüstert das gestreichelte, tauschimmernde Wiesengras. Wenn die Morgenwinde talherein laufen, sich helläugig und wildlockig umsehen, wie rauflustige Buben, und Fang spielen wollen mit allem, was da irgendwie beweglich ist, so schütteln sich die Stengel der Halme und spritzen durchleuchtete Kügelchen ab. Und die Erlen und Weiden rauschen leis und langsam auf, und die zarten Netze der taufeuchten Spinngewebe schimmern in allen sieben Farben des Sonnenlichtes. Es geht ein Singen über die Wiesen.

Man möchte mit beiden Händen hineingreifen in die Goldlüfte, die da mein Gartenhaus umfliegen, man möchte sich aus diesen weißgoldnen Stoffen ein Lichtgewand fertigen.

Hört ihr den tiefen, summenden Glockenton der betenden Erde? Denn all dies Emporbrängen zum Sonnenlicht ist ein Gebet. Und ich in meiner umgrünten Laube kann nichts weiter tun, als mitzuwachsen und mitzubeten.

Von Kopf zu Fuß umfließt mich ein starkes Gefühl wohliger Verinnerlichung. Goethes Iphigenienwort:

„Denn seine Seel' ist stille; sie bewahrt
Der Ruhe heil'ges, unerschöpftes Gut" —

ist heute mein Eigentum. Der Kopf wähnt sich nicht mehr Alleinherrscher, er merkt, wie sehr er Kräfte saugt aus dem Körper; und der Körper merkt, wie sehr er Kräfte saugt aus Glanz und Duft dieser atmenden Sommerwelt.

Aus dem Hause klingt ein lichtes Mädchenlachen. Rote Federbetten hangen in weißen Fensterrahmen und leuchten grell und froh

durch das grüne, verwilderte Gärtchen her. An jenem Lachen, an einem fernen Pochen im Dörfchen, an einigem Hähnekrähen kann ich abmessen, wie still und träg die Luft rund herum lastet und glüht.

Wie sanft glimmt nun in meines Wesens Gründen das Feuer der Sehnsucht! Schneeweiße Zirruswölkchen ziehen hoch oben durch das Blau meiner Lebenslandschaft. Die Berge stehen wie Altäre des Dankes. Jeder Pulsschlag ist vernehmbar und bildet die Uhr in dieser großen Stille; jede Sekunde empfind' ich dankbar als ein Tröpfchen der Ewigkeit. Säß' ich so einhundert Jahre, wie der Mönch von Heisterbach, und lauschte so hinaus, ich glaube nicht, daß ich müde würde.

Vor mir liegen Briefe und Papiere. Links lädt es mich ein zu gesammelter Arbeit in einer thüringischen Residenzstadt; rechts lockt mich die Möglichkeit weitläufiger Weltreisen.

Wie entscheid' ich mich? Wie weiter? Seßhaftigkeit oder Fernfahrt? Wird es mir gelingen, beides zu verbinden: Einkehr und Umschau?

Kickelhahn und Schwalbenstein

An einem Sommerabend, der durchflutet war von einer schräg hereindringenden Fülle von Sonnenlicht, stieg ich langsam einen Thüringer Waldberg empor. Unter mir, noch ganz nahe, lagen die schieferblauen Dächer von Kammerberg-Manebach. Hohe, schwarze Wälder stehen um das Dorf; die Felder über Manebach sind durchsetzt mit vielen Buckeln, Flecken und Wegen; im Wiesentale rauscht die rasche, helle Ilm.

Es war heiß im Tale, kühler im Walde. Ich nahm die weiße Sommermütze ab, atmete tief auf und ging noch langsamer als zuvor.

Anmutige Lichtflecken durchschimmerten den Tannenforst. Das tiefe Wanderlied der Ilm hob die Stille hier oben nur noch mehr hervor.

An mancher Lichtung schaut man in Täler. Eine blasse Röte quoll mehr und mehr aus geöffneten Toren des Westhimmels. Reiter sprengten heraus, Helme blitzten, Walküren kamen herab. Ein mildes, weites Licht breitete sich über alles Land, hängte sich wie Schaum an alle Bäume und Hügelränder, beseelte die ganze Welt. Lichtempfindliche Menschenherzen, lebensvolle Pflanzen und alles wilde Getier taten dieser herabgestiegenen Helle den Sinn auf, ließen sie ein, schauten dankbar den immer kühleren und immer farbigeren Himmel an. Und wenn ein Vöglein im Tannenwald wie verzagt etwas zwitscherte, so waren es gemilderte Laute innigen Dankes für einen bunt durchflogenen Tag, so war es ein unwillkürlich melodisch gewordenes Hinüberträumen in den unbewußten Zustand der Nacht.

Wer mit einem leichtschwingenden Herzen leidvoll begnadet ist, mit einem Nervengeflecht, das durch Leidenschaft und Kämpfe verfeinert worden, dem setzen sich solche sanft glimmende Leuchtabende mit all den Erlebnissen eines tönend und glühend vorübergegange-

nen Tages in Musik und Dichtung um, in sehr feine und verinnerlichte Dichtung von eigentümlich wehmutschönem Wohllaut. Es ist ein melodisches Zusammenklingen von Dank, Zuversicht und Heimweh. Du bist voll von einem reichen Siegesgefühl, aber du fühlst auch die Wunden des mühsam durchkämpften Tages. Werktägliches Glück ist dir in Stücke gegangen, aber ein feiner geartetes und nicht erwartetes Glück tritt nun auf Strahlen des Geistes zaudernd in deine Welt ein.

Drüben erhebt sich der umwaldete Schwalbenstein, auf dessen Gipfel einst Goethe an seiner „Iphigenie" geschrieben. Vor mir liegt der Kickelhahn, zu dem ich von Kammerberg aus langsam emporsteige. Wir sind hier in Goethes Revier, der aus Ilmenau oder aus „Manebach beim Kantor" manchen Brief an Frau von Stein gesandt hat. „Zwischen Gebirg und Fichtenwald" hat er hier „in des Kantors Gärtchen" gesessen und für die geliebte Frau gezeichnet (1777). Und immer wieder, bis zu seinem letzten Geburtstag, verwob sich gerade diese Gegend mit Goethes Leben, Lieben und Schaffen.

Um eine „Iphigenie" zu vollenden, diesen edlen Gesang von der Läuterung eines heißen Jünglingsherzens durch stärkere Frauengüte, muß man in den Sommer stillen Reifens eingetreten sein. Auf dem Gipfel des Aufstiegs erwartet dich zuletzt ein einfach Bretterhäuschen, kein Prunkschloß, ein einfach, aber weitschauend Bretterhäuschen, woran die schlichten, schönen Worte des Abendliedes geschrieben stehen:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Die Fichten am Wege stehen ungebeugt und aufrecht, mit gepanzerten Stämmen. Lichte Buchen, oft nur strauchhaft klein, mit leicht erzitternden Blättern, sind hier und da in diesen dunkelernsten

Wald geraten, als hätten sich scheu lachende Mädchen zwischen heerhaft aufgestellte, bewegungslos finstere Reihen von Kriegsmännern verlaufen. Manchmal ist ein Ausblick möglich auf Rodungen und Waldplätze. Und plötzlich, umwacht von betagten Fichtenstämmen, rauhbehaart wie die Recken aus Hildebrands und Hadubrands Zeiten, wuchtet unmittelbar neben dir die Porphyrmasse des Hermannsteins.

Man geht einen kleinen Weg hinüber und entdeckt eine nicht sehr große Höhle, breiten Rachens und engen Schlundes, wie geschaffen, einem breitköpfigen Drachen gefahrvoller Urzeit zur eben ausreichenden Behausung, zur rückendeckenden Beschalung zu dienen. Alles rund herum ist bemoost und bewachsen mit krummen Stecken, Wurzeln und Rasenfleckchen. Aber am Eingang der Höhle, rechts und links, überraschen zwei friedliche, beruhigende Erztafeln mit Goldbuchstaben. Der alles mildernde Goethe, dieser Sohn einer geistigeren Sphäre der Erdentwicklung, hat dort Strophen auf Frau von Stein anschmieden lassen, auf Frau von Stein, die so entscheidend in sein Wachstum eingegriffen hat, so daß erst durch ihre Einwirkung der Dichter jener Mann bewußten Stilleseins geworden ist, als den wir ihn verehren.

So steht zwischen Schwalbenstein und Kickelhahn sinnig der Hermannstein mit folgenden scheu verhüllenden Dankworten:

„Was ich leugnend gestehe und offenbarend verberge,
Ist mir das einzige Wohl, bleibt mir ein reichlicher Schatz.
Felsen vertrau' ich es an, damit es der Einsame rate,
Was in der Einsamkeit mich, was in der Welt mich beglückt."

Der Herzensbund zwischen dem großen Dichter und einer um etliche Jahre älteren, öfters kränkelnden Gattin, Mutter und Hofdame, die ihn auf entscheidender Lebensstufe lehrte, was „sich ziemt", blieb nicht ohne schroffe Trübung. Aber sie fanden sich zuletzt wieder, auch nach dem schwersten Bruch, zu gemilderter Freundschaft. Noch kurz vor ihrem Tode bat sie, die Leichenträger möchten einen Umweg nehmen und nicht an Goethes Haus vorüberziehen; sie wollte ihm diese Gemütserschütterung ersparen. Seltsam und wie magisch, wie in mystische Tiefen hinabreichend, war dies fördernde

Verhältnis zwischen den beiden, die an eine Art Seelenwanderung behufs immer höherer Vergeistigung glaubten, so daß Goethe seiner Freundin den Vers schrieb:

„Sag', was will das Schicksal uns bereiten?
Sag', wie band es uns so rein genau?
Ja, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau."

Der Wald wird wirrer und enger. Zwei barfüßige kleine Mädchen mit Tragkörben haben mich überholt; sie bringen ihrem Vater, einem Waldarbeiter, die Mahlzeit. Nicht weit vom Wege sehe ich sie wieder; sie haben die Körbe abgestellt, nehmen mit Vorsicht Geschirre heraus, und der stirnwischende Vater nebst einem anderen Manne lassen sich zum Essen ins Waldmoos nieder.

Der Weg ist mit frisch geschälter, unter den Tritten knisternder Tannenrinde dicht belegt; eine Anzahl sauber zurechtgeschnittener Stangen liegt in der Nähe. Es duftet nach Harz.

Noch einige Plankenstufen, noch einige Schritte rechts und wieder links hinauf — und da steh' ich vor dem Goethehäuschen. Das frühere Hüttchen, an das der Dichter jenes Lied geschrieben — am Abend des 6. September 1780 — ist 1870 abgebrannt; ein neues, in derselben Art, steht an derselben Stelle. Die Hälfte des Reizes ist also verflogen. Aber der Wald hält uns schadlos.

Und dieser Wald ist anders, als man ihn erwartet. Wohl breitet sich auch heute die durchsichtig dünne, rötlich blasse Luft eines Sommerabends über das beruhigte Land. Über allen Gipfeln ist Ruh' — auch heute. Aber die Fichten auf dem Kamm dieses Berges reden von erlebter Unruhe eine beredte Sprache. Sie sind ungewöhnlich wetterzerzaust, sie sind behangen mit borstigen Flechten, sind schiefgeblasen und oben dünnästig, manchen ist die Spitze weggerissen oder verknorpelt, und ich entdecke sogar, unmittelbar vor dem Bänkchen, von dem aus man ins Waldtal schaut, Spuren eines Windbruchs. Gerade dieser Gipfel ist offenbar sehr den Stürmen ausgesetzt. Über den ganzen Kamm hin, wie ich beim Weitergehen merke, streben die Stengel des flechtenüberwachsenen Baumwerks nach Osten, wie wegflüchtend aus dem Bereich des Westwinds; und doch stehen diese grauen Tannen knorrig, trotzig und hart, erprobte

Männer. So in der Tat, ja, so und nicht anders muß für uns zurückschauende Söhne der Gegenwart ein Berggipfel aussehen, auf dem das berühmteste deutsche Abendlied vom größten deutschen Dichter erlebt worden. Es ist kein behagliches Wachsen auf diesem Berge; der Weg deutscher Kultur und das Wachsen des einzelnen tieferen deutschen Menschen ist mühsam. Aber wir steigen auch höher als die andren, wir sind noch lange nicht zu Ende, wir haben der Welt noch viel zu sagen.

Ein Steinturm steht etwas weiter im Wald. Von seiner Spitze läßt sich ein schön Stück Thüringer Land überschauen, wasserblau an den zarten Bergrändern des Horizontes, gründuftig in den nahen Tälern, vielfarben, braun, rötlich und weiß dort, wo sich Städte, Dörfer und Felder wie Flickwerk zwischen das Waldland legen.

Hier ist Deutschlands schönes Herz! Die geistige Geschichte Thüringens ist die Geschichte deutscher Kultur. Was für Taten des Gemütes geschahen auf diesem Thüringer Boden, von Walther und Wolfram und Ofterdingen bis zur heiligen Elisabeth, zu Luther und den Dichtern Weimars! Im fernen Norden entdeckt man noch die Wachsenburg, westlicher den hohen Inselsberg, den Schneekopf, den Adlersberg, den Fuchsturm bei Jena, die Leuchtenburg — wie abwechslungsreich Tannenwald und Laubwald und bebautes Feld dieses lieben Thüringer Geländes! Und in all das emporbrängende Leben eines jungmännlichen Junimondes hinein, gleichsam herunterrieselnd aus allen Wipfeln, nisten sich die milden Luftfarben des lautlos zerfließenden Tages ein und verklären dein abendlich Träumen.

Ich gehe immerzu rund auf der Turmfläche herum. Nach Erledigung der äußeren Orte und Namen, mit Hilfe der Weisungstafel, fängt das tiefere Empfinden zu suchen an. Wo hinaus liegst du, meine Heimat? Dort im Südwesten? Rund herum in Deutschland? Überall, wo treue, tiefe, warme Herzen sind, mit denen ich gleiche Geistessprache rede? Immer an schönen Abenden und auf einsamen Waldeshöhen nimmt uns dies unbestimmte Heimweh auf breit und ruhig ausgestreckte Flügel. Bleib mir treu, gewaltig Heimweh! Meine beste Kraft du, mein tiefstes Glück, bleib mir treu!

Bleib mir treu, gewaltig Heimweh!
Lilie, meiner Brust entblühend,
Strahlendünn durch alle Drangsal
Dringend in das ew'ge Licht!

Wenn ich tot bin, will ich wandern!
Wie ein zartes Sonnenstäubchen
Seinen Lichtstrahl aufwärts wandert,
Will ich heim ins ewige Licht!

Solang' ich aber im Körper bin, möcht' ich durch das Schaffen und Sorgen der Menschen wandeln wie eine Stimme des Waldes. Nur als Geist möcht' ich unsichtbar, aber wirksam durch dies neue Jahrhundert gehen, unbehelligt in meinem äußern Tun, am Gepräge des Jahrhunderts entscheidend mitschaffen, innig befreundet wenigen, geliebt von vielen, freundlich zu allen. Nur Schall eines Waldhorns möcht' ich sein, gleichwie vom verzauberten Barden Merlin nichts übrigblieb als die Stimme, die seltsam schön und mahnend durch Wälder und Herzen ging ...

Doch hinunter zu Menschen! Auf grüner Hochfläche steht ein weimarisch Jagdhaus und nahe dabei das Waldwirtshaus „Gabelbach", bekannt durch seine dichtende Tafelrunde. Hier sind wir in der muntren Welt der Sommerfahrer; Wandrer sitzen an Tischen, schlürfen ihr Getränk und bedichten ihre Karten. Alles ist in anmutiges Grün gehüllt; wehende Grasflächen umschimmern das Haus. Und in den Fenstern da unten, im äußersten Ilmenau sitzen Abendlichter, und ein Teich schimmert herauf ... Ilmenau!

„Anmutig Tal! du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beste!
Entfaltet mir die schwer behangnen Äste,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein."

Goethes berühmtes Gedicht, das eine Lebenswende kennzeichnet, klingt an. Und unter den vielen Bildern der Gaststube finde ich ein anziehendes ernstes Bildnis der Frau von Stein ...

Wir sind hier in der Nähe von Stützerbach, das man durch das Rabental leicht erreicht. Goethe und Karl August haben in dieser Gegend ungeklärte wilde Tage verlebt. Aber ebenfalls hier wurde

in jenem Bretterhüttchen, wie in einer besinnlichen Klosterzelle, das berühmte Abendlied gedichtet, und hernach jenes große Bekenntnis „Ilmenau".

„... Wie dank' ich, Musen, euch!
Daß ihr mich heut' auf einen Pfad gestellet,
Wo auf ein einzig Wort die ganze Gegend gleich
Zum schönsten Tage sich erhellet!
Die Wolke flieht, der Nebel fällt,
Die Schatten sind hinweg. Ihr Götter, Preis und Wonne!
Es leuchtet mir die wahre Sonne,
Es lebt mir eine schönre Welt.
Das ängstliche Gesicht ist in die Luft zerronnen,
Ein neues Leben ist's, es ist schon lang begonnen ..."

* * *

Am Tage nach diesen Stunden auf dem Kickelhahn brachte mich ein ähnlicher Abendgang nach dem Schwalbenstein. Steil den Fichtenberg hinan, oft ausgleitend auf dem glatten Nadelboden; dann auf ebenem Grasweg zu verwitterten Tränktrögen; und wieder steil hinan zu „Berthas Quell", der mich erfrischte, und vollends zum nahen Felsen. Hier hat einst, in dem damals hier stehenden Häuschen — jetzt ist noch eine Schutzhütte vorhanden — Meister Goethe „sereno die, quieta mente", bei heiterem Wetter und ruhigem Herzschlag, an einem einzigen Tage (19. März 1779) den lang hinausgeschobenen vierten Akt der „Iphigenie" gefunden.

Iphigenie, wie sie in Feuerbachs edler Gestaltung weißgewandig am Ufer träumt, das Land der Griechen mit der Seele suchend, ist eine symbolische Gestalt. Niemand wird sie vergessen, der jemals so „am Ufer" stand und nach seiner „Heimat" Ausschau hielt. Die ganze Erde ist ein skythischer Strand; etwas von Feuerbachs Gestalten — „Poesie", „Medea", „Iphigenie" — ist in uns allen.

Goethes dichterische Tätigkeit an dieser Stätte ist durch eine Erztafel am Felsen mitgeteilt. Derartige Tafeln mit dichterischen Worten sollten häufiger in deutschen Waldbergen eingeführt werden. Man hört da mitten im Walde gleichsam eine Geisterstimme aus höherem Reich, zumal wenn man allein wandert und zum Sinnieren Zeit hat. Feierliche Stille fehlt nicht in diesem Dom; es wandert sich ja ohne Geräusch auf dem braunen Nadelteppich.

Die Tafel enthält die bekannte Stelle aus der ersten Niederschrift der „Iphigenie“:

> „Wem die Himmlischen viel Verwirrung zugedacht haben, wem sie erschütternde schnelle Wechsel der Freude und des Schmerzes bereiten, dem geben sie kein höher Geschenk als einen ruhigen Freund.“

Ja, man muß stolz sein können auf die Mithilfe seiner Freunde. Gegenseitige Achtung, durchwirkt von Goldfäden lauterer Herzenswärme, hebt und veredelt beide, Geber und Empfänger. Wer gibt, wer empfängt? Beide. Und beide werden im Austausch nur immer reicher. Man weiß gar nicht und kann nie ausrechnen, wieviel Bestes in uns erst im Strahlenbereich der Liebe und der Freundschaft die Schollen lockert und herausblüht. Freundschaft ist ein Talent der Männer, ist eine männliche Ergänzung zur weiblichen Liebe. Die Erztafel am Schwalbenstein grüßt hinüber zu den Erztafeln am Hermannstein; golden sind die Buchstaben dort und hier.

Sereno die, quieta mente stand ich im Hüttchen des Schwalbensteins und schaute hinab ins Ilmtal, hinüber in den hellgrünen Wald, dankbar treuer Freundesherzen gedenkend. Niemand ist je allein. Noch einmal: Niemand, der wahrhaft Leben in sich hat, ist je allein. Man *muß* ja ausstrahlen seine Eigenart und Fremdes an sich ziehen, einsaugen oder abstoßen — darin besteht der Lebensprozeß. Freunde und Herzensverwandte, ebenso wie Gattin und Kinder und wodurch sonst noch Liebe entwickelt wird, helfen mit am Gewebe der Weltvergeistigung, die unser köstlicher Menschenberuf ist. —

Diese Rückschau auf die zwei ersten Abende, die ich auf den umliegenden Höhen verträumt, schreib' ich an heiter bewegtem Junimorgen in meiner Kammerberger Gartenhütte, gleich am Anfang des Dörfchens, im Rauschen der nicht weit entfernten Ilm, mitten inne zwischen Schwalbenstein, Hermannstein und Kickelhahn — also mitten inne zwischen Freundschaft, Liebe und Höhenfrieden.

Elfenland

Und nun nimmt mein Träumen ein Ende oder fliegt in eine nähere Welt. Drei kleine Freundinnen, halberwachsene Mädchen, kommen in meinen Bezirk gelaufen. Und mit ihnen die lebensprühende Mutter, die Jüngste von allen vieren.

Wenn ich diese Mägdlein als „Elfen" oder „Engel" vorstelle, so will ich das weder als verzücktes Werturteil noch als spielerische Zärtlichkeit aufgefaßt wissen. Der Kosename hat in diesem Falle Bedeutung.

Wenn irgendein menschlich Wesen irgendwann entscheidend auf deine innere Welt wirkt, so kannst du ruhig zu hohem Vergleiche greifen und dankbar von „Engel" oder „Elfe" oder „Göttin" sprechen. Glaube mir, wenn du den Weltgeist in Stunden der Not bitten würdest, daß er dir einen Geist oder Engel aus Regionen des Jenseits sende, er wird deine Bitte in der gehofften Weise schwerlich erfüllen. Aber eine Kinderstimme schlägt vielleicht in diesem höchstgespannten Augenblick mit einem unscheinbaren Alltagswort an dein Ohr; ein Brief mit scheinbar ganz anderer Angelegenheit kommt an; ein wertvoller Mensch tritt in deinen Gesichtskreis; ein gutes Buch fällt dir auf: — so zeichenredet der Weltgeist. Er antwortet dir in den Formen der Erde. Denn es ist eine Sage, daß die Götter tot seien. Ebenso wie die wehleidige Sage von der entschwundenen „goldenen Zeit" nur einem kummervollen Zeitalter entsprossen sein kann. Die Götter und Engel sind unter uns.

Meine drei Elfen sind irgendwelche Töchterchen irgendwelcher lieben Freunde. Diese alle befinden sich hier in der Sommerfrische.

In Mädchen dieses blühenden Alters flimmern zwar schon alle Reize künftiger Weiblichkeit; aber allmächtig ist noch ihr poesievoll unbefangener weltvergoldender Kindersinn. Der Sopran ihrer Stimmen ist voll Herz und Seele. Alles an diesen springfedrigen

Geschöpfen setzt sich in Lachen um; das Leid ist ihnen nur ein Atemholen zu neuer Freude; der Werktag nur ein Umweg zum Sonntag. Regentropfen des Verdrusses werden vor Abend noch Tautropfen der Freude. Man darf noch Blond-Irmgards Zopf läuten (ihr Auflachen ist dann der Glockenschall), man darf der aufgeschossenen Zweiten und der silberstimmigen Jüngsten Händchen anfassen und mit ihnen über Stock und Stein springen — kein lähmendes „Es schickt sich nicht" zerreißt die Poesie dieser Unbefangenheit. Wie kommt es nur, daß dies Völkchen so leicht lacht? Hat sich dies Feuer bei uns Älteren ins Innere zurückgezogen? Diese unverkünstelten Kinder erziehen uns Große in unserem leicht verdorrenden Gemütsleben ebensosehr, wie wir sie erziehen. Und das Schönste an ihnen ist, daß sie gar nicht wissen, wie lieb sie sind.

Wir sind schon manch liebes Mal beutemachend miteinander durch unsere kleine Welt gezogen, nicht wahr, Kinder! Wißt ihr noch, wie sich eine wunderlich krumme Weide an jenem Waldrand als „Frau Tante" vorstellte? Ihre drolligen Wurzeln waren eingefroren ins Eis, und wir nannten den verbogenen Baum „Tante", weil sie besorgt vorgebeugt den Finger hob und vor Tollkühnheit warnte: „Kinderchen, das Eis ist glatt!" Es war ein norddeutscher Schneemorgen; es war ein Wintertag am stahlblanken Meer. Das verzagte Kleinste ward in die Mitte genommen, weil sie dem absonderlichen Wasser, auf dem man so ohne weiteres herumstampfen konnte, noch nicht traute — und dann wie ein Eiswind über die gläserne Fläche! Die Wangen wurden rot, Atemwölkchen rauchten aus dem Munde, ein Rufen und Lachen hinterher... Und jenes andere Mal, in stockdunkler Winternacht, in den heiligen zwölf Nächten, wo es ohnedies nicht geheuer ist, jener halsbrecherische Weg hinter den Stadtgärten hin — es war eine Forschungsreise durch Grönlands unentdeckte Eiswüsteneien! Wir waren Nordpolfahrer Nansen samt Anhang; Eisbären schnupperten in der Nähe; offene Wasser waren zu durchqueren — mit knapper Not landeten wir an der Eskimoküste und hielten in einer Tranhütte Einkehr... Und dann wieder die Pilzsuche in den Buchenwäldern des Spätsommers, die goldgelben Pfifferlinge, der braune, dicke Steinpilz, der duftige Champignon... Und eure gern gespendeten Dreigesänge, wenn ihr euch mit Mütter-

chen ins Waldgrün stellten und wie Amseln und Nachtigallen heraus-jubilierten... Dann der Heimweg aus den schweigenden Abend-wäldern, wenn die leiseren Gespräche der Großen sich vertieften, wenn das blaue Weltall mit seinen tagsüber vergessenen Sternen ganz nahe sich über uns auftat, wenn die Gebirge der Mondinsel herübergrüßten — — wißt ihr noch?!...

Eindrücke unverlierbarer Art haben wir aus Eldorado heim-gebracht. Wir behalten sie bereichert in Besitz. Diese Wirkungen sind das wahrhaft Wertvolle. Raffael hat das vergängliche Mägdlein Fornarina, das ihm Modell stand, in eine unvergängliche Madonna verwandelt: sie wirkte auf ihn als Madonna. Goethes Frau von Stein, eine weimarische Hofdame, steht als Priesterin Iphigenie vor unseren Herzen; sie wirkte auf Goethe in entscheidenden Jahren als Priesterin Iphigenie. So sind mir diese Kinder Elfen geworden, lösende, lachende, schattenverscheuchende Elfen.

Die Treppe zum Grasgarten hinaufsteigend, sehe ich nun den Kinderschwarm im nahen Fichtenwalde spielen. Auch andere kleine Sommergäste sind dabei. Es ist Sonntag; sie haben ihre weißen Kleider an. Die lebensvolle Mutter der Elfen leitet die Spiele. Es sieht sich von hier aus an, als hätte sich ein Farbengedicht von Böcklin oder Hans Thoma ins Leben gedrängt, aus dem Rahmen heraus. Am braunen und dunkelgrünen Hintergrunde des Dämmer-waldes heben sich stark ab diese laufenden, lachenden, huschenden — Lichtpunkte, möchte man sagen. Ihre Sonntagskleidchen fliegen wie weiße Wölkchen, das offene Haar raucht hinterher.

Mit Reigentanz und Händeklappen singen sie:

„Ringel, Ringel, Reihe,
Sind der Kinder dreie,
Sitzen auf dem Holderbusch,
Machen alle Husch, Husch, Husch!"

Der Holunderbusch aber ist Frau Holdas Baum, der seit uralter Zeit an jedem Bauernhause steht, im Scherbenwinkel heute, nimmer gewürdigt wie früher; und die drei Mägdlein sind die Schicksals-göttinnen, deren Gewebe uns immer umtanzt und umspinnt — wie ihr hier tanzt. So spielt uralter Glaube ins nahe Kinderlied.

Hier ist Elfenland! Ich bin Gast im Elfenland und begehre nur dies eine: zuschauen zu dürfen. Und begehre, da Tätigkeit unseres Lebens bester Teil ist: dieser Dinge Abglanz nachgestalten zu dürfen in künstlerischen Worten. Gold möcht' ich schürfen aus dem Porphyr der Thüringer Berge, wie einst venezianische Bergleute aus Stollen und Schachten dieser Gebirge geädertes Gestein holten. Es ist Sage, erfunden von Angst und Sorge, daß die Götter und Göttinnen und Lichtelfen tot seien.

Das wußten unsere naturnahen Ahnen besser. Die Elfen sind Elementar- und Naturgeister oder sind flatterhafte Seelchen gestorbener Menschen. Sie hausen schattenhaft in Bergen, Klüften und Gewässern. Der ganze Hörselberg drüben ist voll solcher musikalischen Geistchen. Sie sind dem goldenen Sonnenlicht entrückt, dafür haben sie Goldschätze in Hülle und Fülle, und ihre Gestalten strömen eigenes Licht aus. Elf stammt ja von albh und heißt „glänzend": Lichtgeister ist also die Verdeutschung von Elfen — obwohl's auch schädliche Schwarzalben gibt. Denn die Natur ist gut nur dem Guten, dem Bösen aber grauenhaft und dämonisch. Mancher Ritter Oluf kam verstört und siech zu seiner Mutter heim; und auf mancher Brücke fand man frühmorgens Schuhe einer Jungfrau, die der Wassergeist hinabgerissen...

O Elfen, Gnomen, Kobolde, Wichtel — wie soll ich euch nennen — es ist ja alles dasselbe Luftgesindel! Ihr seid ein seelenberückend, ein neckisch Geschlecht! Nachts tanzt ihr im Mondschein, das Gras ist nur leise gedrückt — aber was ihr berührt, wächst um so froher. Und oft zur Herbstzeit, wenn die Haselnüsse reif sind, weht ihr in Nebelgewändern über den Thüringer Wald. Und es ruft dich und singt in der Nacht, und du gehst dem Liede nach und kletterst auf Mondscheinburgen — — aber alles stumm!

Denn es ist die Art der Geister, daß sie nur dem Geist erreichbar sind, nicht dem körperlichen Begehren.

Irmgards Lachen

Wenn ich doch wieder einmal so recht aus Herzensgoldgrund herauf lachen könnte wie diese kleine Irmgard! Nicht spöttisch lachen, nicht wehtun, nein, planlos fröhlich sein, hüpfen und pfeifen und Hut in die Lüfte werfen aus närrischer Freude am Lebensstand! Purzelbaum schlagen die lustigen Wiesen hinunter, mit Händen und Zeigefinger und großen Augen eindrucksvoll meine stumpfen Kameraden mit fortreißen in unbetretene Märchenländer, selber als Märchenhans durch verzauberte Wälder wandern, arm wie eine Kirchenmaus und doch im Herzen Helme und Schilde voll Rheingold!

O Ringel-Ringel-Reihn wildfröhlicher Jugendzeit! O ihr lieben Märchengestalten, Rumpelstilzchen und Allerleirauh und königliche Gänsehirtin — „o du Falada, da du hangest" — Waldhäuschen in den Ländern hinter Sonnenuntergang, wunderlich Wurzelwerk im wilden Wald!...

Komm einmal her, Klein-Irmgard! Sag' mir doch, du blondes, grundgutes Menschengeschöpfchen, sag' mir einmal recht ernsthaft, wie stellst du's denn an, daß du immer so prächtige Vorwände zum Lachen findest?

„Hast du viele Sorgen?"

Sorgen genug!

„Wirf sie fort!"

Topp, ein vortrefflicher Einfall! Also, liebe Sorgen, leidige Sorgen, seid des Dienstes mit Dank entlassen! Und schließt euch gleich an, ihr „reifen" Gedanken, ihr Huckepack und Alpdruck — springt ab! Denn seht, ich will wieder froh sein!...

Sag' einmal, Irmgard, was trägst du denn da für ein seltsam Panier auf deinem zerknitterten Mädchenhut?

„Eine Gänsefeder."

Ei, ei, Kleines! Gänseblümchen sind bereits deine Lieblingsblumen; und nun auch noch Gänsefedern?

„Da hast du sie! Schreib deine Werke damit!"

Schmollt mein Knirpschen? Ach was, schmollen! Irmgard lacht!

Und so sitz' ich denn am Tisch der Gartenhütte und schreibe dies Tagebuchblatt mit Irmgards Gänsefeder.

Ich schreibe mit Irmgards Gänsefeder eine feierliche Phantasierede an die ehemalige Besitzerin: eine Rede über das Lachen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Denn sieh, mein Lachtäubchen: schon grundgediegene Männer, die Herz und Schwert auf dem rechten Fleck trugen, haben den Wert des Lachens dargetan. „Niemand taugt ohne Freude": vier klare, feste Worte, gesagt und gesungen von Walther von der Vogelweide, der lange vor uns, liebe Thüringerin, euren Rennstieg entlang zog. „Heiterkeit und Freudigkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen": prächtig geformte Worte vom Mainfranken Jean Paul, der sein Leben lang ein genialer Kindskopf blieb. „Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden", sagt der größte Mensch und Dichter, der in diesem Thüringen geliebt hat: Goethe.

Was aber sagen wir denn selbst? Wir möchten über das Lachen gleich eine ganze Symphonie dichten. Denn aus allen Genien leuchtet ja ein überweltlich Lachen über die Welt hin. Die Götter Homers lachten schon so laut, daß der Olymp dröhnte; und die Kraft dieses Götterlachens tragen alle göttlichen Sendlinge in sich. Das Wort „sonnig" und das Wort „lachend" sind gute Geschwister: der Sonnengott Apollo geht heiter über die Welt, seine Pfeile klirren bei jedem Tritt wie Melodie, und wer aus dem Licht stammt, hat Lachen und Pfeileklirren im Lebensschritt. Dies eingefangene Licht strahlt aus Taten und Worten und Lebenshaltung sonnenstarker Menschen in die Mitwelt aus und macht durch Anstrahlung jeden stark, der schwachen, aber guten Willens ist. Jeder Held ist voll verhaltener Freude. Siegfrieds Waldhorn ist ein Auflachen des verzauberten Waldes. Fällt Siegfried durch den finsteren Tronjer, so fällt die Sonne, so fällt der Tag. Aber auch in Hagens nächtlichem Trotz hör' ich ein Lachen, erst recht am Gegenbilde der Nacht erkenn' ich den Tag: ja, der Tag wäre nicht ohne die Nacht. Prometheus lacht am schauerlich hallenden Felsen; aus der Tragik der Griechen, aus Achilleus und Hektor, aus König Friedrichs Schlachten und

Napoleons Eroberungen hör' ich ein Titanenlachen. Denn das alles sind Wege und Umwege zum Licht. Balder stirbt nur, damit wir um so besser wissen, was er uns ist, damit wir uns um so kräftiger freuen, wenn er verjüngt wieder hervortritt; und Loki, der ihn fällt, muß durch Morden des Lichtes dem Lichte dienen — wie unsere Sorgen!

Denn unsere lieben, leidigen Sorgen stählen uns, machen uns maßvoll im Glück, machen uns gut gegen Leidende, stolz gegen Kleinigkeiten. Bleibt nur bei uns, vertraute Sorgen! Wir hoffen, euch zu Gutgesellen und Freunden zu erziehen!

Aber das reinste Lachen, erquicklicher als Gold und Licht, ist das Lachen herzensreiner Güte. Es ist das stärkste Lachen, und sei es noch so leisen Klanges. Ich meine jenes innige Frohsein, das sich mit dem All eins fühlt und darüber ganz voll Glück ist, darüber allein so voll Dank, daß ihm alle anderen Dinge nichtig erscheinen.

Solche kostbare Freudigkeit ist Religion und Poesie zugleich, ist Wärme und Liebe, ist Sonnenkraft und Sternbewegung und alles Lebens Kraft und Inbegriff. „L'Amor che muove il sole e l'altre stelle" — die Liebe, die da Sonn' und Stern' bewegt —: der Schlußstein von Dantes schwerem Lebensbau, die Schlußzeile seines Paradiso und seines ganzen Buches.

Der mit Schöpferglut Erfüllte ist freudig und macht freudig jeden, den er berührt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Komm wieder her, Klein-Irmgard! Laß dir sagen, mein Liebling: lache du nur dein ganzes Leben lang und laß dich ja nicht necken noch irremachen! Da, hier hast du deine Gänsefeder wieder: Gänschen sind die Schutzgeschöpfe der gnadenreichen Frau Holda. Sie sind verwandt mit den Schwänen und werden einst als Schwanjungfrauen wie die Wolkengöttin Frau Holle, die den Schnee schüttelt, im Schneesturm über die Erde fliegen. Vorerst trippeln sie wie eine Wichtelschar weißglänzend hinter Frau Perchta her, wenn die Göttin am Dreikönigstag, nach den heiligen zwölf Nächten, Umzug hält. Die emsigen Göttinnen Holle und Bertha, die den fleißigen Spinnerinnen Segen spenden, sind auch die Führerinnen der regsamen Holden, der elbischen Geister, der schimmernden Kleinen im Kinderland — — — der schimmernden Gänschen.

Waldgedanken

Der Wind blättert den Wald auf, liest fremde Worte, schlägt unwirsch das rauschende Buch zu und fährt seiner Wege. Wir wollen ihm nicht folgen. Wir wollen diese Waldschrift lesen.

* * *

Von Kind an haben Feldzüge, Fernfahrten und Abenteuer meine Phantasie in Tätigkeit gesetzt. Sie sind wie der Wald: voll Überraschungen. Sie sind Freiheit. Der Wille steht mitten drin und hat Selbstbestimmungsrecht.

Nach diesen Helden des körperlichen Mutes lernt' ich dann die Helden des Geistes achten. Auch um sie ist Freiheit: sie bestimmen sich selber auf den Schlachtfeldern und Weltmeeren des Dichtens und Denkens. Sie gehorchen den Gesetzen der Ewigkeit, nicht der Gesellschaft. Und ich schwur, auf alle Vorteile und Vorurteile der bürgerlichen Welt zu verzichten, um mir nur den einen Ehrentitel eines Freien und Unbefangenen zu erringen.

Sitz' ich nun als Wild-West-Jäger am einsamen Prärielfeuer?

* * *

Wenn ich Arbeiten junger Stürmer lese — talentvoll, ansprunghaft, dithyrambisch — gut, Freunde, sei's drum! Aber der eigentliche Kampf steht euch erst bevor. Dieser Kampf heißt: in mörderischer Gleichgültigkeit der Umwelt unverbittert *ausharren*! Bloß ausharren? Nein, *schaffen* eine innere Welt.

Diese Mannes-Arbeit ist nicht mit Raubtier-Ansprung zu leisten. Unsere Gefahr in dem Räderwerk der modernen Gesellschaft ist das Müdewerden. Daraus fließt Verdrossenheit; daraus Gereiztheit und Lieblosigkeit. Der höhere Mensch stirbt ab. Denn dessen Nahrung ist gute, starke *Liebe*. Gebt uns ruhige Wärme! Gebt uns reine Herzen! Gebt uns göttliche Gedanken!

* * *

Der Umgang mit hohen Geistern bringt ein Leid mit sich: er trennt dich von den Gewöhnlichen, die vorher deine Freunde waren und menschlich diese Freundschaft verdienen. Je steiler dein Weg bergan geht, um so kleiner die Zahl derer, die dir folgen. So wird jeder Gewinn ein Entsagen.

Aber es wächst dafür etwas anderes in dir empor, das jenes Verlieren ausgleicht: Güte. Du schaust feiner und reifer als zuvor in die Zusammenhänge. Du achtest in jedem den Funken Gottes, ob stark oder schwach entwickelt. Andere haben eben andere Aufgaben zu erfüllen: willst du sagen, daß sie weniger wichtig seien? Hast du dem Geiste nach Fühlung mit ihnen verloren, so bekommt nun dein Herz Arbeit.

Immer höher lernst du dies Verbindungsmittel zwischen Mensch und Menschen schätzen. Diese schöpferische Liebe ist deines Lebens beste Frucht — und ihr tätiges Vorhandensein ist der einzige Ausweis, ob du wirklich gereift bist.

* * *

Jedem ist aus der Fülle dessen,
Was da gedeiht in Wald und Heide,
Jedem sein Teilchen Gutes bemessen.
Und seiest du ganz verschüttet vom Leide
Und ganz versteckt und gefangen vom Bösen —
Sorge du nicht und sei nicht bang!
Dein Gutes kommt und wird dich lösen.
Wie sich ein Kind am Blaubeerhang
Ins blumenumstickte Lattichblatt
Köstliche Beeren gesammelt hat,
Und nun das Tellerchen sorgsam bringt
Der Mutter, die schwarzen Gewandes steht,
In Witwentrauer die Hände ringt
Und fast vor stummem Schmerz vergeht — —
Siehe, so kommt mit kindlichem Bitten
Dein Gutes geschritten
Und hält sein Tellerchen, lächelt und spricht:
„Nimm die Beeren — weine nicht!"

* * *

Zwei Kinder traf ich am Waldrand, die in ihre thüringischen Tragkörbe Tannenzapfen sammelten. Das Mädchen hatte ein rotes Tuch um das strohgelbe Köpfchen gebunden und guckte frisch und wangenbraun aus treuherzigen Kinderaugen. Beide barfuß, ärmlich und einfach, bescheiden in ihren Antworten. Der schöne, wilde Wald rauschte auf im Ostwind, der hell und gut über die steinigen Hügel kam. Die Luft war blank, die Kinder standen reizend unter bewegten Bäumen, an ihre abgesetzten Tragkörbe gelehnt...

So „lieb", wie sie hier scheinen, wenn einmal ein „Herr" im Vorbeigehen einige freundliche Worte an sie richtet, sind sie nicht immer. Das weiß ich. Erschreckend ist unsere heutige Jugend an vielen Orten verwüstet. Aber der Mensch ist ein wunderlich zusammengesetztes Wesen: es kommt gar viel darauf an, wie etwas oder jemand in der oder jener Stunde auf ihn wirkt. Da verdichtet sich manchmal ein Blick oder ein Wort zu einem bleibenden Eindruck. Wenigstens aber, wenn du gut zu ihm bist, strahlt ihn eine Macht an, vor der in diesem Augenblick die bösen Dämonen unmächtig zurückweichen.

Wenn es einen verderblichen „bösen Blick" gibt, warum soll es nicht auch einen heilbringenden „guten Blick" geben? — Ein Blick ist die Zusammenfassung innerer Kräfte: im bösen Blick schleudert sich ein Vorrat von niedrigen Substanzen in den Betroffenen, der den Blick auffängt. Wen aber der gute Blick streift, den läßt er Tüchtiges ahnen, den stärkt er, den läßt er frohgemuter seines Weges ziehen.

* * *

Was laufen mir denn diese raschelnden Blätter nach? Was wollt ihr denn, ihr liebslustigen, losen Gesellen des Vorjahrs? Freut ihr euch der Freiheit, nicht mehr gebunden zu sein an den festen Baum? Bittere Freiheit, ihr welken Dinger! Diese gebundenen da oben in ihrer frischen Kraft überbrausen und überleuchten euch tausendfach!...

Ich geh' im Ostwind durch den hohen Buchenwald, durch fliegende, fröhliche Sonnenlichter, durch aufgeblätterte Büsche. Langsam und wuchtig beugen sich die Wipfelstämme mit ihren Laub-

massen, streifen sich mit den Ästen, reiben ihr Holz, ächzen und knarren. Schauer auf Schauer fliegt über die weißgoldne Blumenwiese, die Landstraße leuchtet, Schatten wandern groß über den gegenüberliegenden Tannenbergwald. Du enzianblaues Himmelsauge, das durch eine Lücke dieser lichtgrünen Blätterfülle herabschaut!...

Da ist kein Farnkraut am Wege, kein Halm, kein Heidekraut, das nicht gefunden würde von den Stößen dieses suchenden, aufblätternden Windes, der ganze Fluten von taghellem Leben in unsern Wald wirft!

* * *

Diese Mondnächte sind zart und groß zugleich. Rehe stehen traulich bis an die Knie im Gras, heben schuldlos die Köpfe, horchen in lautlose Ferne. Hinter den Umrissen des Schattengebirges säumt noch der Mond; aber sein Licht umzittert bereits die Randspitzen des Tannenwaldes, in dessen Zackengewirr die Mondkugel verstrickt scheint.

Hier unten umstehen die schattigen Buchen schweigend das hochgrasige Tal. Alle Geräusche des Tages haben sich gesammelt in das eine Rauschen des Waldbaches. Der Waldbach ist die Stimme dieser Nacht.

Langsam weicht nun der Schatten des hohen Berges über die Wiese zurück. Die Rehe stehen hell. Der Vollmond hat sich vom Gipfel losgerungen und erhebt sich frei und groß über die zauberschöne Landschaft.

* * *

Erst wenn dein begehrender Wille
Tapfer zum Schweigen gebracht,
Vernimmst du die Stimmen der Stille,
Die großen Gespräche der Nacht.

* * *

„Was ist Schönheit?" So wurde eine Blinde gefragt. „Schönheit ist eine Form von Güte", antwortete das Mädchen, dem die Herrlichkeit dieser Welt verschlossen ist. Wunderfeines Wort!...

Ich stand auf dem Felsen, den man den „ausgebrannten Stein" nennt — es geht ein uralter Stollen hindurch —, und sah der Sonne nach. In innig durchglühten Wölkchen löste sie sich auf, jenseits Oberhof, jenseits dieser vielen Wälder. Weißgoldig war das Gewölk in der Nähe der verschleierten Sonne, gelbgoldig am entfernteren Horizont. Und von unten her zackten sich dunkle Tannen in dieses flüssige Licht.

Und da, angesichts der wonnig herüberschimmernden Buchten und Inseln, die mich durchdrangen mit ihrer himmlischen Lichtglut, hatte ich den Eindruck: „Ja, Schönheit ist eine Form von Güte." Dieses mächtige Licht setzt sich in mir in Wärme um. Und diese Wärme in Gutsein. So wirken große und gute Menschen.

Den Blick wendend, sah ich im Süden das reine Blau des freigelegten Himmels. Einzelne weiße Streifwolken irrten über das Gebirge, das feucht und verregnet lag, wie abgewaschen und noch nicht wieder angestrichen. In vielfältigen Kammlinien lief das alles um mich her, mit eigenartigem Ernst. Hob ich aber das Auge wieder in jenes entzückende Sonnenland, so kam es wie Lachen über mich, wie Liebe, wie Frohsein und Gutsein — wie Poesie, die aufleuchtet aus den Tiefen einer gottestrunkenen Seele.

* * *

Das Gebäude des Hasses — der Staat. „Auge um Auge, Zahn um Zahn." Altes Testament.

Das Reich der Liebe — die Poesie. „Sehet die Lilien auf dem Felde an!" Neues Testament.

* * *

An einem Birkenstämmchen stand ich heut' und sah durch ein sehr feines Fernrohr. Das Bäumchen war mit Regentropfen behängt. Zierlich drängten sich die runden Tröpfchen — rund wie dein Auge, rund wie die Erde, rund wie die Sonne.

Ich schaute nahe und lange in einen dieser feinsten Diamanten. Das zarte Geäder des Busches spiegelte sich darin mit entzückender Kleinheit. Ja, als ich ein beschriebenes Blatt dahinter hielt, spiegelten sich in unlesbarer, aber zu erratender Feinheit die Worte

dieses Briefes wider. Und mittlerweile brach die Abendröte unter dem breit hinwegziehenden Wolkenhimmel hervor — und alle sieben Farben des Sonnenlichtes wurden von meinem Regentröpfchen eingefangen und mir mit Anmut verabreicht.

Das Weltall mit seinem grenzenlosen Inhalt umspannen — kannst du nicht. Aber du kannst Regentropfen sein. Du kannst das All in dich einscheinen lassen und mit reinem Herzen widerspiegeln.

* * *

Das Aufrechte dieser kühn wachsenden Bäume steckt an und ermuntert zu derselben Sonnenrichtung. Die Sonne hat eine mächtige Emporziehungskraft: sie ist es, die diese Halme und Stämme steilrecht aus der Erde zieht.

Und die glitzernden Wässerlein laufen so fleißig dahin! Sie wirken auf mich wie plaudernde Kinder. Die Natur mit den wispernden Blättern und plaudernden Wassern ist eine närrische Kinderstube, voll melodischer Lebensfreude, keinen nervösen Launen unterworfen, mit Kerngesundheit den großen Besucher anlachend und anstrampelnd...

Du lieber Wald! Du gutes Wiesental!

* * *

Die „Minne" der Wartburgdichter ist uns erst verständlich, wenn wieder mehr Phantasie in unsre Stellung zur Frau kommt. Jener Dichter Grundempfindung ist Freude an künstlerischem Abstand. Sie adelten die vornehme Frau zu einem heiligen Gral, den man nicht durch Zugreifen, Betrug oder Verführung erringt, sondern durch eigenen Wert.

Das Edelste des Frauentums faßten sie zusammen zu dem Symbol „Jungfrau Maria". Dies ist eine Frau und Mutter, die in alle Innigkeiten und Schmerzen des Frauenlebens eingeweiht ist und doch ihre jungfräuliche Zartheit bewahrt hat.

Auch die derbere Minne behielt einen adligen Schimmer; auch an den Leidenschaften hing ein Abstrahl von Poesie. Die Kreuzzüge hatten Horizonte eröffnet; von dort her kam ein Schein von neuen Welten und ließ noch neuere und noch fernere Welten ahnen. Das weckte die dichterische Phantasie und die religiöse Kraft.

Ob sie besonders „sittlich" lebten? Zeiten des Verfalls heben sich nicht eigentlich durch Unsittlichkeit an sich unvorteilhaft von starken Zeiten ab, sondern vielmehr durch Phantasielosigkeit. Die Materie und deren wüster Genuß herrschen in Zeiten des Verfalls. In Zeiten der Stärke aber herrscht etwas, das hinter und über der Materie steht: Phantasie adelt den Gegenstand und sieht durch ein vergänglich Weib Ewiges schimmern.

* * *

Körperbegehren vertreibt das Feinste. Eine unreine Strahlung geht dann vom Menschen aus, dessen Wesen einer Raubspinne vergleichbar ist. Er fingert und zerrupft — und glaubt nun zu besitzen.

Hohe Dinge kommen nur zu den Stillen, wie Gestalten aus Mondschein, wie Stimmen der Nacht. Reine Kraft zieht magnetisch an. Du brauchst nicht mehr die Welt zu erobern, denn die Welt kommt zu dir: sie strahlt sich in deine Klarheit ein.

* * *

Die sonst in den Wipfeln gehangen,
Die sonst auf Wölkchen geflogen sind,
Sie kommen vor meine Tür gegangen,
Die Königsgedanken, die Schimmer im Wind;
Sie sagen ihre Namen, sie lassen das Beste
Zurück mir im Händedruck — göttliche Gäste!

Das macht: es lockt sie lautlos an
Der stille, der stete, der nicht mehr hastende Mann.

* * *

Irmgard und Haida haben Knabenkleider angezogen und geben zu viel Kurzweil Anlaß. Irmgard hat ihr Blondhaar unter den Kragen gedrängt und geht nun mit ihrem rosigen Mädchenlachen etwas steifnackig umher, wie die Landmädchen lachen, ein richtiger „deutscher Junge", ein klein wenig „Pfarramtskandidat". Haidas Braunkopf mit den kurzen Locken ist von einem Alplerhut bedeckt, sie steckt in rot-weißer Weste und schwarzsamtnen Kniehöschen und hat einen leichten Rucksack auf dem Rücken. Ihr Lieblingslied ist der „Zigeunerbub' im Norden"; und so sieht sie auch aus. Eine

feine Melancholie liegt manchmal über ihrem Wesen, aber auch ein Schelm sitzt in den Mundwinkeln ...

Junge Mädchen sind wie wehende Flämmchen. Gott führ' ihnen gute Menschen über den Weg, die diese Lichtlein verstehend schonen!

* * *

Es gibt nur ein Glück: wenn sich Menschen zu Menschen finden, die sich stillschweigend das Gelübde tun, einander in höherem Lichte gut zu sein. Es rinnt ein Freuen in dich ein, wenn du an sie denkst; sie sind dir ein heimlicher Anreiz, alles so zu tun, als ruhte ihr Auge auf deinen Handlungen. Indem sie dich als unbedingt gut voraussetzen, stellen sie ein Ideal auf, das sie selbst erreichen möchten. Sie lieben nicht eigentlich dich, und du liebst nicht eigentlich sie; ihr liebt beide etwas, das hinter und über euch beiden steht: das Reich des Guten — Gott — oder wie ihr's nennen wollt.

* * *

Wegewart ... „Ein Blümchen wartet am Wege ..."

So eilen manche Mädchen hinaus ins Menschenland, stehen am Wege und schauen sich um und warten, ob nun wohl „der Eine" komme. Der oder jener streift sie — sie leuchten auf und lauschen — sie warten weiter — und viele, zu viele warten umsonst.

Steht nicht, Mädchen! Schafft, seid gut, tapfer, tätig, da wo ihr seid! Es ist Romantändelei, daß irgendwo „nur der Eine" auf dieser bunten Welt „das Glück" bringe. Glück wächst an allen Waldecken, wenn du's kurzerhand ergreifst: mach' selber glücklich, ob ein Mütterchen am Weg oder alte Eltern oder Kinder, die der Erziehung bedürfen, oder Kranke oder auch einen Gatten — es ist von gleichem Wert, versuch's nur! Verwandle das harte Wort: „Ich muß" in das leichte Lied: „Ich will!"

* * *

Dämonie ... Ich glaube, daß das Dämonische eine Tatsächlichkeit ist, vergleichbar etwa den huschenden und zuckenden elektrischen Störungen der Atmosphäre.

Das Dämonische ist Energie der Vernichtung. Das Dämonische ist Haß und Hohn, Falschheit und Mißtrauen. Haß ist mit Wollust

verwandt, Wollust mit Grausamkeit. Das weibliche Element, das Element der Liebe, ist diesen Störungen besonders ausgesetzt.

In indischer Weisheit heißt es: Wo die Gottheit einzieht, gleichmäßig alles erhellend und erwärmend, da verschwinden die Dämonen, deren Element das Finstere ist. Als Jesus die Versuchung verscheucht hatte, traten die Engel zu ihm und dienten ihm. In einer bekannten Prophetengeschichte des Alten Testamentes enthüllte sich die Gottheit nicht im Sturm — dem Element der Dämonen —, sondern im sanften Wehen, das hernach an der Höhle des Sehers vorüberhauchte.

Leidenschaft ist Dämonie; Liebe ist Gottheit.

* * *

Sieben Jahre hatte Tom der Reimer der Elfenkönigin gedient. Dann ging er wieder zu den Menschen und sang ihnen, was er in diesen sieben Jahren erlebt.

„Der Reimer Thomas lag am Bach,
Am Kiesel-Bach bei Huntley-Schloß,
Da sah er eine blonde Frau,
Die saß auf einem weißen Roß ..."

Was für Poesie in dieser altschottischen Ballade!

„Die Mähne war geflochten fein,
Und hell an jeder Flechte hing
Ein silberblankes Glöckelein ..."

Es gibt im Elfenland kein bürgerlich Gesetz, was man tun oder lassen soll: sie sind von selber gut dem Guten, sind voll glockenklaren Lachens, voll Silberklang der Rede und ohne Falsch und Arg. Sie trinken Tau, werden davon ganz leicht und schweben nun über die Schwere der Dinge hin. Hätten wir die Ohren, ihre Melodien zu hören, und die Augen, ihre Tänze zu schauen — wir brauchten weder Moral noch Philosophie.

„Und Tom der Reimer zog den Hut,
Er fiel aufs Knie, er grüßt und spricht:
Du bist die Himmelskönigin,
Du bist von dieser Erde nicht! ..."

Daß er vor der Schönheit schlankweg und platt aufs Knie fiel und den Hut abzog — wunderschöner Zug an diesem echten Sänger. Das Höchste scheint dem frommen Manne die Himmelsjungfrau! Aber es gibt — rein dichterisch und naturhaft betrachtet — eine noch andere Schönheit, nicht mit Gedankensymbolik zu erfassen, aber der naiven Freude und dem offenen Herzen zugänglich:

„Die blonde Frau hält an ihr Roß:
Ich will dir sagen, wer ich bin,
Ich bin die Himmelsjungfrau nicht,
Ich bin die Elfenkönigin ..."

Als die Menschen noch Sonntagskinder waren, bedurften sie nicht des religiösen Gedankengebäudes. Es war ja keine Scheidewand zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Schatten und Licht, ihre Augen waren voll Licht und sahen in den Schatten und machten den Schatten hell.

„Er küßte sie, sie küßte ihn,
Ein Vogel sang im Eschenbaum ..."

Tom der Dichter tauchte mit Entzücken in die Welt der Poesie. Der Kuß macht ihn auf sieben Jahre dienstbar, aber „zu dienen dir, es schreckt mich kaum!"

„Sie ritten durch den grünen Wald,
Wie glücklich da der Reimer war!
Sie ritten durch den grünen Wald
Bei Vogelsang und Sonnenschein!"

Löwes fröhliche Ballade will mir gar nicht aus dem Ohr! Das Waldlied vom Dichter, der so höflich den Hut zog und so unbefangen der Elfenkönigin in die Waldeinsamkeit folgte ...

„Und wenn sie leis am Zügel zog,
So klangen hell die Glöckelein,
So klangen hell die Glöckelein ..."

* * *

Es gibt auch eine Dämonie der Liebe — aber der begehrenden Liebe. Diese begehrende Liebe oder Leidenschaft ist in der Art ihres Zugreifens dem Haß und dem Mord verwandt. Leidenschaft will ihren Gegenstand besitzen; dazu scheut sie kein Mittel, weder Verstellung noch Lüge.

Solche Dämonie kann in leichteren Fällen Schelmerei und Rackertum sein, die dem Philister ein Schnippchen schlägt, wie Gnom oder Kobold. In heftigeren Naturen wird sie zum Rausch, der losreißt von aller Sitte und Vernunft. Sie dröhnt wie Unwetter, zerschmetternd und segnend durch erwachte Sinne; es ist ein furchtbares Kampflachen des Todes, ein Triumphlied der Selbstvernichtung. Die heißen Tannengebirge, in deren Wirrsal und Einsamkeit die Liebenden flüchten, fernab von Burg und Stadt, dampfen wie Altäre: sie wollen ihr Opfer. Das Liniengewirr der Zweige, abhold jeder Regel, jedem Maß, rauscht wie Gewässer und entfesselt die Phantasie und umsprüht die Ertrunkenen wie ein brausend Meer. Die sonst so abgemessen durch ihre Gemächer schreitende, sittsam das Gewand haltende Burgfrau wirft ab ihre verlogenen Höflichkeitsgespräche, wirft ab ihre höfischen Verbeugungen: sie legt die ganze lodernde Seele bloß dem Manne, der sie aufgeweckt.

So verstehe man Tristan und Isolde! Solche Abenteuer zu hören oder zu erleben, war für Maid und Frau des höfischen Zwanges derselbe lösende Rausch, wie für die Männer der Berserkerzorn der untergehenden Burgunderhelden.

Was uns in beiden Fällen begeistert, das ist die entfesselte Genialität, die todverachtende Kraft.

Die unterscheidet den Heroismus der Liebe von Liederlichkeit und Lüsternheit.

* * *

Zwischen Wolken ein Glück zu bauen,
Möchte nicht taugen:
Unter uns, im Nebelgrauen,
Mit umschatteten Augen,
Wandern die Menschen und leiden am Leben —
Kommt, laßt uns schreiten, nicht schweben!

* * *

Thüringen ist voller Sagen von weißen Frauen, von Wichtelmännchen oder von Nixen.

Nixen hausen in der Ilm, in der Saale, in der Unstrut. Sogar im klassischen Weimar, wo die Ilm unfern von Goethes Garten-

haus durch den Park fließt, regt sich diese Waldromantik: dort wird oft „eine wunderschöne Jungfrau in weißem Kleide und mit langen gelben Haaren" sichtbar. In der Nähe jener roten Brücke oder Schafbrücke ist die Ilm tief; dort hat die Wasserfrau ihr Schloß. Mitunter kommt dies Wasservolk zum Tanzen in lustige Gesellschaft. Aber der Saum ihres schleppenden Kleides ist immer naß. Und vor Mitternacht müssen sie wieder in ihrem feuchten Element sein. Manche dieser Elementargeister verkörpern sich als Menschen, sagt man, um der Gottheit im Laufe eines nützlich geführten Lebens näher zu kommen. Denn sie sind wohl sehr klug, aber ohne Gewissen und ohne Seele. Indem sie Menschen werden, verzichten sie auf ursprüngliche Poesie, aber sie erringen Seele und Gewissen.

Die Sage von weißen Frauen ist immer mit irgendeiner Untat verbunden. Untat wirkt wie Schwerkraft. Die Seele kann nicht von der Stätte los, wo ein Stück ihres Gewissens geblieben. Diese Geister vertrutzen sich dann in wunderliche Zwangsvorstellungen: wenn einer dies oder jenes Wort ausspräche oder den Schatz fände, mit dem ihre Gedanken verkettet sind, so wären sie erlöst.

„Ein Knäblein von sieben Jahren
Mit weißen Haaren
Kann mich erretten" —

sang die weiße Jungfer am Burgberg bei Brotterode. Aber nicht die sieben Jahre und nicht die weißen Haare sind das Erlösende, sondern die Herzensunschuld. Ein „feuriger Mann" leuchtete in der Gegend von Arnshaugk und Moderwitz einer spät heimkehrenden Bauersfrau bis zum Silberberge voran. „Hab' Dank, lieber feuriger Mann!" sprach die schlichte Frau. Da verschwand der Feuergesell und ward seitdem nicht mehr gesehen. Das Wort des Dankes hatte ihn erlöst.

Solche Gestalten haben in ihrem Leben Unheil verübt durch Lieblosigkeit; sie werden nicht durch Schelten und Ungeduld oder gar durch Spott erleichtert — derlei rächt sich in vielen Sagen sehr empfindlich —, sondern durch anstrahlende Güte. Sie haben durch Missetat ein Stück Seele verloren; sie irren und suchen und erbetteln es zurück von einem, der Überschuß hat. Auf dem Tolljungfernstein

bei Ruhla erscheint von Zeit zu Zeit eine weiße Jungfrau, ungeduldig wartend und wie toll mit dem Schlüsselbund rasselnd. Auf dem Witgenstein bei Farnroda macht sich alle sieben Jahre eine „seltsam gekleidete bleiche Jungfrau" sichtbar, den Bösen belästigend, dem Guten voranleuchtend. Und im Loquitztale liegt Burg Lauenstein, bedeutend wieder aufgebaut, wo die Hohenzollernsage von der weißen Frau (Gräfin von Orlamünde) ihren Ursprung hat. Überall in deutschen Gebirgen kennt man diese eindrucksvollen Sagen von der „weißen Frau", mir schon von meiner Waldjugend her unvergeßlich. Einer unsrer ersten Forscher sagt von ihnen schlicht und ergreifend: gewöhnlich kommen sie lächelnd oder singend den Berg herab, aber weinend steigen sie ihn wieder hinauf.

Weinend steigen sie ihn wieder hinauf . . . Wie im Kyffhäuser der wartende Barbarossa, so machen auch sie nach jedem neuen Jahrhundert des Wartens die neue Erfahrung, daß immer noch die Raben des Hasses um Gebirg und Häuser fliegen.

* * *

„Frau Sonne" oder auch „Frau Nachtigall", wie wir die Mutter unserer Elfen zu nennen pflegen, reißt bereits um vier Uhr morgens mit munterem Ruck die Gardinen auf und macht dann ihren einsamen Spaziergang. Sie wandelt, in ihrer kraftvoll gedrungenen Gestalt mit dem kecken Tituskopf, als eine heitere Frau Hulda oben am Berg hin. Den Kindern hat nun unsere musikalische Freundin Dreigesänge eingeübt, eine ansprechende Liederreihe „König Mai". Und heut' früh ward uns gestattet, diese Lieder oben am Berg als ein Morgenkonzert anzuhören.

Ein Regen hing in der Luft. Die gefüllten Wolken schleppten sich mit zerrissenen Gewändern langsam durch die Zacken der Fichten hin; wir gingen oben auf dem Grasweg so nahe drunter entlang, daß wir sie fast zupfen und den Regen aus ihnen herausläuten konnten. Die Waldung war bis in alle Büsche hinein durchraucht von ziehendem Nebeldunst. Es lag ein eigentümlich Warten über den stummen Landen.

Nun ragte der Fels feucht-dunkel vor uns empor. Die vier Sängerinnen stellten sich auf. Ganz still hielt der Hochwald. Und nun, erst

zaghaft, mit etwas belegten Kehlchen, bald aber mit wachsendem Wohlklang herrlich alle Räume füllend, klang ihr Lied durch die trübe Waldung. Weit unten, wunderbar weit unter uns, lag und schlief die Welt. Hier oben aber ging der liebe Herrgott durch den Wald. Wir waren an einem Altar der Vorzeit versammelt; in uns war eine Stimmung des Händefaltens.

„Gib mir, o Herr, den rechten Kindersinn!" Innig hallten ihre Schlußworte. Die drangen mir ins tiefste Herz.

Beim Abstieg waren wir schweigsam. Wir waren angefüllt mit Melodien und Waldstimmung. Auch setzte nun ein säuselnder Regen ein. Die Elfchen unter ihren Kapuzen, mit ihren wirren Morgenhaaren, sahen allerliebst aus. Durchnäßt kam man zu Hause an, aber mit einer Empfindung, als hätte man ein schönes Land hoch da oben verlassen; beinahe mit Heimweh dachte man an den nassen, dunklen und doch so wundersam melodischen Hochwald zurück.

* * *

Seltsam: auch der Regen ist melodisch. Der ganze Tag ist Musik.

Ich saß in der Gartenhütte und konnte nicht genug staunen über das wunderliche Tropfen- und Glöckchenspiel. Wem nicht die ganze Welt ein Wunder ist, der weiß überhaupt nicht, was ein Wunder und was Poesie ist. Es pocht und klopft, es geht und kommt, es ruft und singt rund um die Gartenhütte herum. Ist dies dieselbe Luft, die vor wenig Tagen als weißes Sonnenmeer mein Eiland umflutet hat? Ja, es ist dieselbe Luft. Aber heut' ist sie grau und dick, und Silberfäden sind zwischen Himmel und Erde gespannt. Der Wind geht manchmal aufscheuchend hindurch — und die Luft klingt wie eine Harfe. Und hier in den Blättern — was für ein merkwürdiges Treiben! Aus den silbergrauen Wolken sind Geisterchen in die Fliederbüsche gesprungen. Sie sind gekleidet in Licht; sie verfolgen und fangen sich von Blatt zu Blatt; sie hängen sich neckisch an den Blattrand, verlängern sich, zaudern und lassen sich tiefer hinabfallen auf ein aufzuckendes Blatt. Welch ein Flüstern, Träufeln und Rascheln rings herum von diesem eingefallenen Koboldheer!

Die ganze Welt ist ein einzig Wunder!

* * *

Aus den Abendwolken hebt sich
Noch einmal die starke Helle;
Wie versunkne Königskrone
Blitzt es aus der raschen Welle.

Auf den Tannenspitzen rufen
Drosseln dem entwichnen Tage,
Und ein ängstlich Stimmenflüstern
Duckt und flüchtet sich im Hage.

Mir ist bang, und weiß kein' Ursach' . . .
Fragend steh' ich vor den Zweigen,
Vor den großen, stillen Blumen — —
Doch sie sehn mich an und schweigen.

* * *

Schönes lass' ich in diesen Wäldern zurück und lass' es anderen. Tage der Freundschaft, Gespräche ernsten Verständnisses, Aufleuchten in blanken Augen — dies und anderes nehm' ich mit. Es geht in der Innenwelt neue Verbindungen ein, es schwingt in veränderten Formen weiter — — niemand weiß, wo solche Tage enden mögen.

Gibt es denn ein Ende? Gibt es einen Tod?

Wetterleuchten

Ein Sonntag ist vorüber, es ist Mitternacht. Gewitter lagern um die Horizonte; es wetterleuchtet rot und schauerlich in die schweigend-schwüle Finsternis.

Schwermut steht am Berge und schaut herab auf den Träumer, der am offenen Fenster sitzt und keinen Schlaf findet. Blitzhaft, wie durch zerrissene Wolken hindurch, werden mir frühere Stimmungen wieder hell, bis tief hinein in meine weltferne Waldjugend. Es war ein schwerer, schwerer Weg! Wieviel Irrtümer und Torheiten, wieviel Zorn und Schmerz, wieviel unreife Niedrigkeiten liegen am Heerweg nach den Höhen des Lebens! Man hat manchmal solche hellsichtigen Stunden, die wie in einer schärfsten Linse ein ganzes Leben einfangen mit allen Wunden und Kämpfen. Es sind Stunden des Fegefeuers; aber man geht geläutert aus diesen Auseinandersetzungen mit der Vergangenheit hervor.

Dort auf den Bergen steht die Zukunft mit Feuerflügeln. Sie hebt sich hoch, sie breitet die Flügel aus und leuchtet empor: — in funkelndem Glanze steht die erhellte Gegend. Dort muß ich hinauf, in jenes schweigende Winken! Dort sind Schlachten und Siege; kein Donner dringt her in unser weiches Elfental, durch das der Wiesenbach gleichmäßig dahinplätschert. Unheimlich dünkt mich diese Stille, die mir bisher anmutigste Erholung war. Mir wird bang, als versäumt' ich herbe Pflichten, die da draußen, jenseits der schwarzen Gebirge, von keinem anderen erfüllt werden können. Die Nöte der Zeit recken sich empor, winken über die Berge her, sinken wieder trostlos in sich zusammen — und niemand eilt aufs Schlachtfeld, niemand hilft ihnen mit guten, starken Worten der Liebe!

Es gilt Abschied nehmen. Ich sehe zum Erdgeschoß unseres Kammerberger Hauses hinaus, in das hochliegende Gärtchen, auf jene Gartenhütte, die bei jedem Aufleuchten der Luft magisch vor meinen Blicken steht. Ich glaube Glühwürmchen fliegen zu sehen; vielleicht

auch flimmern nur meine geblendeten Augen. Es ist totenstill — und dennoch ist's bei jedem Wetterleuchten taghell, unheimlich hell. Ich höre Schritte im Garten, ich hör' ein Flüstern in der Laube; und kann dennoch nichts erspähen. Es ist lange nach Mitternacht. Alles schläft; niemand ahnt, daß ich eine abschiedslose, jähe Abreise im Sinne wälze. Immer wieder muß ich jenes Gartenhüttchen anstarren, meinen Lieblingsplatz, der mich mit seltsamem Zauber so viel Tage gefesselt hat. Dort haben sich einst die Eltern meiner drei Lieblinge verlobt. Es war der Anfang eines langen, immer reicher blühenden Seelenglücks. Aus diesem Hüttchen sprangen die drei Elfen in unsere Erdenwelt; aus diesem Hüttchen, wie aus einem Wunderbrunnen, sind tausend sonnige Stunden der Liebe und Gastfreundschaft in die Welt gelaufen. Mir ist dieses Hüttchen meine stille Arbeitsstätte gewesen. Mir gab diese Stätte eures tiefen Lebensglücks — nur Gedanken und Gedichte. Nur! Ich bin sonst sehr dankbar für dies „Nur"; heute vermag ich's nicht. In der Morgendämmerung werd' ich dem umgrünten Bretterbau zuwinken und mit verschleierten Augen weiterziehen.

Über manche Kämpfe gibt es keine Aussprache, auch nicht zum besten Freunde. Sie sind so zarten Gespinstes, daß keine Sprache dafür ausreicht.

Ich habe selten Gott um das gebeten, was die Menschen „Glück" nennen. Ich bitte meist nur — meist: denn wir haben schwächere Stunden — meist nur um die Kraft und Freudigkeit, meine Bestimmung zu erfüllen. Darin wird man mit der Zeit immer zäher; alle anderen Güter und Begehrlichkeiten verblassen daneben. Kommt dann dennoch von außen her dies und jenes Angenehme, so nimmt man das überrascht und dankbar an, als eine ungesuchte Gnade.

Manchmal freilich, in weichen Nächten, wenn die Spannkraft nachläßt, geht es wie ein Weinen durch die Waldung unserer Seele; und man sitzt mit gepreßten Lippen und nassen Augen und starrt eine Gartenhütte an.

Wie viele Millionen Menschenschicksale gehen um diese Erde! Wie viele Feuerwolken flammen um den Tropengürtel dieses Planeten! Wie weit, wie reich ist diese Welt! Wenn dir die Enge eine Gefahr

wird, dich zu verweichlichen und zu verlieren, — reiß dich heraus! Breite die Riesenflügel deiner Seele aus, wie diese Gewitter groß und frei ihre Flammenflügel breiten!

Ich wappne mich mit großen Vorstellungen: ich sehe mich wieder auf den Dünen von Sylt, sehe den Schaum der nächtlichen Brandung aufleuchten im Gewitterschein, der über die Nordsee fährt, ich höre das Zischen der weißen Wogenzungen, die über dem Sand verrauschen — — Nordsee, Weltmeer, Ferne, nimm mich wieder auf! ...

Morgen bin ich wieder der Wanderer, der ich gestern war.

Zweites Buch

Weimar

Der Weg dahin iſt heiter,
Das Wandern iſt Dein Glück;
Sag' Dank und ſteige weiter
Und ſchaue nicht zurück!

Nachtgespräch im Park von Weimar

Stille ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.
Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht, zu üben
Die Kräfte des Guten.
Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen.
Wir heißen euch hoffen.

Goethe

Der Park von Weimar troff unter der schweren Nässe eines langen Regentages. In der Dämmerstunde schritt ich unter den altberühmten Bäumen hin.

Weimar! Eine Klangfülle, eine Akkorden- und Gedankenfolge drängt sich für den phantasiereichen Geist zusammen in ein einzig Wort. Vom Ertrinkenden sagt man, daß er sein Leben bis in alle Einzelheiten in blitzhafter Sekunde überschaue; in einem minutenkurzen Traum erlebst du verwickelte Ereignisse. Für die Pythagoräer und andere Mystiker ließ sich eine umständliche Anzahl von Dingen, Werten und Wesensarten in innerem Schauen zusammenfassen in eine Zahl, in ein Wort; Wort und Zahl waren in Urzeiten eins. Im Tode steht, nach aller Addition, Subtraktion und Division, das bleibend Wertvolle in einer einzigen magischen Zahl als Ergebnis deines Lebens vor dem erhellten inneren Auge. Frag' eine Mutter, die ihr Kind verlor, was sich in ein Wort kristallisieren kann: nenn' ihr den kurzen Namen des Kindes, und eine Summe voll Freud' und Leid wird lebendig! So gehen die großen Geister der Menschen in Form eines Namens auf die Nachwelt über; dieser Namen ist eine Zahl, ist eine Summe von Werten. Wie in einem Tautropfen spiegelt sich darin eine vergeistigte Landschaft.

Unsre Seele ist ein Brennspiegel: das Weltall ist in uns. Eine große Persönlichkeit ist besonders reine, tiefe, vergeistigte Widerspiegelung des Weltalls, ist eine Zusammenfassung der Schöpfung in einem unendlich kleinen und unendlich großen Menschen-Tautropfen. Der geistreiche Verstandesmensch Taine sagt es einmal,

über Balzac sprechend, und er formt damit einen deutschen Gemütsgedanken, einen Gedanken aus dem Bereich der germanischen Mystik; er sagt: „Unsere Seele ist eine Kristallinse, die in ihrem Brennpunkte alle die glänzenden Strahlen sammelt, die das grenzenlose Universum aussendet, um sie wieder, wie strahlende Fächer entfaltet, in den unendlichen Raum hinauszuschicken. Das ist die Ursache, warum ein jeder Mensch ein Wesen für sich ist, vollständig abgesondert, unendlich zusammengesetzt, sozusagen ein Abgrund, dessen Tiefe nur der seherische Blick des Genies oder eine außerordentliche Bildung in ihrem wahren Wesen begreifen können."

Solch ein Tautropfen ist für den schauenden Menschen das Wort „Weimar".

* * *

Mir erweiterte sich plötzlich, als ich in die Tore dieser Welt eintrat, persönliches Herzeleid, das mich aus der Ferne treulich begleitet hatte, zu einer heroischen und seherischen Weltbetrachtung.

Vergeistert schauten aus der Dämmerung des wunderlich durchwisperten Regenparkes, mehr geahnt als deutlich gesehen, der kleine Tempel, die Felsen des Ilmufers, das Rindenhäuschen. Das wasserschwere Wipfelwerk stand als bewegungslose, stummlebendige Masse mir zu Häupten. Ohne Ufer, ohne Ende umwogte mich eine Meerflut von Klagen. „Was willst du auf diesem verstoßenen Stern? Kehr' heim zu deinen besseren Inseln! Willst du dem göttlichen Licht zurückerobern solch Sternchen des Unrats, an dem die Menschheit stärker hängt als Prometheus an seinem Felsen? Willst du in wimmelnden Kärrnerseelen anfachen die leuchtende Ruhe großer Herzen? Wagtest du zu hoffen, ein Flammenbündel eroberter Menschenherzen mit heimzuschleppen in Lichtreiche des Geistes? Gib's auf, kehr' heim!"

Mancher von uns kennt solche Anfechtungen. Sie sind ein Zusammenfluß von Tiefstimmungen, die man im einzelnen nicht aufzählen kann. Bei uns Geistesmenschen ist es zumal die Überfülle von unnütz und häßlich beschriebenem Papier rund um uns her, die uns oft so mutlos macht. Wir haben das Gefühl, Flammen in uns zu tragen, lichtkräftiger als aller Zeitgeist, schroff anders geartet als alle Schriftstellerei der Umwelt: und wir sind dennoch

genötigt, in abgegriffenen Worten der Zeit, in der Presse der Zeit einzugehen auf die Kleinlichkeiten der Zeit und — neue Aufsätze und Bücher auf die viel zu vielen alten zu häufen. Worte sind unser Werkzeug, Papier unser Mittel — wir müssen hantieren mit Dingen, die uns durch ihren Mißbrauch bis zum Grunde der Seele verleidet sind. Ich hasse die Literatur wie nichts auf der Welt. Und ich liebe sie mit der Leidenschaft eines Liebenden. Denn sie ist unsere Möglichkeit, mit vortrefflichen Köpfen und Herzen in elektrische Verbindung zu treten, Funken der Kraft auszutauschen, die Menschheit zu bereichern und aus dem Widerhall für uns selber wieder Kräfte einzufangen. Das ist unsere tiefe Freude, und das — heute sicherlich — unser viel tieferes Leid. Denn die frischesten Herzen und Tatmenschen lesen uns nicht und kennen uns nicht, haben keine Zeit für Papier, lieben und leben, leiden, siegen oder vergehen außerhalb der Literatur, fern von uns. Und wenn sie mit uns, d. h. unserer Quintessenz, unseres Wesens Duft, einem Buch von uns, zusammenkommen, so verstehen sie vielleicht unsere Sprache nicht. Worte sind trostlos arm, sind trostlos abgeblaßtes Allgemeingut!

* * *

Fast frierend schritt ich im Sommermantel menschenleere Pfade hin. Die uralt stattlichen und erfahrenen Bäume der Hauptallee ließen die segnende Flut mit erhabenem Verständnis über sich ergehen. Die kurzlebigen Halme der Wiesen senkten niedergeschlagen die Köpfchen; es ist ihr erster und einziger Sommer; sie sind rasch geknickt, rasch freilich auch wieder ermuntert. In den Büschen und Stauden ist eine zauberhafte Melodie von huschenden Füßchen und greifenden Armen, ein Springen und Fallen, ein Kichern und Seufzen, ein Hüpfen unsichtbarer Tropfen von Blatt zu Blatt, ein feines Aufklatschen auf der Wasserfläche der kleinen Ilm.

Fahl und erblichen schimmert Goethes weißgetünchtes Gartenhäuschen zu dem nächtlichen Wanderer herüber. Seine Fenster sind tot und erloschen; das Haus still; alles Lachen und Plaudern von ehedem verflogen. Mancher schöne Klang verzitterte dort in der Goldluft des Abends, wenn der kleine Fritz von Stein den großen Kinderfreund umsprang, wenn die edle Anmut einer Korona Schrö-

ter oder der Herzensreichtum einer erfahrenen Frau von Stein und so manche Spielgesellschaft des heitren Hofes den Park belebte oder bei Goethe zu Gast war. Heut' ist alles in Nacht verschlungen. Goethe ist tot; alle, die damals lebten, sind tot.

Goethe „tot"? Ich erschrak fast, daß ich in die Sprache des Werktags einen Augenblick entglitten war. Hier atmete freilich jener Menschen Körper, ja, mit allen Wunderlichkeiten und Unzulänglichkeiten der Spezies Mensch behaftet, hier schrieben und wirkten ihre Hände und Begabungen, hier sprach und hustete und lachte ihre Kehle, hier traten ihre Schuhe und Stiefel auf — ja, auf ebendemselben Erdreich, auf dem ich jetzt, abseits von den Lebenden, in eine geheimnisvolle Nacht hinaushorche. Seit meinen Knabentagen im Grenzgebirge sind sie mir ungestorben und lebendig, die Großen von Weimar. Schillers tapfere Lebensführung und, in späteren Jahren, Goethes breit-ruhige Weltanschauung waren der Traum meiner Jugend. Sind sie jemals für mich „tot" gewesen? Die Worte lebendig und tot reichen da gar nicht mehr: sie waren und sind in mir. Was sind für den, der geistig schaut, Nähe und Ferne, Raum und Zeit, Leben und Tod? Nichts! Alles aber ist dein Zustand. Sorge, daß du in denselben Zustand wie jene Großen eintrittst: und du bist bei ihnen, bist ihr Freund und Bruder, sie sind in dir und du in ihnen. Und alle seid ihr in Gott, im Geist. Jahrhunderte sind ausgewischt, ihr unterhaltet euch — nach einem Wort Schopenhauers — über Täler hinüber von Berg zu Berg. Äschylos ist nahe; du erlebst mit ihm die Läuterung des Orest, die seine eigene Läuterung war, dem Wesen nach nicht unterschieden von Dantes männlicher Läuterung durch Hölle und Purgatorio. Er hatte die Kraft, im Spiegel einer Dichtung festzuhalten sein Schauen in Welt und Seele: schau' auch du in den Spiegel, und derselbe Zustand überkommt dich, dieselbe Hoheit rauscht in dich ein! So haben sich Goethe und Schiller erziehen lassen vom Lebensstolz und Allvertrauen der großen Griechen oder eines Shakespeare, eines Kant. So sind sie selber zu Führern gereift und richten nun uns wieder auf. So reichen starke Herzen und Geister schwachgläubigen Zeitaltern mächtig die Hand; so lernt die leicht verzagende und umsinkende Menschheit immer wiederum schreiten, bergan schreiten, immerzu bergan!

Reihe dich ein in die Kette: — und die Kraft aller Großen durchströmt auch dich! . . .

* * *

Ich atmete freier auf.

Und nun geschah Seltsames: es löste sich in der Nähe des Borkenhäuschens aus dem Dunkel der Nacht eine männliche Gestalt. Der schattenhafte Gast ließ den Regen achtlos auf den Hut und den umgehängten Mantel fallen. Ohne Umstände gesellte sich das unbekannte Wesen an meine Seite.

„Ihr Selbstgespräch", so begann eine leise Stimme, „hat mich angezogen und reizt mich zur Anteilnahme. Zwar weiß ich das Angenehme eines nachdenklichen Ganges recht wohl zu schätzen; aber erquicklicher sogar als das nährende Licht ist doch wohl mitunter ein ermunterndes Gespräch."

„Gern zugegeben," erwiderte ich mit unschlüssiger Allgemeinheit, „nur kommt es darauf an, mit wem und worüber man sich unterhält."

„Das ‚Worüber' scheint mir weniger wichtig", erwiderte mein Gefährte. „Ich meine, man kann jedes Ding zweckmäßig betrachten, wenn man die rechte freundliche Ruhe des Beschauens und etliche Vernunft und Kenntnisse mitbringt."

„Es kommt also auf die Menschen an, die sich miteinander unterhalten —"

„Und diese sind auch wieder ein gar verwickelt Ding und manchen Zufällen, Launen und Witterungen untertan. Es kommt auf den günstigen Augenblick an, mein Freund. Lassen Sie uns ohne weitere Einleitungen die Gunst des Augenblicks ergreifen und Ihrem stillen Gedanken gemeinsam weiter nachdenken."

Mich schauerte ein wenig. Woher kennt dieser sonderbare Nachtwandler meine stillen Gedanken? Hatte ich laut gesprochen, wie mir das manchmal in erregten Augenblicken geschieht? Aber ich war in einer ungewöhnlichen Traumstimmung befangen, und ich hing daher nüchternen Einwendungen nicht weiter nach.

„Halten Sie sich auch heute gegenwärtig," sprach mein Begleiter, „daß des Geistes Wesen stete Bewegung ist, daß ein milliardenhafter Schwarm von Gedanken und Gesichten unablässig durch uns

hinströmt, wovon wir nur ein geringes Teilchen in unser Bewußtsein auffangen. Nun liegt es an unserem reinen und beharrlichen Wollen, daß wir nur bedeutende und förderliche Stimmen aus der Unendlichkeit in unsere Endlichkeit einlassen. Wir kleiden sie alsdann in Worte, wir setzen sie in Taten um — und lassen die so Geformten wieder hinaus unter die Menschheit. Glauben Sie meiner Erfahrung und Beobachtung, man tut gut daran, das Minderwertige nicht in die Phantasie einzulassen, denn das beschwert nur und verdrängt Besseres vom Platz. Es müßte denn sein, daß wir alles, auch das Häßliche, in Gold zu verwandeln die kraftvolle Gabe besitzen, was aber nicht jedermanns Sache ist. Ihr habt ein grundverkehrtes Wort in eurer neugierigen und lüsternen Zeit: man müsse ‚alles gesehen' haben, um sich ein eigenes Urteil zu bilden. Unter dem ‚Alles' versteht ihr das Unnütze. Das Leben muß euch gewaltig lang scheinen, daß ihr dazu Zeit zu haben glaubt."

„Wir verstehen uns bereits vortrefflich", unterbrach ich, angenehm verwundert. „Unsere Zeit hat weder Aufmerksamkeit noch Stille genug für die inneren Gäste der Schönheit, von denen Sie sprechen."

„Und das ist sehr schade", fuhr er fort. „Ihr ahnt nicht, wie reich euer Leben sein könnte. Wenn ihr willige Gastherren seid, so werden sich jene Himmlischen immer williger einstellen. Euer Organismus wird von ihnen geläutert, gebildet, bereichert. Hättet ihr Menschen die Augen, die emsige Arbeit unsichtbarer Besucher und Freunde zu schauen — möget ihr sie nun Götter oder Elfen, Heilige oder Engel nennen — ihr würdet erstaunen, wie licht ein wohlgebildeter Geist anzuschauen ist."

Das alles klang so ruhig und so beruhigend, so fest und einfach, daß ich stehen blieb und meinem Begleiter ins Gesicht zu schauen versuchte. Aber die zwiefache Hülle der Nacht und des beschattenden Wipfelwerks gönnte mir keine nähere Aufklärung. Ich sah nur die zerfließenden Umrisse einer Gestalt lautlos neben mir wandeln; ich hörte nur den Wohllaut einer nahen, leisen und doch wunderbar wohlverständlichen Stimme.

„Das liebe ich an Goethe," fuhr ich endlich fort, „ebenso wie an den Großen der Griechen oder an Shakespeare, daß er, aus Anlage

und Grundsatz heraus, so gern das Lebendige und Fördernde überall anzog, mit feinem Wohlwollen, mit magnetischer Selbstverständlichkeit. Gutes ist wohl auch noch unter Abfällen und Lumpen, in Nachtasylen und unreinlicher Umgebung zu finden, behaupten freilich die Neueren; und sie haben hierin wohl nicht unrecht, sie glauben sogar hiermit ein neues Gebiet der Poesie hinzuerobert zu haben —"

„Wozu denn aber in verzerrten Menschenbildern suchen, wenn mir so viel schöne Landschaften und gut gewachsene Menschenpflanzen zur Verfügung stehen? Kann ich nicht an den letzteren reinlicher und plastischer deuten, was ich deuten will?"

„Nun, wir dürfen uns doch der Wirklichkeit nicht verschließen. Mir fällt dabei ein, daß allerdings Goethe weder Witzblätter noch Karikaturen leiden mochte, er wollte sich sein Weltbild nicht verzerren lassen; aber mir fällt auch ein, daß er zur Franzosenzeit, zur Zeit der Schlacht bei Jena, im Zimmer saß und sein ‚Innerstes bedachte'. Für uns moderne Menschen ist dies Verhalten etwas ganz Undenkbares!"

„Gestatten Sie mir eine Frage, mein Bester! Ist Ihnen aus Goethes ‚Italienischer Reise' bekannt, daß er auf der Seefahrt nach Palermo einen Sturm bestand? Ist Ihnen des weiteren bekannt, was er während dieses nicht unbedenklichen Wetters getrieben hat? Lief er auf dem Verdeck umher und versperrte dem arbeitenden Schiffsvolk den Weg? Saß er in seiner Kajüte und jammerte laut? Nichts von allem. In seinem Tagebuch vom Sonntag den 1. April 1787 steht zu lesen: ‚Um drei Uhr morgens heftiger Sturm. Im Schlaf und Halbtraum setzte ich meine dramatischen Pläne fort, indessen auf dem Verdeck große Bewegung war.' Er tat also, und hier erst recht, was seines Amtes und was seinem Wesen und Naturell gemäß war. Er bewies mithin ‚Tatsachensinn', er erwies sich als ‚Realpolitiker', so lauten ja wohl bei euch die neuesten Ehrenworte — bei euch, die ihr in wissenschaftlichen Vermutungen fast verworrene und verwegene Phantasten geworden seid. Denn ihr habt ja wohl dabeigesessen, als sich das Weltall aus dem Nichts entwickelte, und ihr wißt ja wieder einmal genau — was übrigens gewandte Geschäftsreisende und ähnliches Volk schon immer ver-

fochten haben —, daß mit dem Tode ‚alles aus' sei. Forscher sind bescheiden, Seher sind ehrfürchtig — ihr seid weder dies noch jenes. Ihr vorlauten Aufgeregten laßt euch von tausend Dingen der Umwelt beherrschen. Ihr also habt keinen Tatsachensinn für eure persönliche Pflicht, ihr!"

„Das ist zwar für unsere Zeit ein erstaunlicher Vorwurf, aber ich verstehe Sie. Ich selbst leide darunter, daß unsere Zeit die höchsten und innersten Menschenwerte blindlings mit Füßen tritt. Zumal die verwirrte Dichtung — —"

„Auch Dichtung ist Tat. Aber da bekunde sich ein viel feinerer Tatsachensinn, als er eurem Geschlecht innewohnt! Eure Journale und Tagesblätter fälschen ja das Weltbild, denn sie bringen meist oder fast nur gemeine Dinge, die für die breite Öffentlichkeit ‚Interesse haben', wie man zu sagen pflegt: also Prozesse, Verbrechen, Unfälle, öffentliche Ehrungen, Paraden, Politik und Gehader, irgendwie also Dinge, die sich von außen her, vom platten Verstande vieler betrachten lassen, menschlich also nicht die höchsten und nicht die feinsten Dinge. Das stille Walten im warmen Hause, die reichen und tiefen Empfindungen der Güte, das Leid in einsamen, frommen und tapferen Seelen, die Stunden unscheinbaren und doch so wichtigen Glücks, das von heiteren Naturen ausgeht, alles Lachende in jungen Herzen und alles Still-Gute der gereiften Weisheit — wo sind denn diese Vorräte an inneren Gütern in euren Zeitungen? Abgehetzte Arbeitsnaturen tragen euch den Stoff zusammen — und ein Wesen der Unruhe und Herzenskälte strömt aus ihrem Werke, der Tageszeitung, in euch Leser über. Wenn ihr Tatsachensinn hättet, würdet ihr diese Tatsache zuallererst erkennen und danach tun."

„Aber unsere Literatur selber ist ja von diesem Geist unterjocht!" fiel ich ein. „Das ist ja das Furchtbare!"

„Dichtung ist Tat nur dann, wenn sie Herzblut ist", fuhr er fort. „Nur wenn eine Persönlichkeit jedes Wort mit Gehalt füllt und darin widerschimmern läßt ihre eigene hohe Entwicklung. Seid doch ‚praktisch' und gestaltet euch selbst und euer Leben zu einem Kunstwerk! Stellt euch als Marmorbilder von Schönheit und Hoheit in den heiligen Hain deutscher und menschheitlicher Dichtung! Sucht

euch Menschen und Ereignisse, an denen ihr fest und deutlich zeigen könnt, was Menschen und was Unmenschen sind! Ihr könnt ja so bunt und farbig reden, als ihr nur Lust habt, aber bleibt immer auf dem Grunde der Harmonie! Mein Freund, so beweist ihr Sinn für Realität. So seid ihr Nachgestalter der Schöpfung und Gehilfen Gottes, denn ihr sorgt für mannigfaltigen und tüchtigen Pflanzenwuchs. Könnt ihr das nicht, weil ihr zu unkräftig oder zu kurzsichtig seid, nun wohl, so bescheidet euch und mißbraucht nicht die Formen der Dichtung zu schädlichen Verzerrungen! Geht hinaus, werdet Heilkünstler und macht Menschen heil, werdet Lehrer und erzieht Menschen von Fleisch und Blut zu edlen Erscheinungen, werdet Beamte und helft regsam mitgestalten an der Harmonie des staatlichen Lebens — kurz, ihr unpraktischen Leute, beweist fördernden und ordnenden Tatsachensinn, statt das Unnütze zu vermehren!"

„Haben Sie Dank für Ihre Worte! Oh, wenn heut' Schiller und Goethe durch unser Geistesleben gingen, mit wieviel rascherem und stärkerem Tonfall würden sie Worte der Klage und Mahnung finden! Meinen Sie nicht?"

„Was der Gescheite weiß, ist schwer zu wissen."

„Hier wandeln wir in klärender Zwiesprache unter majestätischen Regenbäumen in Deutschlands Herzensgau und geweihter Stadt. Ich horche zwar hinaus in die Gegenwart — aber ach, ich spüre nichts, was sich mit hartem Persönlichkeitsstolz bemüht, streng und einsam das hoheitvolle Werk Goethes und Schillers fortzusetzen. Und fortsetzen müssen wir's doch! Denn mir bedeuten Schiller und Goethe keinen Abschluß: wir werden in religiösen, nationalen und kosmopolitischen Dingen noch weiterhin Tiefes und Feines, Starkes und Zartes, Charaktervolles und Weitsichtiges zu sagen haben, mehr als die flachere Zeit jener beiden großen Bergwanderer, wenn wir nur erst nach so vielen achtbaren Errungenschaften der Außenwelt auch der Innenwelt wiederum Aufmerksamkeit gönnen. Sind Sie nicht auch der Meinung?"

„Das ‚Wenn' und ‚Ob' hat mich nie sonderlich beschäftigt. Tue jeder das Seine, und man wird ja sehen."

„Was tun? Ich bin heute so von Herzen mutlos —"

„Mein Herr Begleiter, ich kenne das Possenspiel der Literatur in- und auswendig; es muß nur fortgespielt werden, weiter ist dabei nichts zu sagen. Die Fähigkeit, die innere Welt zu bedenken und mit der äußeren in Einklang zu bringen, ist heute wahrlich recht klein geworden. Aber setzen Sie tapfer Ihr Werk fort, nicht mutlos, nicht bitter, denn das wäre ja wiederum nur unschöne Verzerrung, und Sie würden eben dem Geiste untertan, den Sie bekämpfen. Halten Sie eine große Herzensruhe fest, die eben dadurch, daß sie sich in schön gefaßten Gleichnissen, in heitren Bildern und buntartigen Worten, Gestalten und Erfindungen ausstrahlt, feststeht im Wandel der Jahrhunderte. So werden sich die besten Geister daraus Helligkeit und Stetigkeit holen. Auf diese Weise wird das Feuer, das Prometheus der Erde gebracht, ein ‚ewiges Lämpchen', das nie ausgeht, weil immer neue Hüter dem Lichtlein Nahrung geben. Nicht die Lauten sind die Herren der Welt, sondern die geistig Stillen und Starken. Leben Sie wohl, mein Freund. Kleinmut verträgt sich nicht mit Ihrem Amt. Sage dein Wort und kehre zu uns heim! Es ist ja bald gesagt. Auf Wiedersehen!"

Die Gestalt war in das nasse Dämmerdunkel entschwunden. Im Tiefsten wundersam bewegt, ging ich zurück in meinen Gasthof.

Weimar und Sanssouci

Mir liegt ein bedeutsamer und gedankenreicher Abend im Sinn, den ich im Park von Sanssouci verbracht habe.

Die Parkwipfel troffen unter der Last der schwülen, vor Feuchtigkeit fast greifbar dicken Luft eines regnerischen Augustabends.* Sanssouci starrte durch den Nebelduft wie ein Gespensterschloß. Tropfen lösten sich in der Tiefe des Blätterwerks; ihr Fallen ging wie Seufzer durch den menschenleeren Parkwald. Keine Fontäne stieg. Ratlos schauten die undeutlichen Hermen und Bildsäulen in diese nordische Nebelmasse. Die entfernten Berge der Havel und die nahen Türme Potsdams waren zugedeckt vom herabgesunkenen Wolkenhimmel. Der Wache haltende Soldat schritt gleichmäßig und ganz langsam hin und her, wie der träge stockende Pendelschlag der Zeit. Letzte Besucher verließen die breite Freitreppe und entwichen wie Schattengestalten aus dem unheimlich stummen Bezirk des großen Königs.

Solche Abende hindern die Sinne an einer eigentlichen Ausfahrt. Indem du nun den spärlichen Stimmen des ahnungsreichen Nebelparkes zu lauschen glaubst, horchest du in dich hinein und spähst in die Tiefen der Zeiten.

Weimar und Sanssouci . . . Zwei schwerwiegende Worte! Die deutsche Kultur des 18. Jahrhunderts liegt darin beschlossen.

Goethe und Friedrich der Große — beide einsam, und doch in ihrem Einatmen und Ausstrahlen gar vielsam. Beide gesammelt auf ihre Insel und doch eben dadurch Werte schaffend für das Ganze. Deutsche Baumeister alle beide.

* * *

* Es war — nebenbei — der 22. August 1903: zu Berlin im Königl. Schauspielhause kam während dieses Regenganges mein Einakter „Der Fremde" zur ersten Aufführung.

In einer Familie entfaltet sich nach und nach ein gemeinsames Fluidum, ein bestimmter Familiengeist, wozu die stärkste Persönlichkeit das Hauptsächlichste beiträgt.

So war Weimar eine Familie mit ausgeprägtem Charakter. Und so das friderizianische Preußen.

Der König stand hier im Brennpunkt; er strahlte seine Persönlichkeit aus, er gab das Gepräge. Eigene Anlage und strenge Schicksale hatten ihn zur Einkehr und Sammlung gezwungen. Das Willenselement seines Vaters kehrte in ihm verfeinert wieder. Alles, was in seine Welt eindrang, ward von ihm in Energie umgesetzt oder abgestoßen. „Kurz und vive" war sein Sprechen wie sein Handeln. Offensive war sein Element, nicht nur notgedrungen, wie er einmal im Siebenjährigen Kriege an Marquis d'Argens schreibt, sondern aus innerster Natur.

So entwickeln sich in ihm rascher Verstand, klarer Ordnungssinn, Sachlichkeit, Gerechtigkeit, Sparsamkeit, Pflichtbewußtsein Tugenden eines Herrschers und Feldherrn, Königstugenden.

Unterstützend kam hinzu, daß ihn keine Liebe des Weibes von dieser strengen Linie abhielt. Ein tändelnd Schmachten, wie es die Rokokozeit liebte, ein Seufzen in beschwerenden Banden tieferer Leidenschaft war ihm unbekannt. Der Geschwindschritt seiner unermüdlichen Arbeitskraft kannte kein Idyll. An seiner Mutter und an seinen Schwestern, zumal an der Markgräfin von Bayreuth, hing er mit zärtlichster Liebe. Im übrigen hatte er sein Flötenkonzert und seine launigen und gehaltvollen Tafelgespräche.

Krankheit freilich hängte sich lebenslang an diesen Mann der Tat. Aber auch sie zwang er nieder. Ja, der körperliche Schmerz ward gerade sein Erzieher: er übte daran seine innere Widerstandskraft — wie an den Niederlagen auf den Feldern des Siebenjährigen Krieges. Thiébault erzählt in seinen Memoiren eine bezeichnende Erinnerung, die uns den ganzen Mann zeigt. Der König ließ eines Abends den genannten Akademiker nebst dem Obersten Guichard (Quintus Icilius) an sein Feldbett rufen. Er lag da unter seinem Mantel, die unvermeidlichen Stiefeln an den Füßen, den Hut auf dem Kopfe und darunter ein weißes Schnupftuch als Kopfbinde. Der Gichtkranke war gefoltert von Schmerzen. Aber in seiner be-

kannten Vorliebe für philosophische Gespräche ersuchte er die beiden, sich untereinander zu unterhalten, gleichviel worüber; er wollte nur zuhören, weil zu leidend, um selber teilzunehmen. Peinliche Pause! Worüber sich vor einem kranken König unterhalten? Endlich beginnen sie, ungeschickt, zaghaft: — und sofort greift der König ein und fällt in ätzenden Sarkasmen über den hilflosen Guichard her. „Allmählich ging er aber auf andere Gedanken über, die ihn zu einer Prüfung und einem Vergleich der verschiedenen Regierungsformen führten. Und nun wurde seine Rede ebenso ernst, wie ihr Gegenstand wichtig und delikat war. Der Oberst und ich konnten nur dabei sitzen und stumm zuhören. Der König, der so große Schmerzen litt, wenigstens teilweise, sprach ganz allein bis nach neun Uhr. Aber fast jede Viertelstunde unterbrach er sich, weil er vor Schmerzen nicht weiter konnte; dann rief er seinen Bedienten und ließ sich einen Löffel von irgendwelcher Arznei geben; hierauf fragte er uns, wo er stehengeblieben wäre, und fuhr in seinem Gedankengang fort. So bot er uns das Schauspiel eines beinahe todkranken Königs, der so heftige Leiden ausstand, daß sie ihm oft einen schrillen Schrei abpreßten und er sich minutenlang zusammenkrümmen mußte, und der trotzdem mit größter Klarheit den Ideenkreis seines Stoffes durchmaß und mit der vollkommensten Unparteilichkeit die Menschen und die Gesellschaft, unsere Bedürfnisse und unsere Leidenschaften beurteilte" . . . So körperbeherrschend war die Gesundheit seines Geistes und seines Willens.

„Alles in diesem Staate war Nerv und Kraft", sagt er einmal von dem römischen Staatswesen in seiner Schrift über die deutsche Literatur. Wörtlich paßt das auf ihn selber. Wohl zeichnet ihn Höflichkeit des Herzens und, wie viele seiner Briefe bekunden, heftiges Empfinden aus: übergeordnet jedoch war der Wille.

In manchen dieser Tugenden und Kräfte erinnert er an Kant, dessen zerbrechliches Gehäuse gleichfalls von der Elektrizität seines befehlenden Geistes zusammengehalten ward, dergestalt, daß die Namen Kant und kategorischer Imperativ einen Begriff bilden.

Man weiß, wie sich Kant gewaltsam an regelmäßige und frühe Morgenstunden gewöhnte; genau nach der Uhr ging sein Tagewerk. Willen und Vernunft waren die herrschenden Kräfte, nicht

Gefühl, nicht Stimmung. Dasselbe gilt von Tagewerk und Arbeitsplan des großen Königs. Der deutsche Geist, erschlafft seit dem Dreißigjährigen Kriege, ging zum ersten Male wieder schöpferisch ans Werk; und zwar begann er mit dem Organ, das am meisten darniederlag: mit dem Willen, geleitet von einer vertieften Vernunft.

So stehen Friedrich und Kant an der Spitze einer geistigen Erneuerung: einer Willens-Erneuerung.

Noch immer zwar galt die alte Staatsform des Absolutismus. Aber dem herrschenden Worte L'État c'est moi des Roi Soleil war der Stachel genommen. Es hatte sich unter Friedrichs Händen verwandelt in das weise und gerechte Königswort: Ich bin meines Staates erster Diener. Und Diener waren alle anderen, wichtig jeder, wenn er sich nur eingliederte. Das architektonische Gefühl für die Harmonie des Ganzen war gewachsen: hierin war der König eines Sinnes mit Weimar. Der einzelne konnte sich wiederum fühlen und achten; das Individuum galt wieder. Es ging ein Hauch von Freiheit und Gerechtigkeit von solchem „Absolutismus" aus, unter dem jeder nach seiner Fasson an seiner Seligkeit wirken konnte, wenn er nur mit Vernunft und Pflichtbewußtsein sich der Staatsform und dem Wohle des Ganzen einzufügen gewillt war.

* * *

Und nun ermesse der sinnende Betrachter, was denn wohl dabei herausgekommen wäre, wenn dieses energische „Sanssouci" uns eine Poesie hätte bescheren wollen!

Mit anderen Worten: laßt uns den Reichtum und die Vielseitigkeit unseres deutschen Geistes und Gemütes preisen, die ein so ganz anders gestimmtes Weimar nach solchem scharf ausgeprägten Sanssouci ermöglichten!

„Von des großen Friedrichs Throne ging sie schutzlos, ungeehrt" — nämlich die Muse deutscher Dichtkunst. Wir von heute, die wir beide Geisteswelten überschauen, wir klagen nicht, wie hier Schiller geklagt hat, wir freuen uns dieser reichen Entwicklung.

Gerechtigkeit ist des Staatsmanns erste Tugend; aber die Tugend des Dichters ist Liebe. Rascher, klarer, schlagfertiger Verstand, verbunden mit Entschlußkraft, ist des Feldherrn erste Kraft; aber die

Kraft des Dichters ist Durchwärmen und Durchsinnen seiner Gestalten und organisches Reifenlassen seiner Gedanken. Es sind zwei völlig verschiedene Fähigkeiten in demselben menschlichen Organismus. Dort wesentlich Verstand — hier wesentlich Gefühl. Dort Voltaire — hier Rousseau. Dort Rom — hier Hellas. Dort Vernunft und Moral — hier seherische Empfindung und Anschauung. Dort energisches Vorwärtsdrängen — hier Besinnung und Vertiefung.

Friedrich empfiehlt zur Hebung des Geschmacks vor allem Sprachstudien, und zwar der älteren Kulturen, Roms und Griechenlands, aber auch Frankreichs und Englands. Er versteht darunter kein Herdersches Tasten nach dem inneren Poesiewert der Sprache, nein, er meint eine Art Rhetorik: Knappheit, Klarheit, Gedrungenheit. Frankreich in seiner klassischen und nachklassischen Literatur-Epoche schwebt ihm bei alledem vor; Racine und Voltaire sind seine Lieblingsdichter.

Und so war der literarische Gesichtspunkt dieses einsichtsvollen und willensstrengen Königs, der sein Leben als ein einheitlich Kunstwerk lebte, lediglich der „gute Geschmack". Was aber verstand er unter gutem Geschmack? Innehalten der künstlerischen und sprachlichen Regeln.

„Damit unser Stil knapper werde, ist jede unnütze Einschaltung zu beseitigen; zur Erlangung von Energie sind die alten Schriftsteller, die sich kräftiger und anmutiger ausdrückten, zu übersetzen. Bei den Griechen sind die Thucydides und Xenophon zu nehmen, nicht zu vergessen die Poetik des Aristoteles. Besondere Sorgfalt ist darauf zu verwenden, die Kraft des Demosthenes gut wiederzugeben. Von den Lateinern werden wir das Handbuch des Epiktet, die Betrachtungen des Kaisers Mark Aurel, Cäsars Denkwürdigkeiten, Sallust, Tacitus, die Dichtkunst des Horaz nehmen. Die Franzosen können uns die Gedanken von Larochefoucauld, die Persischen Briefe (Montesquieu), den Geist der Gesetze (Montesquieu) liefern. Alle angeführten Bücher, von denen die meisten sentenzenreich geschrieben sind, werden die Übersetzer nötigen, müßige Ausdrücke und überflüssige Worte zu meiden; unsere Schriftsteller werden ihren ganzen Scharfsinn aufwenden, um ihre Gedanken knapp zu fassen, damit ihre Übersetzung dieselbe Kraft besitze, die man an

den Originalen bewundert. Jedoch müssen sie, wenn sie ihren Stil gedrungener machen, wohl zusehen, daß sie nicht dunkel werden; und um Klarheit zu bewahren, die erste Pflicht jedes Schriftstellers, dürfen sie nie von den grammatischen Regeln abweichen"... So ermahnt Friedrich der Große die deutsche Muse! Es ist ein künstlerisches Behagen, zu beobachten, wie streng einheitlich das alles zu der Lebens- und Staatsauffassung des Königs stimmt.

Aber Natur und Frauen — sie sind die Erzieher des Dichters. Wie sollte der Mann, dem kein Rousseauisches Natur-Evangelium aufgegangen war, der Mann, der keiner Frauenliebe Einfluß gestattete, jemals in sich erleben, was Poesie ist?

Und wie sollte dieser strenge, klare König zu Shakespeare ein Verhältnis finden, zum besten Frauengestalter, zum naturstärksten Poeten der Neuzeit? So vernehmen wir denn, ganz folgerichtig, über Shakespeare in Friedrichs Schrift folgende Worte:

„Um sich zu überzeugen, wie wenig Geschmack in Deutschland herrscht, brauchen Sie nur ins Schauspiel zu gehen. Dort werden Sie sehen, wie die abscheulichen Stücke von Shakespeare, in unsere Sprache übersetzt, aufgeführt werden und wie das ganze Publikum beim Anhören dieser lächerlichen, der Wilden von Kanada würdigen Farcen vor Freude außer sich ist. Ich nenne diese Stücke so, weil sie gegen alle Regeln des Dramas sündigen. Diese Regeln sind nicht willkürlich, sie finden sich in der Poetik des Aristoteles... Da treten Lastträger und Totengräber auf und halten ihrer würdige Reden; darauf kommen Prinzen und Königinnen. Wie kann dies wunderliche Gemisch von Niedrigkeit und Größe, von Possenhaftigkeit und Tragik rühren und gefallen?"

Das ist der deutlich ausgesprochene romanische Formalismus. Genau so urteilte Voltaire; und der französische Geschmack muß eigentlich immer so urteilen. Aber nur der französische Geschmack? Auch der römische Geschmack, sogar der griechische: denn selbst das altgriechische Kulturdrama mit seiner sorgfältigen Sprachbehandlung ist ein so wohlgefügtes Bauwerk, hat so viel „Kultur", gegenüber der „Natur" in Shakespeare, daß dies alles den Idealen des Königs, auch wenn wir sie vertieft fassen, bedeutend näher steht als gerade Shakespeares formensprengende Gemüts- und Phantasiekraft.

Und hier will ich eine weiter schauende Betrachtung einschieben. Man fasse die Literaturepochen Europas mit einem weiten Blick, und man wird erkennen, daß man zwischen kunstbewußter Kulturdichtung und mehr gefühlsmäßiger Naturdichtung unterscheiden muß. Man wird unsere beliebte Wendung „romanischer Formalismus" etwas einschränken müssen: zwar die Romanen als solche neigen zu bewußtem Formalismus, aber auch die Romanen als ältere Kulturvölker. Wenn eine kräftige Zeitepoche oder eine einzelne Persönlichkeit schaffend einsetzen, so lieben sie beide allemal erst hitzigen Überschwang, womit Sprengung überkommener Formen verbunden zu sein pflegt. Bald aber lernen sie haushalten, bald suchen sie selber, in Sprache und Gedanken, nach geschlossenen, das Erworbene zusammenhaltenden Formen. So sehen wir, nach dem Götz und den Räubern, in Weimar eine Iphigenie und einen Wallenstein. So haben wir nach Shakespeare einen Milton; nach Alexander Pope dann umgekehrt wieder Burns und Ossian; nach Goethes strengeren Formen den Überfluß der Romantik. Und so könnte man fortfahren, Gegensätzlichkeiten und Ergänzungen nachzuweisen, die tief und wohltätig in der Menschheit begründet sind. Aber wir Deutschen — das ist richtig — werden immer die aus der Natur des Herzens entsprossene Dichtung höher stellen als die Kulturdichtung des Kopfes. Denn das seherische Herz, sagen wir mit Jean Paul und denken wir mit Goethe, „denkt den größten Gedanken". Und warum soll sich nicht reife und feine Form damit verbinden lassen?

Das seherische Herz... das Herz, das sich an der ewig wunderbaren und geheimnisvollen Schöpfung und an der ebenso wunderbaren und geheimnisvollen Frauenseele entfacht und entfaltet hat: das war Sanssoucis Grenze. In dies Revier ist Friedrich nicht vorgedrungen. Er konnte gar nicht dahin vordringen; denn gerade durch den Verzicht auf diese Eigenschaften ward er ja so fest, so streng und geschlossen. Und nur durch solche strenge Geschlossenheit hinwiederum konnte Sanssouci für deutsche Kultur das leisten, was es geleistet hat. Wieder einmal waren eines Mannes stark entwickelte Kräfte zugleich seine Beschränktheiten. Es mußte sich neben und nach ihm ein Weimar entfalten, um das Gleichgewicht herzustellen;

es mußte nach und neben den Staatsarbeiten des Kopfes nunmehr das Herz Deutschlands seine Sprache offenbaren.

* * *

„Gott im Himmel, was ist Weimar für ein Paradies!"

So jubelt Goethe, als es nach viermonatlicher Abwesenheit an süddeutschen Höfen wieder nach Weimar geht. Es sind die Schlußworte eines der unzähligen Zettelchen und Liebesbriefe an Frau von Stein.

Am 14. Januar 1780 — des Jahres, in dem Friedrichs Schrift über die deutsche Literatur erschien — führt er die geliebte Frau dann zum erstenmal nach jener Reise wieder auf die Redoute. Und nun laufen die nachbarlichen Zettel und Grüße tagtäglich hinüber und herüber.

„Nach meinem schönen Spaziergang heut' früh" — so lautet der Gruß vom Tage des Frühlingsanfangs — „möcht' ich auch einen guten Mittag bei Ihnen haben. Wenn Sie zu Hause essen, so komm' ich und bringe Ihnen Schneeglöckchen."

Wir sind sofort in einer anderen Welt. Des Dichters Gartenhaus steht in einem ganz anders wachsenden Park. Dort, in Sanssouci, dehnt sich Gesetz und Regel auch auf den Terrassenpark aus, über dem sich das klare und strenge Schloß erhebt. Hier empfängt uns, statt der stattlichen Fontäne, ein munteres Thüringer Bergwasser. Ein neckisches Gewirr von Zweigen und Blüten spiegelt sich darin; abends erschreckt ein badender Dichter vorübergehende Wanderer; unbefangene Freiheit herrscht im Wachstum der Pflanzen wie in den Verkehrsformen. Wie oft bis spät in die Nacht ist das unphilosophische Gartenhaus munter! Der Dichter hat die „Gras- und Wasseraffen" bei sich, Frau von Steins Kinder; sie backen Eierkuchen, warten ein Maigewitter ab und bleiben über Nacht. Oder der Herzog und noch ein paar „Vertrautinnen", zu denen sich Seckendorf gesellt, (die Damen Neuhaus und Schröter) sitzen im Garten, „lärmen viel und machen viel Unordnung". In mancher Sommernacht liegt Goethe unter blauem Mantel auf dem Altan, „unter einem herrlichen Gewitter, das den ganzen Süd überleuchtet". Und die Frösche der nahen Ilm „schrillen ihm den Kopf wüste".

Natur und Liebe! Das sind die zwei reizenden Führerinnen in der Poesiewelt von Weimar. Man neigt hier zu Scherz und Maskerade; man durchleuchtet hier rokoko-heiter mit Reim und Blumengebinde, mit Festspielchen, „Miseleien" und Ausflügen die nicht sehr angestrengten Tage. Und sogar tiefere Leidenschaft nimmt nicht eigentlich tragischen Verlauf: sie wird besänftigt und verklärt durch Anmut und Würde. Ein Fall wie der Selbstmord der Christel von Laßberg gehört noch in die Werther-Siegwart-Epoche. Die Wucht und Schwere eigentlicher Tragik — wozu etwa Kleists und Hebbels grüblerische Naturanlagen neigen — war hier gleichfalls eine Unmöglichkeit. Denn alles strebt nach Bejahung. Selbst Fausts Gretchentragödie wird als Bruchstück empfunden: es läßt diesem verklärungskräftigen Dichter keine Ruhe, bis auch dieser tiefste Mensch eingegangen ist zur Harmonie, die der Gottesschöpfung tiefster Sinn und Wille ist.

Gerade dieses Jahrzehnt (1780—1790) umfaßt nun Goethes bedeutsamste Entwicklungsepoche. Am Eingang dieser zehn Jahre leuchten noch die sonnig-leichtsinnigen Tage von Jung-Weimar, bereits gemildert durch die führende Frau; an ihrem Ausgang steht Goethes Vereinsamung, aus der dann in langsamer und weitsichtiger Arbeit das dauernde, gereifte, geistige Weimar im Bunde mit Schiller erstehen sollte.

Während Friedrich noch den „Götz" — das einzige, was er von Goethe wußte — als eine „abscheuliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke" verwarf, hatte sich hier bereits die Iphigenie geformt, der Tasso war im Werden, zahlreiche Lyrik und kleine Spiele strömten einen Hauch Goetheschen Wesens aus — und der wachsende Dichter schwelgte in Thüringens Natur, in den kleinen Geschäften, Reisen, Abwechslungen seines Amtes und besonders in der alles verklärenden Liebe zu seiner thüringischen Edelfrau.

„Meine Seele ist wie ein ewiges Feuerwerk ohne Rast... Ich habe hundert Pläne, die ganz sachte in mir lebendig werden... Wir sind im Lande herumgeritten, haben böse Wege gesehen, in die viel verwendet worden ist und die doch nicht gebessert noch zu bessern sind, haben gute, in der Stille lebende Menschen gefunden und an Leib und Seele Bewegung gehabt..."

„An meinem Schreibtisch. Es regnet, und der Wind spielt gar schön in meinen Eschen. Ich suche Sie und finde Sie nicht; ich folge Ihnen nach und erhasche Sie nicht. Es ist nun die Zeit, da ich Sie täglich zu sehen gewohnt bin, ausruhe und mich mit Ihnen in ganz freien Gesprächen von dem Zwang des Tages erhole…"

„Eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen ist mir zur Gewohnheit geworden. Seit Sie weg sind, hab' ich kein Wort gesagt, was mir aus dem Innersten gegangen wäre… Aber freilich tausend und tausend Gedanken steigen in mir auf und ab… Mein Leben ist sehr einfach, und doch bin ich vom Morgen bis in die Nacht beschäftigt; ich sehe fast niemand als die, mit denen ich zu tun habe…"

„Wir wollen uns lieb und wert behalten, meine Beste; denn des Lumpigen ist zu viel auf der Welt…"

„Der erste Akt der ‚Vögel' ist nahezu fertig; dazu hat Ihre Abwesenheit geholfen. Denn solang Sie da sind, lass' ich mir's in unbeschäftigten Stunden so wohl sein und erzähle Ihnen, was alles in dem Augenblick mir die bewegte Seele eingibt, dem mach' ich Luft, wenn sich's tun läßt. Und wenn Sie nicht da sind, hab' ich niemand, dem ich so viel sagen kann; da muß es einen anderen Ausweg suchen."

So tönt es aus Sommerbriefen jenes Jahres 1780. Wie Sonnenschein auf die Frühlingserde, so wirkt in Weimar Frauenliebe lösend und lockernd auf das Dichterherz. Worte sprudeln wie Wasserbäche, Werke wachsen wie wilde Blumen, alles ist von einer aufwärts drängenden Freudigkeit.

Und der Herbst des Jahres setzt diese köstlichen Bilder und Stimmungen fort.

„Auf dem Kickelhahn, dem höchsten Berg des Reviers, den man in einer klingenderen Sprache Alektrüogallonax nennen könnte, hab' ich mich gebettet, um dem Wuste des Städtchens, den Klagen, dem Verlangen, der unverbesserlichen Verworrenheit der Menschen auszuweichen. Wenn nur meine Gedanken zusamt von heute aufgeschrieben wären! Es sind gute Sachen drunter."

„Meine Beste, ich bin in die Hermannsteiner Höhle gestiegen, an den Platz, wo Sie mit mir waren, und habe das S, das so frisch noch wie von gestern angezeichnet steht, geküßt und wieder geküßt,

daß der Porphyr seinen ganzen Erdgeruch ausatmete, um mir auf seine Art wenigstens zu antworten. Ich bat den hundertköpfigen Gott, der mich so viel vorgerückt und verändert und mir doch Ihre Liebe und diese Felsen erhalten hat, noch weiter fortzufahren und mich werter zu machen seiner Liebe und der Ihrigen."

„Es ist ein ganz reiner Himmel, und ich gehe, des Sonnenuntergangs mich zu freuen. Die Aussicht ist groß, aber einfach."

„Die Sonne ist unter. Es ist eben die Gegend, von der ich Ihnen die aufsteigenden Nebel zeichnete; jetzt ist sie so rein und ruhig und so uninteressant als eine große, schöne Seele, wenn sie sich am wohlsten befindet..."

„Nach zehnstündigem Schlaf bin ich fröhlich erwacht. Oh, daß doch mein Beruf wäre, immer in Bewegung und freier Luft zu sein!"

Immer neu, ewig beweglich und seltsam ist das wogende Werden dieses innerlich Unbegrenzten.

„Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit keinem streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen
Seltsamsten Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantasie."

So klingt's aus diesen thüringischen Reisetagen. Der Oktober zwar wird wieder einmal durch ein Mißverständnis getrübt; an einem schlimmen Tage schreibt der Dichter: „Wäre der Herzog nicht den Berg mit hinaufgegangen, ich hätte mich recht satt geweint." Aber am 7. November heißt es wieder:

„Heut' sind's fünf Jahre, daß ich nach Weimar kommen bin. Es tut mir recht leid, daß ich mein Lustrum nicht mit Ihnen feiern kann. Gestern hatten wir recht schön und wunderbar Wetter, kamen sehr vergnügt hierher. Ihrer Liebe wieder ganz gewiß, ist mir's ganz anders; es muß mit uns wie mit dem Rheinwein alle Jahre besser werden. Ich rekapituliere in der Stille mein Leben seit diesen

fünf Jahren und finde wunderbare Geschichten. Der Mensch ist doch wie ein Nachtgänger; er steigt die gefährlichsten Kanten im Schlafe. Behalten Sie mich lieb!"

Und zwei Tage drauf, wie eine Summa unter eine Rechnung: „Ich wollte anfragen, ob Sie diesen Nachmittag zu Hause sind. Ich käme von Hof herüber und brächte die erste Szene des Tasso mit."

So entsteht Dichtung! Aus dem überfließenden Reichtum seelischen Erlebens! Besonnt von Liebe, hervorgelockt von zärtlicher Innigkeit, durchweht von der freien Luft der Wälder und Hügel.

Zu Weihnachten schenkt ihm Frau Charlotte, als Ansporn zur Vollendung des „Tasso", Schreibzeug mit Feder.

„Ich danke recht sehr" — antwortet der Dichter — „und weihe hiermit Ihre Feder ein... Mein Tasso liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an; aber wie will ich zureichen?"

Mit diesen Worten, aus denen Tatendrang durch die Klage klingt, schließt der Silvestertag 1780.

Nur eine einzige Linie, freilich die Hauptlinie in Goethes innerer Welt, haben wir uns auf raschem Gang ins Gedächtnis zurückgerufen. Aber es genügt, um uns innewerden zu lassen: hier wandelt Frau Poesie sichtbar auf Erden — Frau Poesie, nach der in demselben Jahre der größte König der Zeit schmerzlich und vergeblich Ausschau hielt.

* * *

Es ist ein künstlerischer Genuß, die scharf ausgeprägte Hohenzollern-Linie zu verfolgen, vom Großen Kurfürsten über Friedrich den Großen bis zu unserem regierenden Kaiser. Es ist Deutschlands politische Linie. Es ist sozusagen des Reichskörpers Willens-Rückgrat. Alle menschlichen Tätigkeiten, die in besonderem Maße Energie und Ordnungssinn verlangen, kommen hier meisterhaft zum Ausdruck. Ganz besonders die Straffheit des Militärs und die Korrektheit des Beamtentums sind Tugenden von Sanssouci.

Aber Weimar? Weimar liegt nicht in dieser Richtung, kann nicht in dieser Richtung liegen. Es wird in alle Kunstpflege, die von Sanssouci ausgeht, gar leicht ein Element der Bewußtheit, ein Element von Politik und Energie hineingetragen. Weimar aber

muß sich, wie eine zarte Pflanze, die aus Geheimnissen der Schöpfung empordringt, möglichst in einer freien Stille entfalten. So lange das politische Deutschland — ich könnte ebensogut sagen: das wirtschaftliche — an harter Arbeit ist, kann das dichterische Deutschland nicht zu Worte kommen. „Inter arma silent musae" — das gilt nicht nur von Schlachtfeldern.

Ein neuerer Schriftsteller hat diese Gegensätze landschaftlich zu veranschaulichen gesucht. In seinen „Gedanken über Goethe" stellt Victor Hehn einen Wesens-Gegensatz zwischen dem deutschen „Südwesten" und dem deutschen „Nordosten" fest. Goethe läßt er aus der südwest-deutschen fränkischen Ecke erwachsen und Deutschland das Eiland Weimar spenden. Dem anders gearteten Sanssouci (um in unserer Sprache zu bleiben) gibt er hingegen ein märkisches Gepräge und will es auf politische Tüchtigkeit beschränkt sehen. Bismarck, meint er, sei eine Fortsetzung Friedrichs des Großen. Und so erwartet er von der südwestdeutschen Ecke her eine Fortsetzung Goethes.

Ist dies etwa bloß geistreiche Spielerei? Nein, dieser Schriftsteller hat mit dieser klaren Formulierung, wenn man in großen Umrissen bleibt (denn wie sehr sind wir Deutschen durcheinandergeschüttelt worden!), nicht ganz unrecht. Sind nicht in den Deutschen der Hügelgelände, in den Seelen der Mainfranken, Thüringer, Hessen, Rheinländer, Schwaben usw., in der Tat wichtige Bestandteile, die den Bewohnern der Sand-Ebene abgehen? Laufen nicht bei uns die Wasser und Worte, die Gedanken und Empfindungen rascher und heller? Sind nicht die Menschen unbefangener, traulicher und weit weniger „formell" oder „korrekt"? Ist nicht die Landschaft, die unsere Augen und Herzen tagtäglich erfreut und bildet, reicher und gefälliger? Sind nicht Hügelungen überhaupt gleichsam ein Gebet der Erde, gleichsam empordrängende Schollen, die das Licht suchen? Und wo spiegelt sich das alles wider im jetzigen deutschen Dichten? — Nicht nur dem deutschen: dem europäischen Geiste, der Menschheit wär' es Wohltat und Erlösung, wenn nach so viel einseitiger Verstandes-Entfaltung auch wieder „Weimar" zu vertiefender Wirkung käme.

Friedrich starb in demselben Monat desselben Jahres (1786), in

dem Goethe zu Karlsbad die Vorbereitungen zur heimlichen Flucht nach Italien betrieb. Durch diese Flucht wandte sich Goethe endgültig vom politisch-nationalen Deutschland ab und suchte das zu erneuernde künstlerische Deutschland, zu dem er in herber Sonderstellung den großen Grundstein gelegt hat.

Nicht ohne Bewegung liest man Friedrichs bekannte Weissagung am Schlusse seiner Mahn- und Klageschrift:

„Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben; jeder wird sie zu seinem Nutzen lesen wollen; unsere Nachbarn werden Deutsch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen; und es kann geschehen, daß unsre verfeinerte und ausgebildete Sprache, um unsrer guten Schriftsteller willen, von einem Ende Europas bis zum andren dringt. Diese schönen Tage unsrer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen. Ich kündige sie Ihnen an, sie sind im Anzuge; ich werde sie nicht schauen, das zu hoffen verbietet mir mein Alter. Mir geht es wie Mose: ich sehe das gelobte Land von ferne, aber ich werde es nicht betreten."

Er hatte seine Kulturarbeit getan, der nimmermüde König. Er konnte nun die Melodien des Thüringer Waldes wirken lassen.

Ein Morgengang

Tun die Himmel sich auf und regnen, so träufelt das Wasser
Über Felsen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehret die Sonne zurück, so verdampfet vom Steine die Wohltat:
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen fest.

Goethe

Meine liebe Freundin!

Ob ich noch lebendig sei?

Wie schmerzlich fragender Harfenton kommt das aus den Wäldern des „Elfenlandes" und besucht mich hier in der wohltätigen Stille Weimars. Es ist mir ein kleines Fest, Ihnen zu antworten. Werden Sie aber auch vorlieb nehmen?

Menschheitsfragen denk' ich nach und forme sie, wie es eben glückt. Und wenn es Ihnen recht ist, so lassen Sie mich Ihnen einen Duft davon in diesem Briefe senden, wie man Tannenreis oder Veilchen zum beschriebenen Papier legt.

Ich habe mir einen Sonntag in Weimar dazu ausgesucht. Von hier aus seh' ich die fernen Freunde auf ihren thüringischen Hügeln wandeln. Auf Hügeln scheint mir der Feiertag besonders festlich. Denn in ihren Hügeln und Bergen reckt sich die Erde gleichsam empor und sucht der Sonne näher zu kommen. Auf den lichtnäheren Hügeln pflanzten daher die Menschen, als der religiöse Gestaltungsdrang noch ursprünglich war und wuchtige Formen verlangte, ihre Sonnentempel, ihre Druidenaltäre und Gotteskirchen. Aus den Glockentürmen dieser Kirchen steigt heute noch, wie ein Duft aus Blumenstengeln, metallener Klang hinaus ins Weltall und hinunter in die Wohnstätten der Menschen.

An Sonntagen ist die Lufthülle der Erde stiller als sonst oder doch melodischer als sonst. Die Werktagsgeräusche sind verstummt, und statt ihrer schwingt die Luft in den Schallwellen vieler Glocken

und Gesänge. In England, wo sogar die rauhen Laute der fahrenden Eisenbahnen am strengen Sonntag aufhören, spürt man das noch mehr. Wenn man morgens die Fenster öffnet, zieht mit der wohllautvollen, schwach bewegten Luft der Tag des Friedens mit gradezu auffallender Ruhe in Sinn und Seele ein.

Ich habe mir den Frieden dieses mild-melodischen Sonntags ausgesucht, verehrte Freundin, um Ihnen zu verraten — daß ich zwar auf ein Weilchen verschollen, aber hoffentlich im tieferen Sinne des Wortes „lebendig bin".

Hören Sie also einiges aus meinem Tagebuch!

* * *

Weimar ist heute sonnig und heiter. Farbenüberfluß zittert aus der Sonne herab in alle Gassen und Ecken, hängt sich an alle Fenster und wo sonst noch etwas zu glitzern vermag, reitet auf Giebeln und schreit in lärmenden Spatzen von allen Morgendächern. O Sonne von Weimar, lächle auch mir!

Ich hatte in der Nähe des Parkes übernachtet. Einer meiner ersten Blicke heute früh fiel auf das Bronzestandbild des Mannes, der sich die Losung „Licht, Liebe, Leben" über sein Wirken gesetzt (Herder), vor dem dunkelgrauen, angestäubten Dom.

Dahinter aber, jenseits des menschenleeren Domplatzes, betrete ich nun den Park von Weimar, den ich in der gestrigen Regennacht in so seltsamer Zwiesprache durchwandert habe. Schon seit Stunden rufen hier die Amseln. Die Gräser und Dolden läuten schon lange die leisen Sonntagsglöckchen. Mücken schwirren, Spinnen klettern, Tautropfen blinken, das innige Leben des betauten und noch regenfeuchten Morgengrases fing längst sein Leuchten und Glitzern und Wispern an. Darüber, in den großen Bäumen, geht der ruhige Hauch der Morgenluft langsam hin und her. Es pulsiert hier alles mit der Lebensenergie einer Beethovenschen Symphonie.

Ihr kennt die eigentümliche, den Körper wohlig überrieselnde Prickelkühle, mit der man in ohnedies höher gespannten Reisetagen aus einer guten Nachtruhe in reinliche Morgenfrische hinaustritt. Alles ist blank gewaschen wie der Mensch selbst. Die Natur ist wie ein lachendes Mädchen, das mit hübsch angekämmten Haaren, festgebundenen Zöpfen, kühlen Händen, hell und rein ins Zimmer tritt,

in dem schon die Familie beim Frühstück wartet: ein Leuchten geht durchs Zimmer bei ihrem Eintritt. Wir sind verjüngt an solchen Morgen, Unternehmungslust und Neugier auf die Überraschungen des Tages sitzen uns in Augen und Gliedern, ein großer Zug ist unserer Phantasie eigen.

So zog ich in dieser Morgenfrühe durch das reinliche Weimar.

* * *

Hell und schmuck lächelt heute Goethes Gartenhäuschen herüber, gar nicht erblichen, gar nicht tot, nein, so natürlich und freundlich wie alle anderen Gegenstände in diesem klaren Morgenlicht. Die Wiesen sind von Taukügelchen und Spinnennetzen auf das entzückendste überglitzert. Zärtlich weben und wispern die Schimmergebüsche am Rande der Ilm. Diese selbst aber hat noch trübe Augen, sie kommt von Kammerberg und Ilmenau, aus den verweinten Gebirgen. Es flüstern Grazien und Sylphen durch diesen wehenden Morgen, es fliegt um mich her, die Luft ist voll holder Geheimnisse.

Und hier, was grüßt mich in Menschensprache vom Felsen? Es ist ein Spruch, eingemeißelt in eine Tafel. Diese Verse haben gestern einen feinen Trost in meine Seele geworfen, als ich neben einem plaudernden Freunde schweigsam durch diesen Parkwald schritt. Nun steh' ich im Sonnenflimmer vor demselben Wort, das in mancher Zeile merkwürdig in meine Tage paßt:

Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet jeglichem gern, was er im stillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Trost, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück!
Denn euch gaben die Götter, was sie dem Menschen versagten,
Jeglichem, der euch vertraut, tröstlich und hilfreich zu sein.

„Was sie dem Menschen versagten" — wie weh das klingt! Sollten wir nicht solchen, die uns vertrauen, ebenso tröstlich und hilfreich sein können wie die Buschnymphen des Parkes? Weshalb nicht? Etwa weil wir nicht mächtig genug sind? Oh, an Trost und Hilfe, was gibt es Stärkeres als ein Menschenherz! Oder vielleicht — weil wir einander zu wenig vertrauen?

All ihr Menschen von Wert, laßt uns einander festhalten mit dem Herzen, wie die Sonne ihre Planeten festhält, wie von Gestirn

zu Gestirn und von Mensch zu Mensch ein elektrisches Spannungsverhältnis herrscht. „Edel sei der Mensch" — nicht nur die Nymphe des Parks — „edel sei der Mensch, hilfreich und gut!" Viel stärker ist die Künstlerkraft des reingestimmten Herzens als alle Nymphen und Dryaden, als alle Grazien und Sylphiden. Es ist ja nur Umschreibung und Keuschheit, wenn wir diesen von unserem heißen Atem belebten Geschöpfchen Kräfte zuschreiben, die uns selber zu eigen sind. Wir selber, wir Menschen — das Göttliche in uns — wir selber sind Götter, Heroen und Elfen und müssen an unserem eigenen Teile vollbringen das schwere Werk der Verklärung und Vergeistigung dieser Erdmasse. Niemand befreit uns davon. Gott ist in uns, wirkt durch uns, wir sind seine Sendlinge und Gehilfen, seine Arme und Hände.

* * *

Ein Sonnenrausch zog in den Wanderer ein. Und der Sonnenrausch wuchs von Fels zu Fels, von Baum zu Baum. Was für stattliche Buchen stehen da oben im Park! Sie dehnen sich in die Himmelsluft, diese Großen der Natur, wie sich die Großen des Geistes dehnen im nährenden Lichte der Ewigkeit.

„Ich muß wirken, solange es Tag ist", hat der Größte gesagt. Und: „Jede Minute ist Repräsentant der Ewigkeit", weiß Goethes tätige Beschaulichkeit. „Jetzt oder nie! so muß die Ehre immer sprechen" — ruft der raschblütige Arndt — „ihre Stunde, ja ihre Minute ist immer da! Sie kann nicht verschieben, sie darf nichts von der Gelegenheit und dem Zufall hoffen, ihr Gesetz bleibt immer das kurze und runde: Tue, was du mußt, siege oder stirb, und überlaß Gott die Entscheidung!" Und gleich diesem Deutschen aus dem Zeitalter Fichtes bestätigt auch der Amerikaner Emerson: „Der Held muß sich überall zu Hause fühlen, wo er auch sei, und durch seine eigene Sicherheit allen anderen Behagen einflößen. Der Held darf er selbst sein." Ja, in sich selbst ruhende Sicherheit, gegründet in der Ruhe und Reife der geläuterten Persönlichkeit — das ist Grundton dieses germanisch-tapferen Lebensliedes. Wie sagt Luther? „Wir sind alle zum Tode gefordert, und es wird keiner für den andern sterben, sondern jeder muß in eigener Person geharnischt und gerüstet sein, mit Teufel und Tod zu kämpfen." Diesen Grund-

wert der Persönlichkeit beansprucht der Weimarer Schiller in allererster Reihe für den Künstler und Dichter — in uns allen freilich ist ein Künstler, und wir alle sollten Kunstwerke sein —: „Lebe mit dem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf! Leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben!... Den Stoff zwar wird der Künstler von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeiten, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens. Hier aus dem reinen Äther seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbnis der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen... Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und nach dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis!"

Goethe-Schiller bilden ein Ganzes. Ich glaube, Schillers heißeres Blut hätte uns in den politischen Jahren 1806 und 1813 Töne von Metallklang gefunden, er hätte vielleicht den beschaulicheren Goethe, der „sein Innerstes bedachte", auch hierin angeregt und mitgerissen. Und ich kann mir denken, daß aus einer Vereinigung von Schillers zugreifender und Goethes beschaulicher Art eine bedeutende Edelgestalt auch heute noch wachsen könnte: Starkes und Zartes, Gedankenhartes und künstlerisch Feines, dramatisch Mannhaftes und lyrisch Weiches — kurz, Heroismus und Idyll innig vereinigend. So wie sie jetzt nebeneinander stehen, ist freilich der ausgereiftere und reichere Goethe der größere Dichter, Künstler und Seher. Aber wir wollen beiden dankbar sein.

* * *

Ich war vor Goethes Wohnhaus angekommen. Man steigt einige Stufen hinauf und betritt einen geräumigen Treppenflur. Gemächlich schreitet man die bequeme, vornehm-breite, nicht hohe Treppe empor und befindet sich nun einigermaßen hilflos zwischen vielen aufgehängten und aufgestellten Kunstgegenständen. Es ist in solchen Museen viel Belehrendes und Fesselndes, was von Gegenstand zu Gegenstand Aufmerksamkeit heischt. Aber es ist mitten in der

Sonnenlandschaft und der Wanderstimmung ein Studium, kein unmittelbares Erlebnis seelischer Art, also eine Sache für sich, über die ich hier nicht zu sprechen gedenke.

Erst in Goethes Studierzimmer, das vom wohlgefüllten Garten umblüht ist, schoß wieder die warme Blutwelle persönlicher Anteilnahme in mein Empfinden ein. Ich fühlte Goethes persönliche Nähe. Ich stellte mir ihn fast als leibhaftig und wirklich vor: jetzt geht er im Zimmer auf und nieder, jetzt steht er am Fenster still, schaut in das andringende Blühen hinaus und streut den Vögeln Futter. Nun dreht sich der ruhige Mann herum und spricht in einer wohlklingenden Stimme, mit etwas Frankfurter Mundart, freundliche Worte. Er stäubt die Fingerspitzen ab und entnimmt einem nahestehenden Körbchen ein großes Taschentuch, womit er flüchtig über Gesicht und Hände fährt, legt es wieder hin und wandelt in halbem Selbstgespräch auf und ab, immer die Hände auf dem Rücken. Plötzlich wich ich erschrocken aus dem Türrahmen, denn der hohe Friedrich Schiller trat lebhaften Ganges ein, schüttelte dem angenehm überraschten Freunde die Hand und ließ seine helle, halbschwäbische Mundart das sommerstille Zimmer beleben. Sie wandelten nun beide auf und ab, Goethe mehr innerlich erregt und erfreut, die Hände auf dem Rücken, Schiller mit lebhaftem Gebärdenspiel...

Als ich wieder draußen stand, hatte ich genau dieselbe Empfindung wie nach einem bedeutenden Besuch: „Du hast bei Goethe und Schiller einen Besuch gemacht." Völlig traumbefangen, mit hochgefülltem Herzen wanderte ich durch blanke Straßen, an Schillers Haus und an dem Standbild der beiden Heroen vorüber — auf Umwegen wieder hinaus in den lebendigen Park. Ich bin bei Goethe gewesen! Das durchdrang mich bis ins Mark.

Das war also Goethe — dessen Werke in drei altmodischen Lexikonbänden, neben Schillers Werken, als fast einzige deutsche Bücher in meines Vaters französischer Bibliothek gestanden haben! Der Duft jenes alten Papiers, wenn ich die staubigen Bände aufschlug, stieg wieder empor; ich sah den unentwickelten Knaben auf dem Dielenboden kauern und mit fremden Augen in diese Welt deutscher Kultur staunen; ich sah das Vaterhaus in den Hopfen-

und Obstbaumgärten, sah die Wirrnisse der Jugend, die Kämpfe des Jünglings, vieles, vieles...

Und nun stehe ich als Mann in Weimar! Frei! In welche Freude bricht mein Herz aus! O, ihr Hügel meiner Heimat, ihr stahlblauen Gebirge, ihr Abendröten des äußersten deutschen Grenzlandes — ich bin frei! Hier habe ich jetzt eben in Goethes Zimmer gestanden, den Hut in der Hand, und ich weiß, ich habe errungen, was meiner Jugend glühender Wunsch war, ich darf sein und bleiben in den Hallen und Hainen deutscher Dichtung, mir steht dies deutsche Land und alle Fernen und alles Weltall herrlich offen!

Noch neckischer und toller sprangen mich im Park die Geisterchen des Lichtes an, die mich vor einer Stunde mit Melodien umtanzt hatten. Selbstverständliche Gewißheit nahm von meinem Wesen Besitz, eine Gewißheit, die ihr alle zwar in der Theorie kennt und innehabt, die aber nur in wenigen ein erschütterndes Lebensereignis wird, die feste Gewißheit: „Nicht an Ort und Namen ist das ewige Licht gebunden: greif zu, Freund, du selbst bist berufen, Flamme zu sein!“

* * *

Ja, du selbst! Jeder, der diese Worte liest!

Frage nicht lang: handle, strahle dich aus, da, wo du stehst! „Niemand lasse den Glauben daran fahren, daß Gott durch ihn eine große Tat tun will!“ ruft der anfangs so verzagende Luther. „Du mußt ohne alles Wanken und Zweifeln Gottes Willen über dich ins Auge fassen und fest glauben, daß er auch mit dir große Dinge tun will!“ Die goldene Zeit ist nicht vorüber, verkündet Goethe durch den Mund der Prinzessin von Ferrara, denn „die Guten bringen sie zurück“. Und Schiller:

Freund, du kennst doch die goldene Zeit? Es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt.

Aber die glückliche Zeit ist dahin! Vermessene Willkür
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört.

Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende Geist noch,
Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.

Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt,
Und die verlor'ne Natur gibt ihm die Weisheit zurück —

— und zum Schluß dieses Gedichtes vom „Genius“: „Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt!“ Ja, wir sind die Welteroberer, wir die weltverklärenden „Guten“, die jene goldene Zeit schon damals geschaffen haben, wie wir sie jetzt schaffen, immer wieder wir Menschen von künstlerisch-geistiger Prägungskraft. Von großen Herzen und lichten Geistern geht bessere Leuchtkraft aus als all dieser Morgenglanz. Habt Mut und übt euch an den Großen von Weimar, die mehr waren als Dichter, weil sie zugleich Seher und Weise waren: habt den größeren Mut und setzt euch das kühne Ziel, ein neues „Weimar“ zu errichten, in das nicht nur das Idyll des Thüringer Waldes lieblich herüberrauscht, an das vielmehr des Ozeans Brandung donnernd anschlägt und euch erzieht zu heroischer Lebensauffassung!

Unser Erdendasein ist nur ein Wetterleuchten —, mehr als je empfinden wir in einer Zeit von raschem Pulsschlag diese alte Weisheit; der Vorhang des Himmels fällt wieder zu, und wir sind dahin. Unser Erdendasein ist das Vorüberfliegen eines Meteors, wie schon so oft gesagt ward: jenseits, woher wir kommen, war Unendlichkeit, jenseits, wohin wir fliegen, wird wieder Unendlichkeit sein. Während unseres Vorüberfliegens lassen wir einen Schimmer aus den Lichtreichen, woher wir flogen, auf diese Erde fallen — — und der Name eines solchen Schimmers ist „Weimar“.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

* * *

Meine ferne Freundin, da haben Sie also nun einiges aus meinen hiesigen Stimmungen. Ich „mache“ nichts Besonderes, wie Sie sehen, ich lasse mich unter dem Einfluß Weimars einfach wachsen, wie der Baum bei guter Besonnung wächst. Es sind Blätter der Selbstermunterung; es ist ein Übergang in einen neuen Zustand, wobei es ohne gelegentlichen Überschwang in Gefühl und Ausdruck und auch wohl ohne ein leis dahinter bebendes Fieber nicht immer abgehen mag. Ich erinnere Sie an jene beiden Bilder von Dürer in meiner Thüringer Waldwohnung: — der „Ritter“, der abenteuernd mit Tod und Teufel durch die Lande reitet, will einkehren zu „St. Hieronymus im Gehäus“, dessen fleißige Stille das niedere Getier einschlummern läßt, während das höhere Licht

um so stärker aus seinem Haupte leuchtet. Es wäre zu wünschen, daß sich diese beiden Zustände miteinander vertrügen.

Und nun — nicht ade, nein: auf Wiedersehen auf der Wartburg! Und noch eins: als ich einmal gedankentrüb von der Schmücke nach dem Schneekopf ging, fiel mein Auge auf einen rundlichen, unscheinbaren, graufarbenen Stein von Nußgröße, der mitten auf meinem Wege lag. Ich wußte gleich: eine „Schneekopfkugel"! Rasch war der Stein auseinandergeklopft — und ein wasserklarer Kristall lächelte mich an.

Unser äußeres Leben mag herb sein und manchen Witterungen ausgesetzt: — aber in unserem Innern ist gefangenes Licht.

Auf Wiedersehen!

Die vergessene Königin

Da setzte sie sich an sein Bett und sagte: „Ich bin dir nachgefolgt sieben Jahre, bin bei Sonne und Mond und bei den vier Winden gewesen und habe nach dir gefragt und habe dir geholfen gegen den Lindwurm, willst du mich denn ganz vergessen?“
Der Königssohn aber schlief...
Grimms Märchen.

Wäre Weimar ohne seine Frauen denkbar? Wo wäre dichterische Großtat geschehen ohne die erregende Einwirkung der Frau?

Und wie vergessen ist heute die Königsmacht edlen Frauentums!

Als der jugendliche Dante die neunjährige Beatrice, das weibliche Kind, die künftige Jungfrau, zum erstenmal erblickte, „erbebte er heftig“, wie er im „Neuen Leben“ erzählt.

„Von da an beherrschte die Liebe meine für sie so schnell bereite Seele und gewann bald solche Macht über mich durch die Kraft, welche ihr meine Einbildungskraft verlieh, daß ich ihr allen Willen tun mußte. Sie befahl mir sehr oft den Anblick jenes engelgleichen Mädchens zu suchen, was ich dann in meiner Knabenzeit gar vielmal tat, und ich sah die Liebliche so edel und preiswürdig in ihrem ganzen Wesen, daß man wohl auf sie das Wort des Dichters Homer anwenden konnte: ‚Sie schien nicht eine Tochter sterblicher Menschen, sondern Gottes‘... Viele sagten, wenn sie vorübergegangen war: ‚Dies ist kein Weib, sondern einer der schönsten Engel des Himmels.‘ Solches und noch Wunderbareres bewirkte sie durch Schönheit und Tugend.“

Der Dichter Dante ist nie Beatrices Gatte geworden; sie ist früh gestorben. Aber die Wirkung, die sie ihm hervorgebracht hatte, ward eine Macht und begleitete ihn durchs Leben. Und so kann man sagen — mehr als von mancher Gattin —: Beatrice begleitete ihn durch Sphären seelischer Entwicklung mit einer führenden Gewalt,

von deren Kraft, Größe und Tiefe Dantes Dichtung Zeugnis ablegt.

Dante hat nicht nur für das Mittelalter geschrieben. In vielem historisch-theologischen Rankenwerk, das die Dichtung umschlingt, bekundet sich allerdings sein Zeitalter. Aber ein Kerngedanke der „commedia" ist dieser: der Mann Virgil, in dem sich Vernunft und Charakter verkörpern, kann zwar durch Schreckniſſe der niederen Sinnenwelt („Inferno") bis zu einer gewiſſen Stufe des Berges der Läuterung („Purgatorio") führen; von dort ab jedoch bis in die höchſten Sphären der Seligkeit („Paradiso") übernimmt die Genialität des reinen Weibes die anmutige Führung. Iſt dieſer Grundgedanke der dreiteiligen Dichtung mittelalterlich oder allmenſchlich?

Virgil und Beatrice — beide ſind unentbehrlich. In allen Fragen und Aufgaben des praktiſchen Werktags, des Staates, der Wiſſenſchaft, durch alles Verſtandesmäßige führt Virgil, der Vernünftige. In alle himmliſche Weisheit, in das feine Reich des Herzens und der intuitiven Seelenkraft, in die eigentliche Poeſie und Religion bis in die Fülle des Schauens und der Offenbarung, jenſeits aller geprägten Begriffe — leitet die Genialität des Herzens. Jene männlichen Geiſter *ſprechen* vom Licht, d. h. ſie ſuchen es begrifflich einzufangen; dieſe *ſind* das Licht. Jene denken, dieſe ſchauen, leben und tun. Jene reden vom fernen Kanaan und ſuchen vom Berg Nebo aus ſeine Umriſſe zu erkennen: dieſe wandern bereits im Lande der Erfüllung.

Über die Genialität des Herzens prägt der düſtre Schopenhauer in ſeinem Hauptwerk bedeutungsvolle Worte: „Wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unſcheinbar werden, ſo wird der Geiſt, ja das Genie, und ebenfalls Schönheit, überſtrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens. Wo dieſe in hohem Grade hervortritt, kann ſie den Mangel jener Eigenſchaft ſo ſehr erſetzen, daß man, ſolche vermißt zu haben, ſich ſchämt. Sogar der beſchränkteſte Verſtand, wie auch die zarteſte Höflichkeit, werden, ſobald die ungemeine Güte des Herzens ſich in ihrer Begleitung kundgibt, gleichſam verklärt, umſtrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit ſpricht, vor der jede andere verſtummen muß. Denn die Güte des Herzens iſt eine tranſzendente

Eigenschaft, gehört einer über dies Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge an und ist mit jeder anderen Vollkommenheit inkommensurabel. Wo sie in hohem Grade vorhanden ist, da macht sie das Herz so groß, daß es die Welt umfaßt, so daß jetzt alles in ihm, nichts mehr außerhalb liegt, da sie ja alle Wesen mit dem eigenen identifiziert." Wie tief ist das gesagt! Und eben diese weltumspannende Herzensgröße, diese Schönheit höherer Art — wesentlich wird sie von uns entzündet durch die Liebe, die sich zwar in mannigfachen Formen äußert, von ungestümer Leidenschaft bis zu fürsorglicher Aufmerksamkeit, deren feinste und reifste Gestalt aber als Herzensgüte auftritt.

Die Seherin von Prevorst, die aus Justinus Kerners Buch bekannt ist, sprach oft davon, daß sie „von der Herzgrube aus" Dinge und Zusammenhänge verborgener oder tieferer Art „schaue" oder „fühle". Man könnte beinahe sagen: ein Organismus, in dem Liebe und Wohlwollen lebendig sind, hat feinste Tastfäden über den ganzen Körper hin, er ist in einem nahezu elektrischen Zustande, sein Gefühl ist verfeinert, zugleich ist die Tiefe seines innersten Herzens wunderbar beruhigt und gestärkt: — eine innere Flamme durchleuchtet und festigt seinen Organismus und strahlt über die Ränder seiner Seele. So wird das Evangelienwort wahr: „Ihr seid das Licht der Welt."

Nicht nur Dichter, Künstler, Erzieher und dergleichen — nein, jede Mutter und Hausfrau in ihrem kleinen Bezirk, jeder tätige Mann in seinem größeren Umkreis, wenn seine innere Flamme hell ist, muß ein erobernder Feldherr sein, ausgesandt vom ewigen Licht, ein Stückchen oder ein Stück Finsternis heimzuerobern der Helligkeit des reinen Geistes. Darf ich an ein dichterisch Goethewort erinnern? „Licht, wie es mit der Finsternis Farbe wirkt, ist ein schönes Symbol der Seele, welche mit der Materie den Körper bildend belebt. So wie der Purpurglanz der Abendwolke schwindet und das Grau des Stoffes zurückbleibt, so ist das Sterben des Menschen. Es ist ein Entweichen, ein Erblassen des Seelenlichts, das aus dem Stoffe weicht" (Gespräch mit Riemer, 1808).

Je geistig wacher und seelisch reicher ein Mensch ist, um so mehr Licht erfüllt und umwogt seinen Organismus. Und so dürfen wir

weitherzig und großzügig sagen: es gibt nur ein Wachsen des Menschentums höherer Art über die ganze Erde hin, welches auch die Formen seien, ob Dante sich läutert in den drei Stufen der „Göttlichen Komödie", ob Äschylos sich und seinen „Orest" entsühnt durch die helfende Göttin, ob Goethe seinen „Faust" oder Wolfram seinen „Parzival" durch Dunkel in Helle führt. Es ist nur ein Licht. Wir suchen es, wir spüren es in uns, wir gestalten es in Wort und Werken der Kunst, Erziehung, Religion, wir leben es in unendlichfacher Ausstrahlung.

* * *

Es gibt zwei verschiedene Arten für dichterische Naturen, zur Weiblichkeit ein Verhältnis zu finden — und nicht nur für dichterische Naturen, für den wachsenden, lebenstiefen Mann überhaupt. Die erste Art ist das diesseitige Zugreifen, Begehren, Besitzen. Sie ist im Haushalt der Natur eine unvergleichliche Kraft; sie weckt in ihrem Gefolge eine Fülle von anderen Kräften, ein Gewoge von Sturm und Stille, von Mutterliebe und Vatersorge, von Austausch vielfältigster Lebensbetätigung. Wieviel fröhliche und traurige Lieder haben die Minne besungen!

Aber auf einer gewissen Lebensstufe, wo der bejahende Wille zum gewöhnlichen Leben abnimmt, wo der vordem naiv in die Welt ziehende und hie oder da zugreifende Jüngling stutzt, Enttäuschungen erlebt und endlich zum Nachdenken kommt wie ein Junge, dem öfters auf die begehrlichen Finger geklopft worden — beginnt nach etlicher Tiefstimmung ganz sachte eine feinere Form von Liebe zu reifen. Die Art, wie jetzt der Dichter überhaupt in die Umwelt schaut, ist eine neue, vergeistigte, verinnerlichte Widerspiegelung. Goethe hat das in „Iphigenie" und „Tasso" zart und klar geprägt, unter der führenden Hand der Frau von Stein. Sie war es, die ihn aus dem ersten Lebensalter, das ich oben kennzeichnete, hinüberführte in eine höhere Vollendung. „Seit ich in deiner Liebe ein Ruhen und Bleiben habe, ist mir die Welt so klar, so lieb" — „Durch dich habe ich einen Maßstab für alle Frauen, ja für alle Menschen, durch deine Liebe einen Maßstab für alles Schicksal. Nicht daß sie mir die übrige Welt verdunkelt, sie macht mir vielmehr die übrige Welt recht klar; ich sehe recht deutlich, wie die

Menschen sind, was sie sinnen, wünschen, treiben und genießen" — „Ja, liebe Lotte, es wird mir erst deutlich, wie du meine eigene Hälfte bist und bleibst. Ich bin kein einzelnes selbständiges Wesen, alle meine Schwächen habe ich an dich angelehnt, meine weichen Seiten durch dich beschützt, meine Lücken durch dich ausgefüllt."

Wie Dante durch Beatricens verklärenden Geist, so wurde Goethe durch diese verklärt aufgefaßte Frauengestalt in eine reifere Sphäre des Menschentums hinübergeleitet. Im Keime lag das natürlich in ihm: es bedurfte bloß des elektrischen Sonnenstrahls von ihr, und sein belebtes Innere begann zu sprießen. Ein formenfröhlicher Künstler und empfänglicher Dichter blieb er nach wie vor, aber das geistige und vergeistigende Auge in ihm war nun feinsichtiger geworden, und nicht nur sein Auge: seine ganze Natur, sein Stil, seine Lebensführung.

So mild und weit betrachte man die Wirkung des Weiblichen auf höhere Dichternaturen. Wie kleinlich hat man da oft über Goethe gesprochen! Man spricht von leichtfertigen „Liebesaffären", von zerstörtem Lebensglück und dergleichen. Mit Recht wies kürzlich eine Frau diese Verkleinerer zurecht: „Versucht man, den Meister gegen solche Verdächtigungen in Schutz zu nehmen, so werden einem die Namen all der holden Wesen aufgezählt, deren Lebensglück er zerstört hat. Wenn man auch noch so wenig aus der Literaturstunde behalten hat: die elfenzarte Friederike, die neckische Lili, die liebliche, hausmütterliche Lotte vergißt man nicht. Wir glauben sie so gut zu kennen, diese liebenswürdigen Wesen. Und der sie uns so zart und anmutig schildert, der soll ein kalter Egoist gewesen sein? Ich meine, wir kennen sie nicht ganz: nur ihre verklärten Abbilder. Alle störenden Züge, alles Kleinliche, Unedle hat er weggelassen, der Große. Wir aber begeistern uns für die feinen Pastellbildchen, die er uns gezeichnet hat, der Meister; und zum Dank nehmen wir für das Bild Partei gegen den Schöpfer."

Verklärte Abbilder — darin liegt's. Er wollte nicht ihren bürgerlichen Namen, nicht ihr Vermögen, nicht ihre körperliche Erscheinung festhalten: ihm war von überragendem Wert die seelische Wirkung, das Abbild. Das bewahrte er nach dem Ungestüm des ersten Zugreifen-Wollens in liebendem, leidendem Herzen und gab es

dann, von allen Schlacken geläutert, wunderbar vergoldet der Welt wieder.

Kann ein Dichter in feinerer Weise seinen Dank aussprechen?

* * *

Man muß einen reichen Sommer hindurch immer wieder Einschau halten in die viele ungekünstelte Herzlichkeit und das viele seelenstarke Sorgentragen im deutschen Hause, um ganz zu empfinden, welches Bohémientum und welche Boudoirluft über Europa hin als moderne Errungenschaft Bücher und Bühnen besetzt hält. Wie wir dem Reichskörper eine Reichsseele zu schaffen haben, so wird es zu unseren edelsten Arbeiten gehören, die Achtung vor dem wahrhaft Weiblichen und den Wert des wahrhaft Weiblichen als ein gut-altes Erbteil ehrfurchtsvoll und tapfer wieder auf den Thron zu stellen.

Wir sind in den Tagen einer etwas aufgeregten Frauenbewegung. Es werden sich in der Tat manche Berufe mutigen Frauen noch erschließen lassen, — ob alle, die man heute verlangt, ist mir fraglich. Ich fürchte, selbst bei bester Eingewöhnung wird die Frau oder Jungfrau in manchem herben Beruf ihr Feinstes verlieren, ihr warmes Ich, ihre weibliche Sonderart. In Bureau- und Massenarbeit gedeiht die Kraft der Verinnerlichung nicht. Und gerade das fehlt unserem Zeitgeist. Magensorgen sind ein traurig Ding, aber Herzenssorgen und Seelenverkümmerung sind schlimmer. Um wieviel leichter ließen sich solche Nöte tragen, überwinden und verklären dazu, wenn jene stärkste Kraft des alten Königs Midas: die Kraft des Vergoldens, reicher unter uns verbreitet wäre! Und wer soll sie verbreiten, wenn nicht die Verkörperung des Liebesgedankens, die gemütsstarke Frau?

Die Frau — und der Dichter, der Erzieher der Erwachsenen. Das Wort, der Sänger solle mit dem König gehen, da sie beide auf der Menschheit Höhen stehen, bedarf einer zarten Ergänzung. Gewiß sei der Poet ein Held und ein König; aber der wahre Held sei auch gütig. Wahre Größe ist gütig, wahre Ritterlichkeit ist gütig. Wenn ich stark bin, darf ich aus meinem Überfluß spenden und verschenken. Und das Köstliche beim Austeilen von Liebe und Güte ist es ja, daß der Geber davon nur immer reicher wird. Der Dichter

muß nicht minder mit edlem Frauentum und anregendem Mädchen- und Kindersinn Hand in Hand gehen.

Edles Frauentum, das über Triebe und Beschwernisse derart zu siegen wußte, daß die Seele nur immer reicher und stärker aus Kämpfen sich ein Lichtgewand wob, ist eine Volkskraft, ist ein volkswirtschaftlicher Gewinn für den ganzen Umkreis. Es kommt aus ihrem warmen Hauch und aus ihren zarten Händen ein magnetischer Strom voll Wohltun und Beruhigung.

Das Evangelium nennt die Liebe das Höchste; wir dürfen das nicht so eng fassen, als wäre nur eine farblose Liebe zu „Gott" oder „Kirche" gemeint. Bist du im Gesamtzustande liebevollen und hoheitvollen Verklärens deiner kleineren oder größeren Welt, so spiegelt sich das in allem wider, im Schmücken und Ordnen deines Heims, wie in deinem Schaffen für Staat, Volk und Zeitgeist. So sehr auch entartete Liebe sich verhäßlichen, ja verteufeln kann, so wahrhaft über alle Vernunft hinaus kann Liebe steigen. Aber andererseits — und das ist eine Art Trost — steht selbst entartete Liebe, sofern sie Leidenschaft ist, dem Himmelreich hohen Menschentums immer noch näher als dürre und erstorbene Alltäglichkeit. Wahre Leidenschaft verbrennt sich rasch; der treibende Wille dahinter aber, wenn er nicht ganz von Dämonen zerrüttet ist, kann sich ebenso stürmisch auf edle Dinge werfen, wie wir das an manchem Augustinus erlebt haben, der erst nach unrein wilder Jugend seine Kräfte sammelte auf den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht. Christus hat nicht umsonst das tiefe und weite Wort gesprochen: „Ihr ist viel vergeben, denn sie hat viel geliebt." Wo Liebe ist, da ist Wachstum möglich; wo gar keine Liebe und gar kein Wille mehr treibt und glimmt — da freilich ist der Tod.

Liebt unsere Zeit mächtig genug? Kaum. Sie ist lüstern, sie ist erotisch, sie krankt an Entartungen; auch ist sie gelegentlich sentimental, zweifelnd und spöttelnd. Aber zur echten Lyrik und zur echten Tragik gehören echte Liebe und echte Leidenschaft. Mag die Liebe sündigen, sie wird ihre Wildheit büßen — aber sie sei gesegnet, wenn sie mit Kämpfen des Willens und des Gewissens verbunden bleibt, wenn sie stolz bleibt, wenn sie noch weinen und beten kann!

Wenn jemals, so bedürfen wir heute der Mithilfe echten Frauentums. Es müßte wie ein Abendrot Herzensgüte ausgeschüttet werden in die graue Luft eines freudlosen Zeitgeistes; es müßte wie ein Abendglöckchen reines Herzenslachen diese schwere Luft wieder in Schwingung versetzen. Dann wäre auch für die schwerste Frage, für die wirtschaftliche Frage, eine bessere Gesamtstimmung geschaffen: wir würden uns freundlicher und bereitwilliger zu verstehen suchen.

Als in den Tagen der Königin Luise Deutschland in Not war, da gab manch eine Frau „Gold für Eisen". Deutschlands Kultur ist in Not wie damals: heute gilt es, das Gold der Gemütskraft hinauszugeben für das Eisen der Zeit, das sich unter euren Händen wieder in Gold verwandeln wird.

Es wäre unrecht, wenn ich hier nicht Ruskins prächtigen Aufsatz „von den Gärten der Königin" erwähnen würde. Wie schön und rein spricht dieser Mann von den Aufgaben der Frau! Auch ihm ist der Mann die positive Elektrizität, der Schöpfer und Schaffer, der Entdecker und Vorkämpfer. Aber die Gabe der Frau ist das Ordnen und Verklären. „Der Mann" — sagt Ruskin — „muß bei seiner rauhen Arbeit in der Öffentlichkeit jeder Gefahr und Prüfung entgegentreten; ihm werden daher Fehlschläge, Kränkungen und unvermeidliche Irrtümer zuteil; er muß häufig verwundet, besiegt, irregeleitet und stets abgehärtet werden. Aber er schützt die Frau vor diesem allem; in sein von ihr beherrschtes Haus braucht, wenn sie es nicht selbst aufsucht, weder Gefahr noch Versuchung, noch irgendeine Ursache für Irrtum oder Kränkung zu dringen. Das ist die wahre Natur des Heims: es ist der Ort des Friedens; die Zuflucht nicht nur vor aller Verletzung, sondern vor allem Schrecken, allem Zweifel, aller Spaltung . . . Wohin ein echtes Weib auch kommen mag, wird dies Heim sie immer umgeben. Sie mag nur die Sterne über ihrem Haupte haben, und der Glühwurm im taufeuchten Gras mag die einzige Leuchte ihrer Füße sein: dennoch ist Heim, wo immer sie sich befinde . . . Und da im Menschenherzen stets ein natürliches Gefühl für alle seine wahren Pflichten lebt, wie z. B. der tiefe Instinkt der Liebe, der, richtig geleitet, alle Heiligtümer des Lebens erhält und, falsch geleitet, sie untergräbt, so ist im Menschenherzen auch ein unauslöschlicher Instinkt, die

Liebe zur Macht, die, richtig geleitet, die Majestät aller Gesetze und des Lebens erhält, und falsch geleitet, alles zerstört. Tief wurzelnd im innersten Herzensleben des Mannes und der Frau hat Gott sie gepflanzt, und Gott erhält sie auch dort. Es ist ebenso vergeblich wie falsch, den Wunsch nach Macht zu tadeln oder zu schelten. Wünscht sie euch, ihr Frauen, so sehr ihr könnt! Aber was für eine Macht? Das ist die große Frage. Die Macht zu zerstören? Nicht so. Die Macht zu heilen, zu erlösen, zu leiten und zu behüten." Und so nennt Ruskin die Frauen Königinnen. „Bewußt oder unbewußt müßt ihr in vielen Herzen thronen. Königinnen müßt ihr sein. Königinnen für Gatten und Kinder, Königinnen von geheimnisvollerer Macht für die übrige Welt, die sich beugt und immer beugen wird vor der Myrtenkrone und dem unbefleckten Zepter der Weiblichkeit."

* * *

Der Wartburg-Zeit der Minnesänger und des blühenden Marienkultus wirft man eine gewisse provenzalisch beeinflußte Sinnlichkeit vor. Ach, ich denke, damals fand unser Walther von der Vogelweide so mannhafte Töne von der Edelart weiblicher Zucht oder fraulicher Minne, daß man nach dieser Seite hin die bisherige Dichtung, die aus unserm neuesten Deutschen Reiche herausgewachsen ist, mit jenem alten deutschen Reiche nicht vergleichen darf. Minnedienst und Frauenverehrung jener ritterlichen Zeit waren nicht undeutsch: denn die französischen oder lombardischen oder sogar spanischen Herrengeschlechter, die „Blaublütigen" alle, waren wesentlich aus germanischen Ländern seit der Flut der Völkerwanderung und späterer Jahre dorthin getragen worden. Frauenachtung ist Herrentugend. „Ein edler Mensch zieht edle Menschen an" — in einem edlen und persönlichkeitsstolzen Manne spiegeln sich Frauen nicht in verzerrten Bildern.

Gewiß, die Pflichten der Hausfrau und Mutter sind oft nüchterner Art und gestatten oft nicht die Ausbildung und Vertiefung eines „großen Geistes". Aber um so mehr die Ausbildung *großer Herzen*. Mit feinstem Anschmiegetalent weiß die liebende Frau den Gedanken und Sorgen ihres Mannes gleichwohl zu folgen und ihren Anteil instinktiv zu übernehmen, geleitet von fein tastendem

Gefühl. „Ihr heiligen Weiber deutscher Vorzeit! Ihr wußtet von einem ‚idealen Herzen' so wenig als vom Umlaufe des reinen Blutes, das euch rötete und wärmte, wenn ihr sagtet: ‚Ich tue es für meinen Mann, für meine Kinder', euch mit euren Sorgen und Zielen nur unterordnend und prosaisch erscheinend. Aber das heilige Ideal kam dennoch durch euch, wie das Himmelsfeuer durch Wolken, auf die Erde nieder!" (Jean Paul.) Ja, weil sie ihm in ihren empfänglichen Herzen eine Stätte dafür bereit hielten. Der überreizten Gehirnarbeit haben wir genug; große Herzen tun uns not.

* * *

Nietzsche und Schopenhauer haben herb und ätzend über Frauen gesprochen. Beide waren Bewunderer Goethes. Sie sind hierin diesem Frauenkenner und Frauenschilderer mit seinem seherischen Tiefblick nicht nachgefolgt. Es ist mit der Stellung zu den Frauen ähnlich wie mit der Stellung zu Pflanzen und zur Natur überhaupt. Jene beiden Denker fanden auch zur Natur kein unmittelbares Verhältnis; ihre Sinne waren zu sehr, wie einmal F. A. Lange allgemein sagt, „Abstraktionsapparate". Dem mehr denkenden als schauenden Schiller erging es, obwohl in ganz anderem Sinne, ähnlich. Er hat uns in seinen Dichtungen zu geistig und einseitig Frauen geschildert, während der naturnahe, sinnenschärfere Shakespeare hierin Meister war. Aber Schillers tieflauteres ethisches Gemüt sprach allezeit hoch und würdig von der Frau, so etwa wie Goethe im gereiften „Tasso", wo im zweiten Aufzug die bekannte schöne Umschreibung des „Erlaubt ist, was sich ziemt" unserer herzlichen Zustimmung sicher ist.

„Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an,
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.
Und wirst du die Geschlechter beide fragen,
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte."

Die Stellung zur Frau ist ein Gradmesser der Ungetrübtheit unseres Seelenspiegels. Ist seine Fläche oder Wölbung blank und glatt, so fällt auch das Weltbild samt Sternen und Bergen, Blumen und Frauen mit so zarten Konturen hinein, wie eine Landschaft in einen ruhigen Teich. Magst du üble Erfahrungen mit mancher garstigen, kränklich-verstimmten oder unedlen Frau gemacht haben — die Gesamtheit deines Urteils darf das nicht beeinflussen.

Diese Betrachtung darf an einer schönen und tiefen Szene, die der wieder entdeckte Gobineau geschrieben hat, nicht vorübergehen. Die Freundschaft zwischen einem Mann und einer Frau ist anders als die Freundschaft zwischen gleichstrebenden Männern. Immer mischt sich in die erstere eine zarte Beigabe von mütterlicher, bräutlicher, weiblicher Neigung und Fürsorge, das liegt in den Geheimnissen der Geschlechtsunterschiede. Wie reif und keusch hat Graf Gobineau in der letzten Szene seines Renaissance-Dramas dies Verhältnis zweier hoher Menschen verschiedenen Geschlechts geschildert! Der greise Michelangelo nimmt Abschied von seiner gleichfalls betagten Freundin Vittoria Colonna, Abschied vielleicht für dieses Leben. „Ihr seid Michelangelo," spricht die verwitwete Marchesa mit leiser Klage, „ich bin nur ein begreifendes Weib, genug begreifend, um den Abstand zu ermessen, der mein Mitfühlen von Eurer unbezähmbaren Tätigkeit trennt. Ihr habt viel für die Welt getan, und während Ihr den Ton Eurer Statuen zu kneten glaubtet, habt Ihr in der Tat der allgemeinen Erkenntnis neue Formen und Ausdrucksweisen, die sie niemals gehabt hatte, vorgeschrieben. Ich, was habe ich getan? Ich habe viel geliebt den, der nicht mehr ist. Ich habe Euch selbst viel geliebt, und das ist alles." Aber der große Künstler und Mensch wehrt ab: „So habt Ihr denn ebensoviel als ich, genau ebensoviel gewirkt . . . Solang uns der Himmel Euren edlen Gatten gelassen hat, habt Ihr ihn geliebt und seid in seiner Liebe so glorreich beglückt gewesen, als es einem Weibe, vom Weibe geboren, gegeben ist, sich beglückt zu fühlen. Glaubt mir: es war das ein edles Tun, und die Tugenden, die sich durch die Wonneschauer solcher Liebe allmählich in Euch entwickelten, wurden gewißlich zum Meisterwerke menschlichen Wertes." Fein und richtig wendet sie ein, daß sie durch den dauernden Besitz des Glückes an

sich nicht ganz so gereift wäre, daß sie vielmehr erst durch die rückschauende Einsamkeit bei andauernder Liebe, durch die nötig gewordene Kräfteanspannung der treubleibenden Witwe zu dem geworden ist, was ein wolkenloses Glück niemals aus ihr gemacht hätte. Und Meister Michelangelo bringt ihre beiderseitige Lebensarbeit in den schönen Ausdruck: beide hätten sie ihren Mitmenschen hohe Beispiele hingestellt: er, indem er ihnen Werke schuf, sie, indem sie sich selbst zum Kunstwerk bildete. „Wenn also mir der Weltgeist einige Errungenschaften verdankt, so weigert mir, Marchesa, den Ruhm nicht, mich mit Euch zu vergleichen, und laßt mich hoffen, daß wir im Leben der Ewigkeit ebenbürtigen Fluges zu vollkommen gleichen Belohnungen uns werden emporschwingen können."

Hoheitsvoller kann über zwei Edelmenschen nicht geschrieben werden.

* * *

Aber, um wieder in den Alltag zurückzukehren, wir wollen noch eins nicht vergessen: der Körper der Frau ist im Entwicklungsplan der Erde stärker in Anspruch genommen als der leichter schreitende Mann. Viel Frauenlaune gilt es hieraus zu verstehen. Wenn sich mancher Jüngling sachlich und nüchtern klarlegte, daß das Weib, also auch seine Mutter, unter Lebensgefahr und zahllosen Schmerzen und Sorgen die Erhaltung des Menschengeschlechts im Gange hält, er würde ernster und minder lüstern über Frauen sprechen oder an ihnen handeln.

Wenn man sagt, die Mehrzahl der „modernen Weiber" sei leider entartet, so kann man sofort, nach dem Turnvater Jahn, antworten: der Mann sei mannlich, so wird die Frau fraulich sein! Die Überreizung zahlloser Frauen, besonders solcher der Literatur, ist nur ein Seitenstück zu der krankhaften Überreizung unserer männlichen Jugend. Ja, wie in der Liebe der beherrschungsstärkere Mann fast immer der verantwortliche Teil ist, so ist für die Entartung einer Zeit in erster Linie der Mann verantwortlich zu machen. Die zarteren Organe der freilich durch Scheu behüteten Frau fallen der einmal eingerissenen Entartung immerhin leichter zum Opfer. Der Fanatismus der Anarchistinnen oder Pariser Petroleusen, die Menge von Verlorenen — welche Entartungen! Andererseits aber:

wieviel hohes Frauentum sammelte sich stets um alle hohen Genien der Menschheit! Nicht nur um Dichter und Künstler, sondern auch um Christus und in Indien um Buddha. Es war nicht weibliche Neugier, es war weiblich-seherischer Instinkt. Hohe Manneskraft weckt hohe Frauenkraft — und umgekehrt. Ein Adelsmensch bringt mit Wort, Wesen und Werken das Beste in uns zum Erwachen wie durch magnetische Berührung, indes das Gemeine zu gleicher Zeit von selber abdorrt, ohne daß man ein Wort weiter darüber zu verlieren braucht.

* * *

Und wenn mich nun eine Frau fragen würde: Gewiß, wir wollen ja mitarbeiten, aber wo ist unser Feld? — so stehe ich nicht an, weitherzig zu antworten: Wo immer ihr es euch schafft. Solange nur euer Gemüt und eure Weiblichkeit nicht nur „nicht Not leiden" — denn das wäre schon ein Stillestehen und also Rückgang —, sondern sich recht betätigen als Ergänzung des männlichen Kampfes, da gilt das tapfere Wort: „Alles ist euer!"

Jede hat irgendwie einen Kreis, den sie ausbauen kann — sie fange mit sich selber an! Sie sei selber in wirrer Zeit eine harmonische Erscheinung für die drei oder vier Menschen ihres Umkreises! Hier ist freilich der Mann besser dran; er hat mehr Einsiedlerkraft. Die Frau bedarf des Austausches, des Empfangens und Gebens meist mehr als der Mann. Dafür hat sie um so mehr Kräfte der Geduld, wenn sie zuletzt entsagen muß.

Freilich sind auch hier große Wertunterschiede zwischen den einzelnen Frauen. Wie manche Weiblichkeit muß auf kümmerlichem Erdreich vorzeitig verblühen — wie eine Pflanze in der Natur um uns her, in deren Gesetze wir erbarmungslos nach unübersehbarem Weltplan eingebaut sind. Sie alle, diese verkümmernden Pflanzen, möchte man trösten, in alle Fernen hin und nach tausend Seiten zugleich, wenn man dessen die Macht hätte. Aber dies Frauenleid ist nur eine der Formen, unter denen das vielfältige Leid der Erde auftritt; unsere Leiden sind wieder anderer Art.

Ich muß immer dabei an Jean Pauls „kunstlose Kordula" denken. Kordula wußte wenig, las nichts, als was sie Sonntags sang, schrieb keinen Buchstaben als den, womit sie Wäsche zeichnete, und

sie war weiter nichts als schuldlos und hilflos. Ihr seelenloser Vater ließ nur zu, daß ihr Körper ein Koch und die Seele eine Köchin wurde. Und wie sie nun am Ufer eines Teiches saß, dachte sie an ihre tote Mutter, von deren Lächeln sie in der Nacht geträumt; und das Wiegen und Taumeln der Pappeln, die Grasmückenmusik, der seltsam gefärbte Himmel, der nachschwingende Traum wirkten zusammen, ohne daß sie sich darüber Rechenschaft zu geben wußte: sie zog plötzlich ihre Schürze an die Augen und weinte. Und der Dichter fährt fort: „Oh, es ist mir jetzt, als säh' und hört' ich in all eure Häuser hinein, wo ihr, Väter und Ehemänner mit vierschrötigem Herzen und dickstämmiger Seele, beherrschet, ausscheltet, abhärtet und einquetscht die weiche Seele, die euch lieben will! O ihr milden, weichen, unter schweren, finstern Schnee gebückten Blumen, was will ich euch wünschen, als daß der Gram, eh' ihr mit zerdrückten Blättern verweht, euch mit den Knospen umbeuge und abbreche für den Frühling einer anderen Erde? . . . Und ihr seid schuld, daß ich mich nicht so freuen kann, wenn ich zuweilen eine zartfühlende, unter einer ewigen Sonne blühende Schwester von euch finde, eine hauchende Blume im Wonnemond, denn ich muß denken an diejenigen von euch, deren ödes Leben eine in einer düsteren Obstkammer durchfrorene Dezembernacht ist. Und doch kann euer Herz etwas Schöneres tun als sterben: sich ergeben." Sich ergeben? Ja, aber zu einer *tätigen* Stille!

Es geht ein Ruf durch diese Zeit, noch von wenigen gehört und von ganz wenigen klar gedeutet. Ein Ruf, der aus tiefen Wäldern kommt, wie eine Bitte um Erlösung. Horchet auf, zieht aus in den Dornröschen- und Schneewittchenwald und sucht die *vergessene Königin* wieder: die Gemütsmacht der Frau, die Seele der Menschheit!

Wenn wir wieder gesegnet sind von ihren königlichen Kräften, so wird sich das wie ein Wetterumschwung auf alles und alle durchdringend verbreiten, bis in den kleinsten Haushalt hinein. Wie nach langem, drückendem Regen die Morgenluft eines wiederum einziehenden Sommertags so beherrschend wirkt, daß uns seine Reinheit schon in aller Frühe beim Aufstehen wonnig durchströmt.

Melusine

Auf einem Felsen, der mit sonderbaren Zacken in die Luft hing, harrte bereits der blasse Vollmond. Die Dämmerung hatte noch nicht ausgeglüht. Der Tag machte Anstalt, sich in allen Wäldern und Nischen zur Ruhe zu legen. Im Tal fuhren beschleunigte Wagen; letzte Beerensucher jodelten auf dem Heimweg die Waldhänge hinunter. Noch einmal stieg die bereits gesunkene Abendglut in breitem Strahlenpurpur empor: die Stirnen der Berge, die nach Westen schauten, wurden angeglüht von tief heraufreichenden Feuerstrahlen. Und ein Habicht schimmerte auf, als er die weiße Innenseite der Schwingen diesem Lichte zudrehte, in großem Bogen um den Felsen schwebend.

Rasch aber versank auch dies. Ein Schauer lief durch die kühle Dämmerung der Wälder. Der Vollmond hob sich aus verwitterten Tannen, sog das letzte Licht ein und ward davon leuchtend, ward lebendig . . .

Dem Vollmond gehörte nun das weite Waldland und die rätselhafte Stille der Nacht.

* * *

Der Wanderer lag zum letztenmal auf seinem Felsen. Dort hatte der Glückliche den Sommer hindurch seltsamste Stunden erlebt: er hatte Zutritt erhalten ins Feenland. Aus Mondglanz und Nebelduft hatte sich dort eine Gestalt geformt, in jeder Nacht, da der Sommermond voll wurde: denn sie brauchte dessen wirkende Kraft. Gewänder rauschten, raschelten — ein leuchtender Kern formte sich darin zum Antlitz — wie Phosphor die Augen, wie Silber die Arme — in einem Wirbel von spinnwebzarten Gewändern sah er sich umarmt — und eine ganz nahe, warm anatmende Stimme sprach zu ihm unsäglich süße Worte.

Übermächtig beglückender Fels der Liebe! Was er auch flüstern und fragen und bitten mochte: ihr herrlich-warmer Mund wußte innigste Antwort. Grenzenloses Verstehen! Er tat sich ihr auf ohne

Rückhalt; er erstaunte selber, welche Tiefe sich da öffnete. Eine unerschöpfliche Seele war da neben ihm, Melodie quoll unter ihm aus der Erde auf; es war ein Singen und Verhauchen, aus dem man, wie aus manchen Träumen, frühmorgens mit Tränen erwachte und sich hilflos umsah in der melodielosen Wirklichkeit. Ein Verstehen war's, noch ehe sie einander gefragt; Antwort und Frage stürzten einander jubelnd in die Arme. Diese Sprache der Liebe hatte alle körperliche Schwere abgestreift; sie schritt nicht mehr, sie flog.

Solche Nacht war auch heute — die letzte Nacht! Silberne große Nacht! Ewigkeit umrauschte den Felsen, bereit, ihre ausgesandte Feengestalt wieder zu sich zu nehmen ...

„Noch einmal sag' mir deinen teuren Namen!"

„Melusine."

„Melusine hieß eine Nixe des Waldquells."

„Nimm an, ich sei die Nixe des Waldquells."

„Du bist schöner als alle Quellen des Waldes, du bist tiefer als das Meer! Du bist die Seele der Nacht, bist Anhauch der großen Waldung, bist aller Waldwasser und aller Waldvögelein holdselige Stimme! Nun kenn' ich dich, rätselhafte Waldfee, du ewig geheimnisvolle Fremde jener anderen Welt!"

„Du kennst mich, hast mich gefunden — drum ist meine Sendschaft aus. Ich muß dich heute verlassen" — —

„Nein!"

„Sobald der Tag graut" — —

„Nein! Nein!"

„Ich bin zu dir gekommen, um dir Worte zu bringen aus dem Lande der Melodien" —

„Geh nicht!"

„Die Ewigkeit ruft!"

„Der Ewigkeit Trotz: ich halte dich fest!"

„O Lieber, alles muß sich bewegen und verwandeln. Herbst harrt hinter den Hügeln — auch für dich!"

„Nicht für Lieb' und Treue! Lieb' und Treue sind ewig!"

„Damit sie ewig seien, muß ich dich verlassen. Aus deinen Augen und Armen muß ich versinken in meinen liebsten Quell!"

„Ich versteh' dich nicht" —

„Du wirst es verstehen einst, wenn ich nicht mehr bin, wenn nicht mehr deine unruhige Liebe zwischen dir und der Wahrheit steht. Du wirst wandern und mich suchen, mühsam, weit! Ich aber bin tief, tief in meinem liebsten Quell. Und eines Tages wirst du diesen Quell finden — und an jenem Tage wird uns nichts mehr trennen! Lebe wohl, lebe wohl! Mir ist wehe wie dir!" ...

Die Nacht verging ... Im ersten Frührot zerfloß die Waldfee in Licht, glitt weinend aus seinen Armen, ward ein Gewölk, löste sich auf mit langhin verhauchendem, wehevollem Seufzer ... „Lebe wohl!"

Auf dem Felsen saß er allein. Er stützte den Kopf in beide Hände, starrte mit nassen Augen hinab in die leere Welt.

In großer Pracht ging rund umher der Tag auf. Die Waldung erhob sich aus ihrem Schlummer und rauschte gewaltig. Wagen fuhren wieder ins Tal; Menschen zogen jodelnd in ihre Berge; das Land leuchtete weit hinaus im erquickenden Tau, den die wundertätige Nacht gespendet hatte.

* * *

Er zog aus, wanderte und suchte — mühsam, weit! ...

Er durchforschte die Natur und durchforschte den Geist. Er durchwanderte mit immer blasserem Gesicht Welt und Büchereien und fragte immer dringlicher nach dem Unerreichbaren. „Weiß einer von euch, Nachbarn, wo das Höchste, das Liebste in einem Quell wohnt, in einem singenden Quell?" Sie lächelten und fragten zurück: „Sage uns zuvor, Fremdling: was ist das Höchste, was ist das Liebste?" Er fragte, ob sie Kundschaft hätten von der verschollenen Stimme der Vollmondnacht, von der vergessenen Königin der Schöpfung? Kein Zeitgenosse hatte von solch wunderlichen Dingen Kunde; sie zuckten die Achseln und hasteten dann eilends weiter, um die verlorene Zeit einzuholen.

Er aber zog sich zurück und ward einsam...

Doch eines Tages kam seine Stunde! Eines Tages fand er den Quell, fand er aller Poesie und Melodie heilige Wohnung, fand er Melusine!

Er ging eines Abends nach strenger, treuer Arbeit langsam und still einen Waldweg hinauf. Über dem Tal sah er gedankenvoll einen Felsen ragen, der in die Luft hing wie jener unvergeßliche Zackenfels von ehedem — — da blieb er jählings stehen, erschüttert vom Gedanken der Erkenntnis, getroffen wie von einem Schlag. Er griff ans Herz. Deutlich war da drin eine Stimme, eine ganz nahe, leise Stimme, wundersam süß, wonnevoll wohlbekannt!

„Melusine —?!"

„Ja, ich bin's."

Tränen brachen aus des Wanderers heißen Augen. Er mußte sich am Baum stützen, ermattet von jahrelanger Arbeit, zitternd von der Freude des Fundes.

„Ich hab' dich gesucht ein Jahrzehnt und mehr! Bist du denn nun bei mir, Melusine?!"

„Immer war ich bei dir, Trauter!"

„Aber du sagtest doch —"

„Daß ich in meinen liebsten Quell versinken müsse — —"

„Und dein liebster Quell —?"

„Fragst du noch, du liebster Tor?!"

„So bist du nur verschwunden, um — —"

„Um in dich einzusinken! Deinen Armen entglitten, um in deinem Herzen lebendig zu werden! Hast du mich denn nicht gehört, wie ich pochte, wie ich sprach? Und du horchtest nur nach außen und konntest nicht stille sein! Nun aber hast du mich erhorcht! Nun bin ich wahrhaftig und ewig dein! Und nie mehr scheid' ich von dir, bis deine Seele die Felsenkammer deines Körpers verläßt, in der wir nun beide wohnen, du und deine Waldfee, eins für immer, für ewig!" . . .

* * *

Als dieser glückselige Quellfinder aus den Bergen herabkam, blieben die Leute vor Verwunderung stehen, riefen sich leise zu und sagten: „Seht ihr ihn, wie sein Gesicht strahlt? Was horcht dieser Mann in sich hinein und lächelt dann wieder aus sich heraus? Bringt er ein Geheimnis mit aus unseren Wäldern?"

Goethes Einsamkeit

Wenn ich manchmal zu lang im Schneckenhause
sitzen sollte, so klopfe freundlich an der Türe an!
Goethe an Jacobi, 1788

Und Christiane Vulpius? Bedeutet sie nicht einen Rückfall nach der Geistigkeit der Frau von Stein und den geselligen Formen des Hofes? . . .

Nach Iphigenie und Tasso folgten die Römischen Elegien. „Angenehm häuslich-gesellige Verhältnisse geben mir Mut und Stimmung, die Römischen Elegien auszuarbeiten und zu redigieren" (Annalen). Korona Schröter, die Edelgestalt, war längst der erfahrenen Frau von Stein gewichen und starb später einsam und vergessen in Ilmenau. Christiane, das einfache Mädchen, das nichts zu bieten hatte als vollblühende Natur und Sinneseinfalt, zog in Goethes Haus ein. Sie stand eines Tages in seinem Garten, ein hübsches Kind, „von naivem freundlichem Wesen, mit vollem, rundem Gesicht, langen Locken, kleinem Näschen, schwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen, tanzlustigen Füßchen" (Riemer). Sie hat sich nicht viel widergespiegelt in seinen Dichtungen, sie geleitete ihn nicht merkbar durch geistige Sphären: sie war seinem Erdenwallen eine gute Haushälterin. Sie lebte „wegen dem Geh. Rat (wie sie ihn zu nennen pflegte) oft sehr in Sorge. Er ist manchmal ganz hypochondrisch, und ich stehe oft viel aus, doch trage ich alles gerne, da es ja nur krankhaft ist . . . ich glaube gar, er wird wieder einmal recht krank . . . Der Geh. Rat hat nun seit einem Vierteljahr fast keine gesunde Stunde gehabt und immer Perioden, wo man denken muß, er stürbe . . . Sie können sich denken, wenn ein so unglücklicher Fall käme, und ich so ganz allein stände, wie mir zumute wäre. Ich bin wahrhaftig ganz auseinander." So schreibt sie in Briefen. Und an ihrem Sterbebett (1816) sank der Staatsminister und Geheimrat in die Knie, weinte und rief: „Du sollst, du kannst mich nicht verlassen!"

Man muß dieses verwickelte Kapitel in Goethes Leben mit besonderer Vorsicht lesen.

* * *

Im Junozimmer des Goethehauses zu Weimar steht als kolossales Gebilde der Kopf der Juno Ludovisi. Es wirkt erhaben und beruhigend zugleich.

Es scheint kühl wie Goethe selber, dieses Marmorkunstwerk, solang man das Antlitz oberflächlich in Augenschein nimmt. Klare Stirn, maßvolle Ruhe, weiche Rundungen, eine abschließende Haarkrone, die das Gefühl satter Geschlossenheit vermehrt — und hinter der königlich-herben Hoheit dennoch um den Mund herum eine warme, verlangende Fraulichkeit.

Sind sie wirklich kalt, diese Künstler und ihre Marmorgebilde? Ich meine: nein; wir wissen vielmehr: es ist ein heißherziges Empfinden im Griechentum; aber die Empfindung ist gebändigt, geklärt, ausgeglichen durch Maß und Strenge.

Welche gesunde Sinnlichkeit quillt aus dem scheinbar so objektiven Homer! Welche Eindringlichkeit, welche Anteilnahme, welche wohlig-übertreibenden Beiwörter und Schmückwörter im marmorhaft gleichmäßigen Bau des Hexameters! Der „großgesinnte, edle, leidengeübte, erfindungsreiche Odysseus, die schönen, goldenen, ambrosischen Sohlen, die ungeheuren Gewässer, die entsetzliche Woge, die fürchterlich sausende Windsbraut, ein hohes, steiles, schreckliches Wassergebirge, der gewaltige Küstenerschütterer, die Wut naßhauchender Winde, das glückliche Land der götternahen Phäaken" ——! Alles ist bei Homer belebt und durchwirkt von Göttern, die in die Handlung eingreifen: aus den Fluten taucht Leukothea, über die Wasser von Ägypten her fährt Poseidons Gespann, Athene naht ihren Helden in der Gestalt guter Freunde. Die Welt ist diesen empfindenden, seherischen, verklärenden Menschen mit Recht voll Gottes, voll Götter — fast hätt' ich hinzugefügt: voll Elfen, voll Engel!

Der herbe Äschylos in seinem „Orest" ist so heißblütig wie nur je der Dichter des „Hamlet"; man muß durch die Form hineinhorchen in dieser Dichter Seelen.

Carlyle hat dies feine Gehör für den „ruhigen" Goethe. Er schrieb einem Freunde: „Eines Tages werden Sie einsehen, daß dieser son-

nig dreinschauende, freundlich-höfliche Goethe in sich verschleiert ein Prophetenleid trug, tief wie das Dantes. Und mir und Ihnen muß es nur um so edler erscheinen, daß er es so niederhalten konnte. Ich glaube vor allem dies: kein Mensch kann so sehen, wie er sah, der nicht gelitten und gekämpft hat, wie selten ein Mensch es getan."

Carlyle hatte keltisches Blut in sich, er war zornblütiger und wuchtiger und ist, weil er mehr Ethiker als Künstler war, nie zu Goethes Plastik durchgedrungen. Aber er verstand, liebte und verehrte den Altmeister gerade darum als „den einzig gesunden Geist, der seit Generationen in Europa erstanden". Es ist der Kern von Goethes Lebensweisheit und Selbsterziehung, wenn Carlyle an Emerson schreibt: „Es ist nicht eine Ihrer geringsten Eigenschaften, daß Sie so ruhig warten können und die Jahre ihr Bestes tun lassen."

Ruhig warten können? Es liegt zwar nicht für den gleichmäßigeren Emerson, aber für Goethes buntfarbiges Empfinden und Gestalten in diesen drei Worten eine ungeheure Lebensarbeit. „Tätig warten können" — ja, durch Tätigkeit die Welt überwinden: das hätte die Sache richtiger ausgedrückt.

* * *

Die Wirkungen zwischen Mann und Weib, zumal wenn jener eine empfängliche Künstlerseele ist, sind Geheimnisse der Natur. Wir kommen ihnen nie auf den Grund.

Aus Augen und Atem zweier Menschen verschiedenen Geschlechts, die aufeinander gestimmt sind, geht ein Strahlenwerk hin und her, teilt sich dem ganzen Körper und Wesen mit, beschwert die Betroffenen mit einer fast spürbaren Substanz, die nicht abzuschütteln ist. Magnetisch ziehen sich zwei Liebende an; ein leiser Druck der Hand durchströmt den Organismus. Sie haben ein Geheimnis miteinander, diese beiden, ohne sich je ein Wort verraten zu haben. Zwei rätselhafte Kräfte ihres Wesens verlangen zärtlich und stürmisch zueinander. Es ist eine Elektrizität zwischen ihnen zur Entfaltung gekommen, deren Tragweite nicht abzusehen ist. Das Mädchen mag noch so „geistig unbedeutend" sein, du magst ihre Untugenden noch so beredt aufzählen — der Vorgang dieses Ineinanderüberspring-

gens zweier Funken ist unerschütterliche, beunruhigende, beseligende Tatsache.

„Was findet er nur an ihr?" fragt man sich dann verwundert. „Was mag dies Weib ihrem Gatten sein?"

Freunde, das kann niemand von uns wissen. Das erfahren und erleben nur die zwei Beteiligten. Es sind Geheimnisse der Natur — und nicht bloß der Natur: es sind ebenso Geheimnisse des unendlichen Geistes, der unergründlichen Seele.

Wenn ein Goethe derart festgehalten wurde im Strahlenkreis einer Christiane, so muß wohl etwas, was ihn ergänzte und wessen er bedurfte, in diesem Mädchen wirksam gewesen sein. Wir müssen es den Beteiligten überlassen.

* * *

Aber warum hat der Minister, der sonst so Formen achtende, nicht auch hier die Form gewahrt und sich über die Liebe zu Christiane hinübergerungen? Warum gab er Anstoß und nahm sie in sein Haus? Wirkte hier die römische Geliebte Faustine nach?

Er hat Faustine beim zweiten römischen Aufenthalt, nach der Rückkehr aus Neapel und Sizilien, kennen gelernt. „Müde war ich geworden, nur immer Gemälde zu schauen", heißt es in den „Venez. Epigrammen": „nach lebendigem Reiz suchte mein schmachtender Blick." Und Ähnliches deutet der „Bericht" (Januar 1788) an: „Man wird zugestehen, daß eine große Anstrengung gefordert ward, sich gegen so vieles aufrecht zu erhalten, in Tätigkeit nicht zu ermüden und im Aufnehmen nicht lässig zu werden." So kam er zu der sinnenfrischen römischen Freundin Faustine.

Zu dieser Frische wollten nun aber die oft verdrießlichen Heimatbriefe der Frau von Stein „von Zahnweh und andren Übeln" nicht mehr stimmen.

Das Herz tut uns weh, wenn wir der vereinsamten Frau von Stein gedenken. Ich kann nie ohne Bewegung den entscheidenden Abschiedsbrief vom 1. Juni 1789 lesen, worüber die Empfängerin nur ein „Oh!!!" geschrieben hat. Wir erkennen den sonst so abwartenden und dann erst seine Worte prägenden Goethe hier gar nicht wieder: er schreibt in anfechtbarster Logik und Psychologie, ohne Gefühl dafür, daß jedes Wort unsäglich schmerzen mußte.

Nach den leuchtenden Briefchen von einst, jenen Tauperlchen — welch ein poesieloser Gegensatz!

. . . „Leider warst Du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig: daß die Art, wie Du mich empfingst, wie mich andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herdern, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer" [aber, kann man hier verwundert fragen, Goethe war ja zwei Jahre lang weg gewesen! wollt' er denn schon wieder fort?], „ich blieb um der Freunde willen, wie ich ihretwillen gekommen war, und mußte mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Teil an den Menschen usw. Und das alles, ehe von einem Verhältnis die Rede sein konnte, das Dich so sehr zu kränken scheint.

„Und welch ein Verhältnis ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?" [Wir schreiben ein ‚Unglaublich!' an den Rand! Das an Frau von Stein, seine Lotte von einst!]

„Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der mir näher ist, ob ich unteilnehmender, weniger mitteilend, untätiger für meine Freunde bin als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre. Und es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu Dir das beste, innigste Verhältnis verloren haben sollte."

Abermals: Unglaublich!

„Aber das gestehe ich gern: die Art, wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen, wenn ich mitteilend war, hast Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde tätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast Du kontrolliert, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorsätzlicher Laune von Dir stießest.

„Unglücklicherweise hast Du schon lange meinen Rat in Absicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die Deiner Gesund-

heit höchst schädlich ist. Es ist nicht genug, daß es schon schwer fällt, manche Eindrücke moralisch zu überwinden, Du verstärkst die hypochondrische quälende Kraft der traurigen Vorstellungen durch ein physisches Mittel, dessen Schädlichkeit Du eine Zeitlang wohl eingesehen und das Du, aus Liebe zu mir, auch eine Weile vermieden und Dich wohl befunden hattest. Möge Dir die Kur, die Reise recht wohl bekommen!" ...

Wir erkennen unseren großen, milden und gerechten Goethe nicht wieder. Nur Vorwürfe, nur Abwehr! Und Zumutungen einer Toleranz, die wir nicht für möglich gehalten hätten. Wenn man sich in die Gemütsverfassung der Frau versetzt, die solchen Brief empfangen hat — wie muß es in ihr aufgeweint, aufgeschrien haben vor Weh und beleidigter Frauenwürde!

Aber dann beginnen wir zu fragen: Wirft denn aber ein Mann von Selbsterziehung, wie der vierzigjährige Goethe, aus bloßer Laune solches Schreiben hin? Müssen sich da nicht ungewöhnliche Verstimmungen angestaut haben? Und wir fühlen allmählich eine Tragik heraus, die weitab liegt von dem üblichen „Schuld" oder „Unschuld", eine Tragik für beide Teile.

Es lag eine poetisch umhüllte und mit Anmut verschönte Tragik von vornherein keimhaft in diesem Herzens- und Phantasiebund. Die sieben Jahre ältere Ehefrau mit ihrem freilich nicht sehr um sie bekümmerten Gatten und ihren sieben Kindern (wovon vier gestorben waren), hatte eine wohlangefüllte Welt um sich; wenn sie gleichwohl Geist und Seele genug übrig hatte, den Dichter der „Iphigenie" und des „Tasso" hinaufzuerziehen aus Sturm und Drang in das, „was sich ziemt", in edle Form, in feine Sitte, — so war das ein so frauenhaft hehres Werk, daß ihr die Jahrhunderte dafür dankbar sind.

Doch dieses Werk mußte sein Ende finden. Schon die Tatsache der Flucht Goethes nach Italien und dann erst recht die zweijährige Einspinnung in die Welt des Südens beweisen, daß Goethe den Weimarischen Kreis zur Genüge durchlaufen hatte und nun nach Neuem Ausschau hielt, der immer suchende Faust, um es umzusetzen in geistigen Besitz. Nun kam er zurück, voll von bedeutenden Ausblicken in andere und weitere Kulturen, kam zurück in das enge

Weimar, das „große Dorf"; kam aus unbekümmerter Künstlerfreiheit heim ins Ministerium, in Hofgesellschaft, in Vorurteile. Er war gewachsen in den zwei Jahren, er hatte seine Flügel gebreitet — und die zu Hause waren nicht mit ihm gewachsen und konnten nicht mehr mit ihm fliegen. Und so brach die geheime Tragik offen aus.

Auch jetzt noch wollte die liebende Frau festhalten, was sich in bisheriger Form nicht mehr festhalten ließ, weil die Entwicklung darüber hinausgegangen war. Und doch war nun einmal grade jetzt — schon in den zwei Jahren hatte sie Zeit gehabt, sich seelisch darauf vorzubereiten — der schwere Augenblick gekommen, wo sie sich sagen mußte: „Will ich ihn behalten, so muß ich ihm entsagen." Und der schwerere Augenblick: „Will ich seinem Werden und Wachsen auch in Zukunft förderlich bleiben, so muß ich selber nun, ich, seines Herzens Vertraute, unter Ausstreichung meiner Person, ihm in einen gefestigten Herzens- und Ehebund hinüberhelfen."

Zu solcher heroischer Freundschaftstat gehört ein ungewöhnlich großes Herz und ein wahrhaft freier Geist. Ein begehrend Weib besitzt dazu weder Kraft noch Einsicht. Die Ahnung, daß sie den Großen nicht mehr persönlich festhalten könne, drängte sie vielmehr in Angst, Kleinheit, Eifersucht hinein — und so verlor ihn die Ärmste erst recht.

So geschah hinter ihrem Rücken jene verhohlene „Gewissensehe", deren Form und Art wir alle schwer verstehen. Goethe begab sich damit bewußt in Selbstverbannung. Und so brach im Jahre der französischen Revolution, die den Dichter so erschreckend an die Zerbrechlichkeit irdischer Dinge gemahnte, ein zwölfjähriger Herzens- und Phantasiebund zusammen, der so viel Ewiges der Welt gespendet hatte. Goethe war von nun ab einsam.

Ja, in tiefsten seelischen Dingen war Goethe von nun ab einsam. In seine innerste Welt hatte weder Schillers anregende, Dunkelheit und Zaudern überwindende Freundschaft noch Christianens Erdenschwere Zutritt. Seine bekannte Zurückhaltung, seine Scheu, innerste Gefühle zu zeigen, seine zugeknöpfte Steifheit, womit er zwischen sich und seinem Umkreis einen vornehmen Abstand walten ließ — sie datieren von diesem Jahre ab, als der vierzigjährige

Mann aus der Weite heimkehrte und sich, unverstanden und durch jenes Liebesverhältnis Befremden erregend, in eine tätige Enge einsperrte.

* * *

„Rom in Thüringen" überschreibt Goedeke diese Einkapselung des großen Künstlers. Wir müssen noch ein wenig verweilen, es ist ein unerschöpflicher Stoff.

Schon zur Zeit der italienischen Flucht war der Dichter der „Iphigenie" zu einem Höhepunkt menschlicher Klärung emporgereift. Es waren die lichten, stillen Tage von Ilmenau und Schwalbenstein — wo er sereno die, quieta mente an „Iphigenie" geschrieben —, Tage, die uns sehr lieb sind, weil sich ihre Innerlichkeit in so klare Form, in so gute Weisheit geprägt hat. Nun trat, wie gesagt, ein Stocken ein. Warum?

Wären wir Deutschen in unserer Gesamtkultur damals bereits weiter entwickelt gewesen, statt der moralisierenden Schöngeisterei, des wissenschaftlichen Dilettantismus, der politischen Unreife jener kleinstaatlichen und absolutistischen Epoche: glaubt man wohl, daß sich unser empfänglichster Geist, unser Goethe, mit solcher Einseitigkeit zwei Jahre lang in italienische Kunststimmungen eingelebt hätte? Unsere rückständige Gesamtkultur hat jenen Bruch und jenes Stocken verursacht. Wir hatten kein Reich, an dessen Kultur unsere bedeutenden Köpfe umfassend arbeiten konnten; wir hatten keine weitreligiösen Horizonte; nur Mystik oder Rationalismus gediehen; das einzig Große war vorerst die Kantsche Philosophie und das friderizianische Preußentum. Gemeinsame Kulturideale mußten der deutschen Menschheit erst wieder gefunden werden.

Dazu brach unmittelbar nach Goethes Rückkehr die französische Revolution aus und bedeutete das Anbrechen eines politischen Zeitalters: die französische Revolution, die ihn mehr „widrig" als furchtbar berührte, deren Vorzeichen ihn schon im Jahre 1786 (Halsbandgeschichte) derart aufgeregt hatten, daß er seinen Freunden als „wahnsinnig" erschienen war. Die verdumpfte Welt des Absolutismus sah diesem Hexenkessel zu, ohne viel Gegenwirkung, bis in Napoleon der Weststurm über Europa brauste und un-

seren unhaltbaren Verhältnissen ein „Jena" nach dem anderen bescherte.

Der Minister eines Kleinstaats, ein Minister, der zugleich großer Dichter und Künstler war, konnte nur zwei Dinge wählen, die sich überhaupt, und bei Goethes Natur erst recht, schwer vereinigen ließen: er konnte mit politischem und reformatorischem Temperament als Staatsmann in die ungeheuer schwierige Gestaltung der äußeren Dinge eingreifen, wie es sich nachher Männer wie Stein, Arndt, Blücher, Friesen und derlei Charakterköpfe zur Lebensaufgabe setzten, deren stattliche Reihe erst durch das Genie Bismarcks abgeschlossen ward — oder er konnte sich so erschütternder, den ganzen Mann verzehrender Tätigkeit beizeiten entziehen und inzwischen den Deutschen als künstlerischer Bildner eine stille Geisteswelt erbauen, die solche Absonderung mit sich brachte.

Fast symbolisch halfen äußere Umstände dieser Naturanlage Goethes nach. Der Name Merck erinnert uns an die frischen Zeiten von Straßburg, Frankfurt, Wetzlar, als die Freunde unter Herders Anregung für Shakespeare, Homer, Ossian, Volkslied schwärmten, als der Stürmer und Dränger den kraftvollen „Götz" schrieb. Damals war noch so etwas wie Nationalliteratur in volksmäßigem Sinne zu erhoffen. Nun, Merck geriet just in diesen Heimkehrjahren Goethes immer mehr mit dem Dasein in Konflikt und erschoß sich 1791. Auch Herder entfremdete sich dem Dichter mehr und mehr: das Humanistisch-Ethische wuchs im Hofprediger stärker als das Künstlerische; zugleich blieb Herder seiner nationalen und gemüthaften Richtung treu. An wie manchem Werk der nun anbrechenden antikisierenden Periode — vor allem an den Römischen Elegien — nahm Herder Anstoß! Der neue Hausfreund Meyer (der „Kunst-Meyer") gewann, bezeichnend genug, Goethes Herz besonders durch seine einseitige Vorliebe für die bildende Kunst.

Goethes Briefe aus dieser Zeit spiegeln seine Vereinsamung und sein Unbehagen wider: „Ich bin hier fast ganz allein. Jedermann findet seine Konvenienz, sich zu isolieren" . . . „Warum bin ich doch zurückverschlagen!" . . . „Ich kann und darf nicht sagen, wieviel ich bei meiner Abreise von Rom gelitten habe, wie schmerzlich

es mir war, das schöne Land zu verlassen" . . . „Ich kann eine leidenschaftliche Erinnerung an jene Zeiten nicht aus dem Herzen tilgen. Ich fühle nur zu sehr, was ich verloren habe, seit ich mich aus jenem Elemente wieder hierher versetzt sehe" . . . „Der Hauch, der mir von Süden kommt, ist mir immer erquicklich, wenn er mich gleich eher traurig macht als erfreut." So quillt es nach seiner Heimkehr immer wieder auf.

Die Deutschen hingegen: „Von Kunst hat unser Publikum keinen Begriff . . . Die Deutschen sind im Durchschnitt rechtliche, biedere Menschen, aber von Originalität, Erfindung, Charakter, Einheit und Ausführung eines Kunstwerks haben sie nicht den mindesten Begriff. Das heißt mit einem Worte: sie haben keinen Geschmack. Versteht sich auch im Durchschnitt. Den roheren Teil hat man durch Abwechslung und Übertreiben, den gebildeteren durch eine Art Honettetät zum besten . . . Was ich unter diesen Aspekten von Ihrem Theater hoffe, es mag dirigieren wer will, können Sie denken." Und an anderer Stelle schreibt er, gleichfalls an Reichardt: „Ich schreibe jetzt wieder ein paar Stücke, die sie nicht aufführen werden, es hat aber nichts zu sagen: ich erreiche doch meinen Zweck durch den Druck, indem ich gewiß bin, mich auf diesem Wege mit dem denkenden Teil meiner Nation zu unterhalten, der doch auch nicht klein ist."

„Mit dem denkenden Teil meiner Nation" . . . Das klingt getroster. Diese Stimmung trostvoller Resignation gilt von nun ab für Goethes stille, aber weite, tiefe und feine Lebensarbeit.

Abendgespräch mit einer Mutter

Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch wen'ger eine Zeit;
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit.
Die Mütter sind es!
Faust

Wie schön ist die Helle, unter der wir endlich wieder einmal als gute Kameraden wandern!... Abendspaziergänge hab' ich besonders gern. Es ist, als öffnete sich nun das Weltall, das tagsüber verhängt war. Man fühlt sich im Angesicht der Unendlichkeit, und die Worte werden unwillkürlich gedämpfter. Geht es Ihnen nicht ebenso?

— „Ja, besonders heimziehende Vögel mag ich so gern. Sehen Sie, wie hoch und still der Schwarm dort durchs Abendgold fliegt! Es sind nur schwarze Pünktchen... Und immer streben sie der Sonne nach!"

— Wer mit ihnen fliegen könnte!

— „Fliegen zu können! Wie oft würden wir aus unserer Enge auffliegen, grade wir Frauen!"

— Aber wieviel öfter würdet ihr wohl wieder in die traulichen Saaten hinabnisten, grade ihr Frauen?

— „Das mag sein. Wir könnten's wohl nicht lang aushalten vor Heimweh nach den Kindern, die uns anvertraut sind. Männer sind besser dran, als wir Frauen und Mütter. Ihr seid Welteroberer."

— Männer? Ich kenne genug Männer, die in Amt und Alltag verknöchert sind. Ist das nicht schlimmer?

— „Das wohl. Aber Männer, mein' ich oft, gehen mit weniger Gefangenschaft durch den Haushalt der Natur. Wir Frauen sind zu reichlich mit Stoffen der Erde bedacht: wir müssen ja Leib und Geist unsrer Kinder nähren und wärmen. Wie reizbar und gespannt ist die Elektrizität unsres Körpers, wie zittert sie leicht! Heute jauchzen wir himmelhoch, morgen kränkeln wir wieder. Man kann oft

wahrhaft niedergeschlagen sein über die Stimmungsunterschiede, die in uns sind! Wir sind viel bemitleidenswertere Gefangene unsres Körpers als ihr Männer. Ich hab' in meiner Jugend immer ein Junge sein wollen — und nur die unsagbare Liebe zu meinen Kindern hat mich mit meinem Geschlecht ausgesöhnt. Wie hab' ich meine Kleinen lieb! Es ist ein wunderbares Fadengewebe zwischen Mutter und Kindern! Alles verbleicht, glauben Sie mir, neben der Macht des Muttergefühls. Von diesem seligsten Glück habt ihr Männer gar keine Vorstellung. Und diese Kraft ist auch in Frauen, die noch nicht oder überhaupt nicht körperlich Mütter sind, wenn sie nur Liebe haben."

— Recht so! Aber nun lassen Sie mich fortfahren! Dieser Vorrat an nährenden und wärmenden Stoffen, dieser Drang zur Mütterlichkeit, den Sie vorhin als beschwerend beklagten, gibt er euch Frauen nicht die köstlichste Eigenschaft? Verklären Sie uns nicht damit die Welt, wenn diese Kraft richtig entwickelt ist? Erwärmen Sie nicht jeden, der in Ihren reinen, lichten Bezirk tritt, nicht bloß Ihre Kinder? Ist diese himmlische Sonnengabe nicht etlicher Betrübnis wert?

— „Wahrlich, das ist sie! Alles könnt' ich hingeben, alles dulden für das Glück und Gedeihen meiner Kinder!... Aber sehen Sie, ich kann ein Gefühl von Minderwertigkeit nicht ganz los werden — verstehen Sie mich wohl: — dem Manne verdanken wir ja die Mutterschaft mit all ihren Segnungen, Wonnen und Leiden. Und das will manchmal meinem Hochmut nicht recht ein. Ich fühle mich gern als Königin, in gutem Sinne, Sie verstehen mich recht, nicht wahr — und kann doch das Gefühl nicht bezwingen, daß ja ihr Männer die Könige seid und wir nur Dienerinnen, allenfalls Verwalterinnen."

— Erlauben Sie mir eine Gegenfrage: Sind die Funken Kinder des Stahls oder des davon berührten Steins?

— „Nun, ich denke aller beider."

— Ganz recht! Echte Frauen und echte Männer — negative und positive Elektrizität! Sie gehören zusammen und wirken gleichwertig als Ganzes. So will's der Haushalt der Natur; so will's der Haushalt der Seele und des Geistes. Immer wieder üben wir

Männer ja gerade durch euch Frauen und Kinder das Talent der Liebe zur ganzen Welt — und umgekehrt ihr durch uns. Durch liebend geöffnete Herzen strömt dem Kopfe leichter Weisheit zu — und dem weisheitgeleiteten Willen Stärke. Unser Organismus ist erwärmt, er sendet nun überhaupt stärkere Strahlen aus, er zieht alles Edle mit Fangarmen wieder an sich, er scheidet aus das Unbrauchbare, er behält das Fördernde. Das geniale Sprechen mit „leerer Luft", das Sie als Kind so sehr liebten, das geniale Empfinden der Nähe guter und großer Geister, das Streicheln der Blumen und dieser großen Stengelpflanzen, der Waldbäume — von wem haben wir die Entflammung dieser seherischen und künstlerischen Kraft, wenn nicht von euch Frauen und Kindern?!

— „Ihr vergeistigt das, darum wird diese Gabe wertvoll. Aber wir Frauen greifen oft kindlich und töricht nach den Dingen selber, wir wollen oft greifbar besitzen, was wir liebhaben, eben weil bei einer seelischen Freude unser Körper so lebhaft mitschwingt. Dem Evangelium sogar gilt gar leicht unsre Liebe nur dann, wenn uns der Evangelist lieb ist. Ein ‚Der' ist uns nun einmal faßlicher als ein ‚Das'. Wir können dies ‚Das' weder schauen noch hören noch liebhaben — es ist uns zu farblos — — ach nein, lassen Sie gut sein! Wir sind Gefangene der Eindrücke!"

— Nicht nur Sie: jede künstlerische Natur! Ich meinesteils habe zeit meines Lebens aus Grammatik und Regeln wenig gelernt, aber ein einzig Beispiel machte mir die Sache faßbar und lebendig. Das Höchste und Heiligste kann nur unter Beihilfe der Sinne in sichtbare Erscheinung treten. Lassen Sie uns groß genug sein, den Mißbrauch der Sinne zu fürchten und zu verachten; aber lassen Sie uns größer sein, und die wohlgebrauchten Sinne achten!

— „Ja, da haben Sie recht. Es lähmt uns in unsren heiligsten Kräften, wenn wir heut' überall so schändlich die Sinne mißbraucht sehen. Liebe — es gibt nichts Heiligeres! Mutterschaft — es ist für uns der Inbegriff alles Erlebens! Und wie ist das alles unrein geworden, in Kunst und Literatur und Leben! Mir schnürt sich das Herz zusammen, wenn ich denke, ich soll meine anschmiegsamen, so vertrauensvollen Mädchen, meine unschuldigen Lockenköpfchen, von denen ich mich kaum einen Tag trennen mag, hinauslassen in diese

unsaubere Welt. Was für verzerrte Menschen laufen da herum, was für verzerrte Sachen schreiben und malen und tun sie! Mutterschmerzen sind etwas Furchtbares, mein Leben hing zweimal nur noch an einem Fädchen — aber der Schmerz, Häßliches und Gemeines wehrlos mit ansehen zu müssen, tut unsäglich viel mehr weh. Als lachendes Kind zog man einst hinaus und war allen Menschen gut — und als verstörtes Kind steht man oft am Wege und verlangt wieder heim, den stillen Abendröten nach, wie vorhin die heimfliegende Vogelschar."

— Ich kann Ihnen nur sagen: ich knirsche, wo Sie weinen, und schüttle die Fäuste. „Wehe der Welt, der Ärgernis halben! Es muß ja Ärgernis kommen, doch wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt!" Wer dieser Geringsten einen, diese Kinderseelen, diese Frauengemüter, diese Königinnen im Gewande der Hausfrau und Mutter ärgert, — dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist!... Sie kommen sich als „Gefangene" vor, verehrte Frau, trotz Ihres reinen häuslichen Glückes: wir alle sind Gefangene. Aber wir sprengen die Ketten, die uns Entartung und Verzerrung rund herum angelegt haben; wir führen die Königin wieder auf ihren Thron, die Priesterin wieder in den gereinigten Tempel: die Frau und Mutter wieder auf ihren Ehrenplatz. Verlassen Sie sich drauf!

— „Königinnen, ja, das sollen wir sein und Priesterinnen! Einst haben Priesterinnen zwischen Gott und den Menschen vermittelt, wenn uns doch das überall wieder möglich würde, im Haushalt, an den Kindern, an Freunden des Hauses! Ist es nicht ein frauenhaftes Amt? Ich spüre so viel Kraft in mir, Gutes und Schönes zu spenden! Die Welt vergolden und verklären, wie dieser Abendhimmel alle Hügel und Häuser verklärt —! So möcht' ich Menschenseelen verklären!"

— Ja, das ist das rechte Frauen- und Künstleramt! Nicht nur die Seherinnen in Delphi oder die Priesterinnen der Tempel waren Frauen: auch die Musen und Grazien sind Frauen; sie bringen uns Poesie, wir formen nur ihre Gaben. Wollen Sie noch betrübt sein? Euch ist Tiefstes anvertraut. Ihr kommt mir oft vor wie

Pforten der Unendlichkeit. Ihr laßt aus den Tiefen der Ewigkeit das Leben überhaupt in die Welt ein. Ungeheure Lebensmöglichkeiten liegen hinter euch — ein Funke von uns, und eine dieser Möglichkeiten springt auf ein Weilchen hervor, in sichtbarer, geformter Masse: ein Mensch. Mehr als das: ein Geist, unendlich und unsterblich wie wir, ein Geist, vielleicht ein Genie, durch das Milliarden von Ideen und Gesichten fluten und die Welt bereichern, ein Gedanke und Sendling Gottes... Gottes, der hinter und über uns allen steht, der in uns allen schaffend pulsiert, von dem auch wir beide gleichwertige Teilchen sind, ob Mann oder Weib. Es ist das Wunder aller Wunder: das Leben!

„Wohin der Weg? — Kein Weg! Ins Unbetretene,
Nicht zu Betretende; ein Weg ans Unerbetene,
Nicht zu Erbittende! ...
Gestaltung, Umgestaltung,
Des ew'gen Sinnes ew'ge Unterhaltung" ...

Zu den „Müttern" stieg Faust hinunter! Und damit zu alles Lebens dumpf-unendlichem Inbegriff... Eine Mutter ist auch die Erde selbst, auf der wir gehen: die Sonne ist der Mann, der den Funken wirft. Wohl durch das ganze All hin ergänzt und belebt sich Männliches und Weibliches zu dem Wunder des Lebens — auch im Reich des Geistes... Wenn man solchen Fragen nachhängt, so wächst ein Gefühl immer mächtiger hervor, über alle anderen hinaus: Ehrfurcht vor dem Wunderbaren, durch das wir hienieden nur ahnend dahinwandeln. Das möcht' ich den Menschen sagen dürfen!...

— „Ja, Ehrfurcht! Und Dankbarkeit! Dankbarkeit, daß wir es ahnen dürfen, so viel Schönes, so viel Hohes! Ich könnt' in solchen besten Stunden immer nur dankbar sein — für alles, auch für die Schmerzen meines Lebens!"

— Erst recht für Schmerzen! Hat man erst einmal diese beste Kraft aller Kräfte: Dank auszuteilen sogar den Widerständen, die uns ja nur erzogen haben, so ist das Spiel gewonnen! Was von nun ab unser Innenreich trüben will, ist machtlos. Wir sind nun wie Aolsharfen: der Wind der Welt kommt herauf und wird Melodie, sobald er unsre Saiten berührt... Und nun muß ich wieder

sagen: in dieser Kraft seid grade ihr Frauen, falls eure Gemütsmacht die Widerstände überwunden hat, viel lebensreicher als wir, obwohl wir vielleicht besseres Prägungstalent besitzen; denn ihr habt viel mehr Schmerzen als wir in Wonnen und Siege verwandelt. Und sehen Sie: darum ist es uns „weniger beschwerten" Männern erst recht eine ritterliche Pflicht und ein höchster Gewinn, vor euch das Knie zu beugen und euch in Verehrung zu dienen, ihr tapfren Frauen, ihr guten Mütter: ihr Königinnen!

— „Dienen? Nun ja denn, ihr uns und wir euch! Und wie gern dienen wir euch!"

Drittes Buch

Wartburg

Und will es euch erſchrecken,
Daß ich vom Scheiden ſprach?
So kommt doch, nehmt den Stecken
Und folgt mir nach!

Wartburg-Sonntag

Diese Wohnung ist das Herrlichste, was ich je erlebt habe, so hoch und froh, daß man hier nur Gast sein muß, sonst würde man vor Höhe und Fröhlichkeit zunichte werden.

Goethe auf der Wartburg (1777)

Um die Ränder und Zacken der Wartburg fließt einer Sommerfrühe blendend weißes Licht. Das Mauerwerk steht fest und hell auf seinem Felsen. Es ist eine männliche, eine taghelle Stimmung um Thüringens ruhmvolle Bergfeste.

Kirchenglocken schlagen in der Ferne an; hohe Wolkenstreifen wehen wie Fahnen über den Sonntagshimmel.

Schneeweiß quillt das Licht und kleidet den Sonntag in ein Festgewand. Wohlige Wärme weht über den Boden hin; sie verbindet sich mit der Frische der taunassen Erde zu einem funkelnden Dampf.

An den Wiesen erwarten uns die Grillen. Kein Wind bewegt das volle, schwere Wipfelgeschiebe, das an den Mauern der Landhäuser angelagert ruht. Morgenblank leuchten die Villen im Mariental. Die Straßen Eisenachs sind noch ziemlich still; aber man hat die Empfindung, daß heut' überall auf den Hügeln Freuden und Überraschungen warten. Und vereinzelte Jodler hallen jetzt schon aus waldigen Tiefen oder von den wunderlichen Felsgebilden des Marientals herüber...

Nun denn, ihr breiten Wände mit den Fensterbogen des Sängersaals, du Stätte des Minnesangs und ritterlicher Tüchtigkeit — sind deine Herren und Knappen, deine Sänger und Edelfrauen bereit?...

Mir ist, als wär' heute wiederum Sängerfest. Der Sänger Ofterdingen ist vor Jahresfrist im ersten Wettkampf erlegen und hat heute sein besseres Lied zu bringen — oder er verfällt dem Henker. Mir ist, als hört' ich da oben ein Türenschlagen in den Morgengemächern, ein Liedchenträllern der Kammerfrauen, wenn sie vorüberlaufen an offenen Fenstern. Und in Hof und Werkstatt ist ein

Klopfen, Scheuern und Putzen. Frau Landgräfin Sophie bewegt sich in einem Gefolge von gesitteten Sängern in lebhafter Unterhaltung aus dem Burgtor; sie wendet sich mit dem farbenblitzenden Geleit nach rechts, um auf der Höhe des Bergrückens in bewegtem Gedankenaustausch zu lustwandeln. Gräfin Mechthild tritt bald darauf aus dem Frauenpallas, mit viel leiserem Gewänderrauschen als ihre hohe Freundin, begleitet von wenigen Dienerinnen: sie geht zur Morgenandacht am Waldkreuz. Errötend geht die blasse, süße Frau, da eine Kette von Neugierigen am Tore steht und die Minnigliche züchtig grüßt. Und immer hallen aus duftiger Ferne Waldhörner, aus der Landgrafenschlucht, aus dem Annatal, von heranziehenden Festgästen.*

Knappen und Knechte, die müßigen Schelme, reiten im Stall auf den Pferdekrippen und pfeifen Schalkslieder oder treiben Possen. Einer thront umgedreht auf des Landgrafen bestem Schimmel, läßt die Beine über den Pferderücken hangen und spielt den empörten Burgherrn, wie er eben den Henker ruft; ein anderer gibt mit komischer Wildheit den Henker, einen Besen im Arm, die Rechte wie eine Tatze mit Grimassen ausgestreckt, langsam eindringend auf den lachend flüchtenden „Ofterdingen". Die Stallrotte unterhält sich köstlich. Heut' ist der zweite Sängertag: wird der Österreicher, der gestern mit dem Schiedsrichter Klingsor in Eisenach einritt, diesmal bestehen?

Den Türmer kümmert das wenig. Der sitzt auf seiner erhabenen Warte und reibt sein Messinghorn blank. Von Zeit zu Zeit hat er einen Einfall: er biegt sich mit jähem Ruck herum, greift zwischen das Gerät und hebt handfest eine Deckelkanne zum schnauzbärtigen Mund. Langer, unerschütterlich langer Zug! Heut' ist jeder neue Gast ein neuer Vorwand zum Trunk. Und am späten Lichterabend wird er auf seinem Turm sinnlos blasen und lachen und Tänze stampfen, daß sich die wackligen Bretter biegen, und wiederum blasen, umlacht von lustigen jungen Gesellen, die ihn und seine Schnurren am Sonntagabend zu besuchen pflegen...

* Man vergleiche hiezu und zu den folgenden Kapiteln meine Wartburgtrilogie (umfassend die dramatischen Dichtungen „Heinrich von Ofterdingen", „Die heilige Elisabeth" und „Luther auf der Wartburg").

Aber aus den Ulmen und Buchen und Eichen rund um die umgrünte Burg dringt ein Finkenschlagen und Amselschmettern immer froher in den wachsenden Tag. Immer buntere Festkleider umranken den Berg. Das juchheit ins belebte Tal, das zieht empor, lagert sich auf den Wiesen, hält Frühstück...

Es ist ein gesunder, reiner und großer Morgen, durch den nun ein anschwellend Glockengeläut langsam und feierlich dahinschwimmt und alle Lüfte gewaltig erfüllt. Die Glocken von Eisenach läuten, die Posaunen rufen, Ritter reiten zu Berg — dort Klingsor, daneben Ofterdingen — der Wettkampf wird beginnen! Alles strömt in den überfüllten, nach Blumen und Kränzen duftenden Burghof.

* * *

Mein Elfenvolk umfliegt mich wieder; meine Freunde nehmen mich wieder in Empfang. Jung-Elfenland aus dem Ilmtal hat den trotzigen, Ferne suchenden Flüchtling eingeholt. Und Alt-Elsaß hat in Gestalt eines liebenden, empfänglich wieder auflebenden, Sinn und Seele öffnenden Vaters dies weltberühmte Gelände aufgesucht. Wir feiern ein Fest der Freundschaft — unser ist der Tag, unser die helle Burg!

Einen alternden Vater nach vielerlei Sorgen als Sieger über so lichtumflossene Höhen zu führen: es ist die reinste Genugtuung, die ein Sohn erleben kann. Ihn, der einst mich geleitet hat, nun selber durch so viele Eindrücke zu leiten; ihm darzureichen, was ich mir mühsam errungen habe; um sein Silberhaar den Goldkranz einer verklärenden Abendröte zu legen: — nichts kommt so tiefer Freude gleich.

Dazu sind wir umflogen von gar viel Anmut. Tausendschön und Marienblümchen haben sich vom grünen Grund gelöst und laufen nun rot und weiß an den Waldwiesen entlang. Unsere Kleinen werden nicht müde, seltene Blumen zu suchen und den Gästen der Wartburg an Kleid oder Hut zu stecken. Ihre Mutter strahlt vor Glück und Dank. Wir Männer schreiten in gemächlichen Gesprächen, bleiben von Zeit zu Zeit vergnüglich stehen, wischen die feuchten Stirnen und schauen hinüber nach dem mächtigen Schattenriß der Burg oder hinunter nach dem vielfarbigen Häuserwerk von Eisenach.

Behagliche Ruhe atmet unser Gespräch. Wir freuen uns des Mittagsmahles und sind neugierig auf die Weine des Wartburgwirtes. Ich trage den Kindern die blauen Mäntelchen, und manchmal hängt sich die anschmiegsame Kleinste an meinen Arm. Auf dem Kamm warten die bequem gesattelten Reiteseln — mit Jubel schwingt sich das Völkchen darauf. So ziehen wir als des Landgrafen Festgäste ohne Hast empor. Wozu sollten wir von mittelalterlicher Poesie sprechen? Dieser Tag ist ja selber Poesie.

* * *

Bald halten wir unter Burgtor und Zugbrücke. Irmgard und ihre Schwestern springen von den Sätteln: Sonntagsvolk drängt sich auf der Brücke; die Burg ist voll Menschen, als wär' heut' wirklich ein Fest.

Und nun badet der Blick in der Pracht der Landschaft. Welche Fernsicht! Eisenach ist zwar zum Teil durch den Hainstein verdeckt, aber die wachsende Stadt drängt darüber hinaus und füllt das ganze Tal; helle Landhäuser sind auf den Waldberg hinaufgeklettert und grüßen zur Wartburg herüber wie mützenschwingende Jungen. Gleich vor uns hat sich der Metilstein vor die Ebene gelagert. Auch er trug eine Zeitlang eine Burg, in den Wirren des thüringischen Erbfolgekrieges. Aber sie verschwand ebenso rasch wieder wie die „Eisenacher Burg" am anderen Ende des Bergrückens. Die Wartburg ließ solche Nebenbuhler nicht aufkommen.

Am nordöstlichen Horizont steht wie erstorben in dieser lebendigen Landschaft der Hörselberg, kahl, lang, rötlichgrau — ein feierlich stummer Sarkophag. Dort hat Tannhäuser bei Frau Venus „im Tann gehaust". Im Tann hausen heißt aber in sechs Tannenbrettern ruhen: im Sarg. Dort war Tannhäuser lebendig tot, unerwacht zur Lebenspflicht.

Jener Berg war einst der Göttin Hulda geweiht, der unermüdlichen Frau und Mutter, der emsigen Spinnerin. Eine schwächliche Zeit hat später diese Frau und Göttin in eine buhlerische „Venus" verwandelt; und man gesellte ihr einen „Ritter" bei, der nach sündigen Lüsten im Büßerturm zusammenknickt, statt daß er sich zu Lebensstolz und Bessermachen aufrafft.

Von Norden her haucht uns der Saatenduft der schimmernden Ebene an, Sonntag, Glanz und glühende Luft!... In der Nähe ist welliges, waldbedecktes Gebirgsgelände, das durchlaufen ist von braungrünen Sommerwiesen mit ihren vielen Blumen und Rispen und Dolden; Felsen voll Heidekraut; weiche, runde Baumwipfel, die sich allerliebst anschmiegen an das fest und starr emporragende Mauerwerk der Sängerburg.

* * *

Hier sind wir im Herzen Deutschlands! Und sollte sich nicht der beste Prunksaal der Seele auftun, wenn wir durch Hof und Ritterhaus und Lutherzimmer, durch Landgrafenhaus und Sängersaal und Kapelle wandeln und deren Geschichte in uns einströmen lassen? Warum gingen Weimars Dichter an dieser unvergleichlichen Burg vorüber?

Der junge Goethe war von Weimar aus, über Stützerbach und Eisenach, einige Wochen auf der Wartburg, das Herz voll Liebe zu Frau von Stein, so daß er alle Dinge verklärt schaute, erst recht diese schon ohnedies reizvolle Landschaft.

„Hier oben! Wenn ich Ihnen nur diesen Blick, der mich nur kostet aufzustehn vom Stuhl, hinübersegnen könnte! In dem grausen, linden Dämmer des Monds die tiefen Gründe, Wieschen, Büsche, Wälder und Waldblößen, die Felsenabgänge davor und hinten die Wände, und wie der Schatten des Schloßberges und Schlosses unten alles finster hält und drüben an den sachten Wänden sich noch anfaßt, wie die nackten Felsspitzen im Monde röten, und die lieblichen Auen und Täler ferner hinunter, und das weite Thüringen hinterwärts im Dämmer sich dem Himmel mischt. Liebste, ich hab' eine rechte Fröhlichkeit dran, ob ich gleich sagen mag, daß der belebende Genuß mir heute mangelt; wie der lang Gebundene reck' ich erst meine Glieder. Aber mit dem echten Gefühl von Dank, wie der Durstige ein Glas Wasser nimmt und die Heiligkeit des Brunnens und die Liebheit der Welt nur nebenweg schaut. Wenn's möglich ist zu zeichnen, wähl' ich mir ein beschränkt Eckchen; denn die Natur ist zu weit herrlich hier auf jeden Blick hinaus! Aber auch was für Eckchens hier!"...

Wenn's möglich wär' zu zeichnen... Einige Zeichnungen nahm er in der Tat von diesem Waldberg mit. Aber die Seele der Burg, ihre Geschichte, ihre Gestalten — blieben ihm verborgen. Der Name Wartburg wird in den sämtlichen Werken des poesiefeinen Ministers von Weimar-Eisenach knapp dreimal erwähnt.

Erst gegen Ende seines sonst so vielseitigen Lebens, fünfzig Jahre nach seinem herbstlichen Aufenthalt hier oben, lernte Goethe das Nibelungenlied in Simrocks Übersetzung kennen (1827). Da freilich schrieb er die Worte: „Die Kenntnis dieses Gedichts gehört zu einer Bildungsstufe der Nation. Jedermann sollte es lesen, damit er nach dem Maß seines Vermögens die Wirkung davon empfange... Aus welchen Forderungen man wohl sieht, daß sich noch Jahrhunderte damit zu beschäftigen haben."

Inzwischen hat uns treue Forschung redlich ein Erbe nach dem andern erschlossen. Wie sind wir reich! Lebt aber das Erschlossene? Ward es ein Stück unserer inneren Welt, durchwärmt und neugebildet von heroischen Dichtern der Gegenwart?

* * *

Am östlichen Hang des Schloßberges läuft ein kleiner Pfad auf eine felsige Lichtung. Dort sitz' ich zwischen den Elfen, während die anderen Mittagsruhe halten. Übermächtig ragt zu unseren Häupten die Nordfront der Wartburg.

Elfen und Wartburg... Der Klang des Wortes Wartburg, und was alles für den Kundigen dabei anklingt, ist allzu stark und will keinen Zweiklang geben mit jenem spielenden Bild...

Es gilt Abschied nehmen, liebe Mädchen. Man ist zwar im Kinderland mit großem Gewinn ein Weilchen Gast; man legt Lasten ab und schaut, lächelnd am Rain sitzend, Kinderspielen zu. Dann aber erhebt man sich und wandert weiter. Denn wir alle wachsen: morgen bin ich — wer weiß wo; und ihr seid Hausfrauen.

Drum vergleich' ich euch nicht mehr mit Elfen; ich necke dich nicht mehr mit den Gänschen, Irmgard. Ich vergleich' euch, am Fuße dieser Burg der Kämpfe, mit Walküren. Ihr werdet, ihr künftigen deutschen Frauen, auf das Schlachtfeld des Lebens hinabeilen, ausgesandt von Gottvater, um männliche Helden in gütig-starke Arme zu nehmen.

Während Haida wilde Äpfel zurechtschneidet, um sie uns „an der Sonne zu braten", während Irmgard wilde Blumen pflückt, seh' ich im Geiste Norwegens Klippenstrand. Ich sehe den weißen Schaum an kahlgewaschenen Schären und höre den andonnernden Ozean. Und über dem Ozean fliegen wilde Schwäne. Walküren sind weißgewandig und gleiten fliegend wie die wilden Schwäne. Wenn der Schwan am Himmel zieht, ist er ein weißes Wölkchen; schwimmt er im Meer, im Spiegelbild des Himmels, so gleicht er einer weißen Schaumflocke. Wo er auch weile, er bleibt weiß — und um ihn her ist Himmel!

So zieht denn hinab, ihr drei Sonntagskinder! Ich habe viel gelernt von eurem hellen Kindersinn — und kann euch nichts zurücklassen als Worte zartesten Dankes.

* * *

Der Tag klang aus. Der Sonnenuntergang glühte langsam zu Ende, gegrüßt von unserem Schaumwein.

Indem ich mir nun zurechtlege, was sich aus der Fülle unserer heiter oder ernst gestimmten Gespräche auswählen lasse, sehe ich wieder den betagten Dorfschulmeister aus dem Wasgau, im schwarzen Sammetkäppchen und mit behaglicher Pfeife, in seiner Sofaecke lehnen. Wir haben uns im geräumigsten Wohnzimmer versammelt. Unsere offenen Fenster schauen in den beginnenden Lichterschein von Eisenach.

O Sonntags-Sommernacht auf hoher Wartburg! Die Luft ist noch immer voll Lieder; Zuruf und Lachen der Heimkehrenden hallt am Berg entlang; unsere Gläser klingen darein. Wir werden im Gasthof zur Nacht bleiben; wir haben also das Gefühl, daß wir keine Eile haben; daß die Abziehenden uns das Feld räumen und uns die nächtliche Burg überlassen. Die Züge fahren da unten hörbar durch die Ebene — aber nicht für uns. Wir sind Herren unserer Zeit.

Der greise Elsässer erzählt vom Kriegsjahr 1870. Er gesteht, wie er sich damals entschieden als „Franzose" gefühlt, obwohl unser Unter-Elsaß niemals seine deutsche Mundart verleugnet hat. Aber er bekennt zugleich, wie er sich nun wohl fühle in den Anregungen

deutscher Kultur. Daß ihn jemals sein Weg aus der Enge des fernen Walddorfes auf die Wartburg führen würde — nie hätte er sich das träumen lassen.

Das gibt Anlaß zu lebhafter Unterhaltung. Wir sprechen von der Geschichte der Wartburg; ich suche alte Zeiten lebendig und jene verschollenen Menschen verständlich zu machen. Unsere Freunde kommen dann auf ihre thüringischen und ostpreußischen Vorfahren zu reden. Besonders unsere Herrin, unsere Frau Hulda, die Enkelin eines tapferen Offiziers, gerät in ihr innigstes Feuer.

Sie erzählt mit ihrem eindringlichen Gebärdenspiel, daß ihr eben in diesen Tagen köstliche Erbstücke zugegangen: alte Orden, Patente, Briefe, Tagebuchblätter aus dem Feldzug 1813.

„Orden vom Großvater, der Johanniter, die Kriegsdenkmünze von 1813, ein offener Brief des Generals York von Wartenburg, worin er seinen Offizieren nach der Völkerschlacht dankt für ihre ‚unvergleichliche Tapferkeit', ein Brief eines alten Generals, worin er meinem Großvater mitteilt, er hätte dem König wieder von seiner ‚herrlichen Bravour' reden können. Macht das nicht stolz und glücklich? Da schreibt z. B. ein General, der junge Freiwillige im Nationalhusarenregiment habe sich ‚als ein Mann von wahrer Ehre und unvergleichlicher Bravour' benommen. Dann ist da eine Urkunde des Kaisers Nikolaus I., der meinem Großvater den Wladimirorden für seine ‚ausgezeichnete Bravour' an der Katzbach schickt. Und sonst allerlei vergilbte Papiere in einer morschen Ledertasche, die mein Großvater während des ganzen Feldzugs auf dem Herzen getragen hat. Ich habe vor Freuden die alte Tasche geküßt."

„Am ergreifendsten erscheint mir aber", fiel der ruhige Gatte ein, „diese ganz knappe Aufzeichnung vom Schlachtfeld, als eben dieser Offizier verwundet lag. Hören Sie nur: ‚Seit Stunden verwundet liegen und von Durst gefoltert werden — Höllenpein! Wenn man altes Bandwerk vom Tornister, Halsbinden, Timpe um die zerrissenen Glieder zu flechten sucht — — Es lebe der König! — — Es lebe der König, schreit auch ein Grenadier, dem das Hirn aus der klaffenden Wunde fließt' — — Hier bricht das Blättchen ab. Nur ein Blatt — aber da stehen bitterernste Zeiten dahinter!"

Wir stießen an. Tüchtigen Männern! Tapferen Frauen!

Unter solch persönlichen und doch allgemein-deutschen Gesprächen verflog uns der Abend. Von Zeit zu Zeit traten wir an die breiten Fenster und bewunderten die immer stillere, aber immer mächtigere und hoheitvollere Sommernacht. Der Berg lag in strengen Schatten; die letzten Gäste waren verzogen; in seltsamen Streifen dehnte sich drunten der Wiesennebel...

Der Dichter Goethe, liebe Freunde, hat das Erfahrungswort gesprochen: „Man muß nur ein Wesen recht von Grund aus lieben, so kommen einem die übrigen alle liebenswürdig vor.“ Und hat hinzugefügt: „Mit den Gefühlen der Hochachtung, der Verehrung ist es etwas Ähnliches. Man erkennt nur erst das Schätzenswerte in der Welt, wenn man solche Gesinnungen an einem Gegenstande zu üben Gelegenheit findet.“ Wir wollen dankend anstoßen! Denn wir haben solche „Gegenstände“, an denen sich zu üben eine Freude ist!

* * *

Wir waren noch einmal in die Mitternacht hinausgetreten, auf die Bastion, und hatten das Nachtbild voll auf uns wirken lassen. In solcher Mitternacht zog ein eisenklirrender Reitertrupp in die schwarze, silberumrandete Burg ein und führte einen ungepanzerten Gefangenen in ihrer Mitte: Luther. In solcher Mitternacht kam aus der Burg ein winziger Lichtschimmer: aus der Kemenate der betenden Elisabeth. In solcher Mitternacht sprühte aus allen Höfen und Fenstern Getös und Gelächter, Harfensang und Becherschall, und am Tor Fackelschein stadtwärts ziehender Sängergäste. Alles auf dieser einzigen Wartburg!...

Und da empfand ich in fester Ruhe, daß von jener Nacht des Wetterleuchtens, weitab im Ausruheland der Elfen, nichts Weichliches in mir zurückgeblieben sei. Jene Klagen der Wehmut hatten sich verzogen: ein ruhiger Entschluß bestand nun, wie eine Stadt auf dem Berge, die umblaut ist von weiten Horizonten. Die Frage jener Gartenhütte war beantwortet...

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun komm herauf, Trostgesell meiner jugendlichen Hoffnungen und Gelübde, hoher Mond! So oft hab' ich in meiner Kindheit dein Licht getrunken und hab' mich erfüllt mit dem Weitblick eines

Mondnachthügels, wenn der Abgrund der Unendlichkeit sich auftat, wenn die Menschen schliefen! Geh auch heute nicht vorüber an dieser bedeutsamen Stätte: denn unter diesem Dach schläft meiner Jugend Führer samt meinen verjüngenden Elfen, samt sorgenden Freunden! Heute bist du mir Sinnbild der Erfüllung. Komm empor aus deinen Gewässern, Seerosenantlitz, Liliengestalt!

Flimmernder Schein beginnt zu erzittern. Hinter dem Turm wird der Himmel hell. Die Wartburg scheint Glanz auszuatmen; es kommt aus den Tiefen der Burg ein sehr hohes, saitenfeines, hauchendes Harfen. Immer breiter erstrahlt der Himmelsbezirk; das Blau der Nacht weicht zurück oder verwandelt sich in Weiß; blendend erblüht nun die Fläche — und jetzt: — —

Blank und groß tritt der Vollmond hinter das Turmkreuz der Wartburg.

Tiefergreifende Pracht, die man wunschlos und wortlos anstaunt!

Am Nachbarfenster regt es sich: auch dort ist Andacht wach geworden, gelockt von dem einfallenden Mondlicht. Wir rufen uns halblauten Gruß zu und betrachten schweigend dies große Über-die-Erde-Wandern der erhabenen Leuchte der Nacht. Kein Laut in den Wäldern, schweigend lasten die Schatten der Burg...

Ein spätes „Gut' Nacht", ein leises Fensterschließen und ein wohlig-müdes Zubettegehen. Und die Nacht gehört dem Weben der Nebel, den Elfentänzen in weiten Gebirgen, dem königlich darüber hinziehenden Vollmond.

Der Nibelungendichter*

Als der vierzigjährige Ritter und Sänger Heinrich von Ofterdingen, bekannt durch seine Vorliebe für Dorf und Volkstum, zum Sängerkrieg auf die Wartburg zog, lag des heißempfindenden Mannes diesseitiges Leben, das unvergeistigte Leben, das Leben in Stoff und Genuß — hinter ihm wie des Venusberges eitel Geflimmer.

Ein Stück seiner besten Kraft hatte der Sänger als Bezahlung zurückgelassen. Aber eine andersartige, bisher ungekannte Kraft begann in ihm zu erwachen: vertiefte Welt- und Menschenkenntnis; verstärkte Sehnsucht, aus den Niederungen herauszufinden und geistiges, sittliches und künstlerisches Hochland zu erringen.

Nicht mehr war er der keck und stürmisch zugreifende Liedersänger und Reigenführer, der unter derbem Volke die Weinkanne schwang und unter der Linde Umschau hielt nach den rosigsten Wangen. Er ahnte bessere Kräfte und feineres Besitztum. Er sammelte die zersprengten Heerhaufen seines Herzens und Geistes; er stand auf seinem Feldherrnhügel und hielt Ausschau nach einer letzten, höchsten, dauernden Liebe; er suchte nach so viel Zersplitterung eine wahrhaft große Dichtung, würdig seiner männlichen Jahre.

Er liebte nicht die zieren Sängerlein der schmucken Wartburg. Aber ein dunkles Ahnen drängte den Suchenden dennoch zum Wettkampf. Hochmütig, weil eines inneren Wertes bewußt, den er noch nicht durch ein sichtbar Heldenwerk hatte beweisen können, anscheinend kalt und fast gelangweilt, aber doch mit allen Sinnen insgeheim gespannt, zog er ins belebte Eisenach ein. Ihm, dem stolzen Anhänger der hochfliegenden Hohenstaufen, ihm, dem Kreuzfahrer, der so viele Länder und Meere geschaut, schienen diese Thüringer Landgrafen schöngeistige Müßiggänger und ihr gastlicher Hof eine

* Vgl. Scheffels „Frau Aventiure", Note über Ofterdingen! — Aus obiger Skizze entfaltete sich mein Wartburgdrama „Heinrich von Ofterdingen", das am 29. Oktober 1903 im Weimarer Hoftheater seine Erstaufführung erlebt hat.

belachenswerte Spielerei. In manchem Spottlied hatte der Donausänger den hellgemuten Landgrafen einen „Kaiser über schöne Worte" genannt, der über Sängerlein herrsche, weil ihm die heimlich begehrte Kaiserkrone der Staufen unerreichbar sei. Ja, er nannte ihn zweideutig, er schalt ihn einen „Mann der Mitte", der nach beiden Seiten des zerspaltenen Reiches schiele, Freund mit Welfen und Hohenstaufen aus schlauer Besorgnis für sein eingeklemmtes Fürstentum. Das wußte der Landgraf. Aber der Herr der Wartburg war frei und edel genug, den Österreicher dennoch einladen zu lassen durch den unbefangensten und lautersten seiner Sänger: durch den lichten Walther von der Vogelweide.

Ein Weib war am Wartburghofe, das eine erste große Unsicherheit in den hochgespannten Sänger warf. Er sah an einem Waldkreuz, die feindliche Burg umreitend, Frau Mechthild von Frankenstein, eine blutjunge Witwe, die schönste und zarteste Hofdame der Wartburg, goldblond, mit Augen so blau wie der Enzian, von vielen Edlen — auch von Wolfram von Eschenbach — herzlich und ehrerbietig umworben. Aber sie war enthaltsam gegen alle. Fülle von Reinheit entströmte diesem holden Geschöpf. Sie wußte nicht, was Liebe heißt, das Wort Minne war ihr ein Schall, sie war sich der Seligkeit, die von ihr ausging, nicht bewußt, so sehr wandelte sie dahin in einer Wolke von Kindersinn und Herzensgüte.

Da kam der Unwerteste von allen, der so viele Lippen geküßt; in ungeklärtem Sehnen nach einer höheren Welt umstrich er die vornehme Wartburg. Er sah dies Weib, das noch ganz Kind war, und wie ein Weinen von Heimweh und Sehnsucht quoll es in ihm auf. Nicht nach Besitz und Genuß, nein, nur so zu sein, wie sie war: so gut und still, so wonniges Licht ausströmend aus Kräften der Seele, so einig mit Gott und allen Guten und allen Blumen und Waldvöglein unter Gottes reichem, nährendem Himmel. Er warb um sie. Nicht wie sonst; unsicher warb er, bald zudringlich, bald sich herb vertrutzend, niemandem außer ihr bekennend, wie sehr dieser Anblick seine Seele durcheinandergeworfen.

Die Nacht vor dem Feste, belebt auf der überfüllten Lichterburg, belebt im überfüllten Eisenach, voll Blumengeruch, voll Gesang und Becherstoß — diese Nacht war eine Qual für den süddeutschen

Sänger. Erst tollte er mit den andern, dann ritt er kreuz und quer auf seinem Schimmelhengst durch den Mondschein, in einem gärenden Bedürfnis, seine innere Unruhe zu übertollen und — aufzufallen. Ja, er wollte recht auffallen! Er wollte zeigen den Herrschaften der Tugendburg da oben, was Kraft und Genialität sei. Armer, scheingenialer, unreifer Tor!

So kam der Sängertag. Aus gestreuten Blumen und Laubgewinden dampfte Waldgeruch und Sonnenschein; die Festburg leuchtete mit tausend Fahnen und Wimpeln ins Land des Thüringer Löwen. Der stark empfindende, wuchtig sprechende Ofterdingen suchte in absichtlichen, trotzig übertreibenden Preisliedern auf sinnliche Minne den gesetzten Mann, Ritter und Christen Wolfram von Eschenbach und den heiter-edlen Walther von der Vogelweide zu übertrumpfen. Er stieß an zwei gereifte Männer an. Er fühlte das und ward erregt; er ward von einem deutlich zu fühlenden Unbehagen der Versammlung noch mehr gereizt; er ward maßlos als Mensch und Künstler — alles unter den Augen jener Schönsten, die gleichmäßig freundlich auf alle herabschaute. Und so unterlag er, als Mensch und Künstler. Seine hastig hinausgesprochenen und flüchtig gebauten Strophen waren nicht danach angetan, so sichere, gemäßigt-vornehme Gegner aus dem Sattel zu werfen.

Nicht Ruhm, nicht Dank, weder große Minne noch große Dichtung — nichts ward ihm zuteil. Des Wettkampfes wachsende Wildheit hatte sich dermaßen ins Persönliche und Politische verstiegen, daß der sonst so besonnene Landgraf zornig eingriff. Und als auch ihn Ofterdingens lodernde Rede mit ganzer Wucht getroffen, wandelte sich das kühne Spiel in furchtbaren Ernst: der Henker wurde gerufen, den Unterliegenden zu töten! Was sich an Groll und Gegensatz in den feindlichen Parteien angesammelt hatte, hier brach es stürmisch heraus, im Sängersaal, angesichts einer strahlenden Festversammlung, angesichts des wundervoll hereinlachenden Maienlandes. Wäre Ofterdingen nicht unter den Mantel der Landgräfin geflüchtet, Landgraf Hermann hätte mit der Gefühlsraschheit jener unpapierenen Zeit seine Drohung wahr gemacht. Dort, unter dem Festmantel einer hohen Frau, der herrlichen, feingebildeten Landgräfin Sophie, lag nun der Keuchende, ruhmlos Besiegte und bat

nur noch um eins: „Gebt mir ein Jahr Zeit! Gebt mir Einsamkeit und Stille, gönnt mir meinen Freund Klingsor als Preisrichter, und ich stelle mich, bei meinem Ritterwort, aufs neue zum Wettkampf, auf Leben und Tod!“ Die Landgräfin flehte für ihn, Frau Mechthild sprach ein bittend Wort, der finstre Landgraf winkte, und unter lautloser Stille verließ der gedemütigte Sänger das jäh beendete Fest.

Der alte Ofterdingen war tot. Der neue Ofterdingen suchte sein neues Leben.

In jener Nacht weinte Frau Mechthild bitterlich. Sie weinte aus Mitleid, sie weinte um den Unterlegenen, der heute so unmännlich, so herzergreifend, so ganz im Widerspruch mit seinem sonstigen Trotz gezittert hatte: „Ich will nicht sterben!“ Ein nie erlebtes Gefühl zog in ihre bange Seele ein, heiß, übergewaltig, unwiderstehlich: sie liebte zum erstenmal mit ganzer Kraft. Sie liebte Heinrich von Ofterdingen. Aber sie wußte ja genug von seinem Vorleben. Und so lag sie vor dem Madonnenbild, bebend vor Herzweh, aufgelöst in Tränen, und tat den heiligsten Schwur: Nie soll er, nie soll sonst jemand erfahren von dieser Liebe! Ihre Jungfräulichkeit schauderte vor dem wilden Sänger — und ihr Blut flog ihm zu.

Der Sänger aber ritt durch dunkelste Wälder dahin, dem Süden zu. Tief über des Pferdes Mähne hing der Lockenkopf mit dem starren Blick; er hörte keine Töne der Umwelt, er hörte nur die Meute, die ihn verfolgend umtobt hatte. Es war ein traurig Reiten. Sein Knecht, ehedem ein Vagant und fahrender Spielmann, ließ hinter dem todestraurigen, betäubten Herrn sein dürftig Rößlein traben und sang mit leiser, verhüllter Stimme Strophen aus alten Volkssagen in die laue Nacht. Die Bäume am Waldweg rauschten dazu ein verschlafen Harfenlied. Die Felsen standen stumm und hart am Rennstieg wie Recken alter Zeit; Mondflimmer huschten über den grasbewachsenen Gebirgspfad. Der reitende Spielmann sang vom Sonnensohn Siegfried aus Niederlanden, er sang von Hagens furchtbarer Treue, er sang vom Todeskampf der Burgunden an Etzels Hof. Er flocht Vergleiche ein zwischen dem Sängerkampf der Wartburg und jenem fürchterlichen Gemetzel im rauchenden Hunnen-

saal, wo man hart und schweigend in den unerbittlichen Tod schritt — — — Er sang. Und Ofterdingen begann zu lauschen.

In jener Nacht wurde das Nibelungenlied blitzhaft empfangen von des Dichters weitoffener Seele. „Ha, über euch Minnetändler und Wortekünstler! Ha, nun ahn' ich ein ander Lied! Wie Fels und Urwald in niederwuchtender Tragik! Gewaltig kündend, wie stets am letzten Ende die Liebe Leiden gibt, getreu meinem dörperlichen Gesang, wachsend zu einem Gesang der Höhe, Volk und Herrentum umspannend — angefüllt mit Kämpfen, mit Schildgekrach und zerklirrendem Stahl — und wieder süß wie Mechthilds Minne: — — so soll mein Heldenlied Einzug halten auf der Wartburg! Ebenbürtig dem Parzival, übertönend Walthers Minnesang."

So ritten sie durch die gesegnete Nacht: der wieder vom einbrausenden Leben hochgeraffte Sänger und sein verwachsener, verworfener und dennoch zu so Großem gewürdigter Knecht.

In einem wohlgefüllten Jahre bescheidener, zäher und doch heller Arbeit war es getan.

Als Ofterdingen abermals zu Eisenach einritt, den weisen, ernst stillen Meister Klingsor zur Seite, war er ein anderer. Er erwartete nichts mehr vom äußeren Leben, er fürchtete keine Niederlage, er erhoffte keinen Ruhm. In sich selbst hatte der Held sein Glück und seine Kraft gefunden; nun waren seine Augen blank, und sein Herz war still. Ein ernster, fester Mann trat zum Wettgesang auf dem Burghof an.

Noch erlauchter war die Versammlung, noch zahlreicher strömten die Neugierigen. Der Saal hatte nicht ausgereicht, man hatte den Wartburghof ausgeziert. Da saßen auf Estraden buntgewandete Edelfrauen, reiche Edelherren und waldverlorene Ritter, und im Hintergrund stand mit einer schauerlich-bedeutenden Wirkung das rot verhüllte Blutgerüst. Die überreizte Zeit der kühnen Kreuzzüge, die einen Hauch vom Orient zurückgebracht hatten, ärgerte sich nicht an so ruchlosem Reiz.

Seltsam: die Stimmung war von Anbeginn für Ofterdingen. Walther sprach gut, Wolfram sprach besser, der gefestigte Ofterdingen war beiden gewachsen. Ohne Erhitzung ergingen Spruch und Gegenspruch, Lied und Gegenlied. Floß vom überlegen-ruhigen,

langbärtigen, hoheitvollen Meister Klingsor, dem Zauberer und Gelehrten, Ruhe auf den befreundeten Sänger?

Klingsor sprach das Urteil: „Gut sangen die Sänger alle drei. Eine Ehre sind sie der deutschen Nation alle drei. Lang lebe so köstlich Mannes- und Dichtertum! Lang lebe der edle ‚Sängerkaiser', Landgraf Hermann! Nur ein Kranz ist vorhanden: so sei also gekrönt der würdigste und reifste der hohen Dichter, Wolfram von Eschenbach! Doch ehrt mir auch die andern, ehrt mir Herrn Walther von der Vogelweide, ehrt und achtet Herrn Heinrich von Ofterdingen!"

Alle atmeten auf; von Beifall widerhallte die frohe Burg. Der Landgraf nickte, der Henker verschwand, die Sänger verneigten sich dem Schiedsspruch.

Und aufs neue trat Ofterdingen vor; sein mißgestalteter festlich gekleideter Knecht ging neben ihm her und trug die Pergamente. Mit gesenktem Knie übergab der stolze Held seine königliche Spende: das Nibelungenlied. „Alte Mären hab' ich umgeformt zu einem Heldenlied, vergleichbar dem Sang von Parzival. Nicht mitreden noch mitwiegen sollte dies Lied in unserem Kampfe: zerdrückt hätte des Liedes Wucht meine machtlosen Gegner. Nun aber prüfe mit weisen Freunden, ob es deiner, Herr Landgraf, ob es meiner in dieser kunstreichen Burg würdig sei! Das Lied ist nicht mein; ich fand es nur wie wilde Blumen. Das Volk schuf diese Taten und Helden, das Volk schenkte mir dieses Lied." Ein Flüstern der Verwunderung ging um; der Landgraf staunte und nahm mit höflichem Worte die unbekannte Spende entgegen.

Und nun fand die überraschende Fröhlichkeit dieses erst so ernsten Tages einen überraschenden, alle Herzen ergreifenden und durchjubelnden Abschluß. Die Krönung des siegreichen Wolfram stand noch aus. Der ernste Sänger vom heiligen Gral trat vor und beugte sein Knie; die Landgräfin nahm den Goldkranz vom Purpurkissen des Pagen und krönte mit mildem Wort den glücklichen Dichter. Ofterdingen stand neidlos und bescheiden an entfernter Stelle. Und da ereignete sich das Lieblichste, was je auf der Wartburg geschehen ist. Irmgard, des Fürstenpaares neunjährig Töchterchen, hatte aus Feldblumen einen Kranz geflochten. Mit diesem schlichten Kranz

lief das Kind, von Mechthild ermuntert, zu dem stillen Ofterdingen hinüber, quer über den freien Platz; verwundert und bewegt neigte der Ritter sein Haupt — die Kleine reckte sich auf die Fußspitzen — und mit den zaghaften Worten: „Es sind nur wilde Blumen, lieber Dichter!“ setzte das Kind dem ehemaligen Feind der Burg, dem ehedem so wild-unreinen Sänger, dem wahrhaft siegreichen Menschen Heinrich von Ofterdingen, den Blumenkranz auf das früh ergraute Haupt.

Nie hat die Wartburg solch tosenden Beifall vernommen. Ofterdingen stand mit Tränen in den Augen; er beugte sich rasch, hob jubelnd das Kind auf den Arm und trug es hinauf zum Thron der Mutter Landgräfin. Dort setzte er es ab, küßte niedersinkend den Mantel der hohen Frau und sagte weinend, allen Groll und Gram entladend: „Nehmt mich zum zweitenmal in Euren Mantel!“ Die Frauen weinten Freudentränen, die Männer standen erschüttert, der Landgraf, den seine harte Drohung in mancher heimlichen Stunde beunruhigt hatte, trat zu Ofterdingen und gab ihm mit einem langen Blick fest und stumm die Hand.

Tags darauf las man im stillen Burggemach Ofterdingens Werk. Das Landgrafenpaar, die Sänger, die Geistlichen, Gräfin Mechthild und viele Gäste bildeten die erste, schweigsame, erschütterte Zuhörerschaft der gewaltigen Dichtung. Klingsor las mit majestätischer Stimme. Als die Mär von der Nibelungen Not verklungen war, rief alles und lief in stärkster Bewegung nach dem Sänger dieses heldenhaften Gesanges.

Doch Ofterdingen hatte die Burg verlassen. Man weiß nicht, wo er gestorben ist.

Die heilige Elisabeth*

Es gibt eine welterobernde Genialität des Hasses und des rauhen Schlachtenschlagens. Sie fällt gemeinhin als eigentliche Genialität auf, denn sie ist mit viel Lärm und Unruhe verbunden.

Aber in der heiligen Elisabeth offenbarte sich ein stilleres und darum doch nicht minder königliches Genie: Genialität des Liebens und persönlichen Weltentsagens.

Von der ersteren Art war der völlig über den Religionen stehende, glänzend-vorurteilslose, herzenskalte Weltverächter Friedrich II., der Hohenstaufe, der mit seinem Sarazenenhof in Palermo thronte. Und als seine Zeitgenossin entfaltete sich nun diese seelenvolle, von Güte überfließende Landgräfin im Herzen Deutschlands, betend in allem, was sie tat und sprach, angefüllt mit einer Musik aus höheren Welten, in Visionen mit Christus sprechend.

Welch ein Gegensatz! Kaiser Friedrich stand 1232 an ihrem Sarkophage. Er nahm seine Krone ab und legte sie der Toten zu Häupten. Der geistesgewaltige Kaiser erklärte die herzensgewaltige Bettlerin für überlegen. Wenn er das bewußt und ohne kirchenpolitische Berechnung getan hat — was man bei diesem argen Skeptiker nie wissen kann —, so war das eine wahrhaft bedeutsame sinnbildliche Handlung.

Frau Elisabeth ... In einer Frau, in einer Mutter hat bei uns Deutschen die stärkste seelisch-religiöse Erhebung des Mittelalters Gestalt genommen. Ist das nicht sinnreich für das Volk tiefster Gemütskräfte? In Italien hieß der entsprechende Bergesgipfel Franz von Assisi.

Man muß bedenken, daß sich in diesen genialen Sendlingen Kräfte seelischer Tiefe entgegenstemmten einer Welt voll entfesselter

* Diese Skizze ist eine Vorstudie zu meinem Drama „Die heilige Elisabeth", das am 21. Oktober 1905 im Weimarer Hoftheater zum erstenmal aufgeführt wurde.

Kräfte der Oberfläche. Die Kreuzzüge hatten die europäische Kultur ungewöhnlich aufgewühlt, vergleichbar dem Weltverkehr, der heute die Menschheit durcheinanderwirft. Christliches Bewußtsein erstarkte zwar durch die Reibung mit dem Islam; aber auch die Eroberungslust, und mit der Eroberungslust die Genußsucht, und mit der Genußsucht Weltlichkeit überhaupt wucherten alsbald empor und machten sich selbst auf der kleinsten Ritterburg spürbar. Das sind die Zeiten, in denen Genies aufzublitzen pflegen. Die Hohenstaufenkaiser, die großen Dichter und Baumeister, die geistesscharfen Theologen, die beredten Heiligen und Prediger — das und Ähnliches waren die Funken bei dieser elektrischen Berührung mit dem Islam und bei den Berührungen der europäischen Nationen untereinander. Frömmigkeit gedieh, aber auch Ketzerei. Von 1209 ab zwanzig Jahre lang, fast durch das ganze Leben der heiligen Elisabeth, flammten am südwestlichen Horizont die verbrannten Dörfer und Städte der als Ketzer vernichteten Albigenser. Welches unbändige Leben überall!

So bildete sich die fremdartigste Landgräfin der Wartburg zu einer Ausnahmegestalt, die durch Jahrhunderte hindurch nicht vergessen werden kann.

* * *

Fröhlich und freigebig warf der Thüringer Hof sein Gold aus, als Landgraf Hermann mit Frau Sophie ritterliche Sänger um sich versammelte. „Der Landgraf ist so hochgemut, daß er mit stolzen Helden Hab und Gut vertut", sang Walther von der Vogelweide. Mit stolzen Helden, ja. Hell und hartgemut war der Ton am Hofe; derb-gesund und etwas wild die Lebensauffassung; ungebrochen Männer und minnigliche Frauen. Die hohe Bildung der Frau Landgräfin Sophie fußte auf alt-heidnischen Poeten wie Vergil oder Ovid und förderte die Werke moderner Poeten wie Wolfram von Eschenbach, wobei weltlich-französischer Einfluß auf den geselligen Ton nicht zu übersehen war. Es war ein kunstverschöntes Treiben: Politik und Minne, Jagd und Scherz und Trunk füllten jene Wartburgtage.

Aber diese stattliche Epoche lebte sich ab. Vielleicht durch Übertreibungen, die zu Entartungen führt, vielleicht in natürlichem Ver-

lauf, weil eben Ermattung der Organe eintrat und dafür nun andere menschliche Fähigkeiten gleichfalls nach Betätigung drängten. Hermanns Sohn und Nachfolger Ludwig mutet uns als eine ideale, aber etwas weich und fein gestimmte Natur an. Er hatte tiefes Verständnis für die früh ihm anvertraute „Schwester", die Tochter eines deutschen Königshauses, das über die Ungarn Hof hielt.

Elisabeth war als Kind voll heitrer Anmut, voll Herzlichkeit. Niemals hatte man sie bitter oder scharf gesehen. Es ist, als hätte solches Metall ihrem Blute gefehlt. Sie konnte wohl traurig sein, aber nicht auffahrend oder verletzend. Schon als kleines Mädchen war sie besessen vom Drange, armen Kindern wohlzutun und Freude zu machen. Und bereits mitten in den Kinderspielen fährt plötzlich die Erinnerung an die andere, die überirdische Welt in ihre Seele: sie springt jählings aus den Spielen auf und küßt die Wand der Kapelle, sie wirft sich vor dem Altar auf die Knie, sie sinnt geistesabwesend zwischen Friedhofgräbern der Ewigkeit nach. Für das Herrenbewußtsein der Fürstin hat diese Königstochter viel zu wenig Trotz im Organismus; sie zieht sich von Frau Sophie manchen Vorwurf zu, daß sie zu wenig auf ihre Würde bedacht sei. Mit hingebender, reinster Liebe hängt die kindliche Jungfrau an ihrem großen „Bruder", ihrem Verlobten Ludwig.

Sie war den Jahren nach Kind, als sie Braut wurde; sie ging als Kind traumhaft hinüber in den Ehestand; sie wurde Mutter — und blieb dem Wesen nach Kind, blieb ihrem Gatten die „Schwester" wie zuvor. Begehrlichkeit und Leidenschaft hatten in solcher Natur keinen Platz; Wohltun und Gutsein war ihr Wesen. In naturhafter Anhänglichkeit begleitete sie zu Pferd ihren Gatten, so oft es sich nur ermöglichen ließ, in Wind und Wetter und Schneefall. Sie tat bei längerer Abwesenheit des geliebten Mannes ihre besseren Kleider ab und legte Trauergewänder an; und wenn er heimkehrte, begrüßte sie ihn im Festgewand.

Noch also nahm ihre Liebeskraft natürlichen Verlauf: sie war in verlangender Zärtlichkeit Geliebte, Gattin, Mutter. Und dieser Vorrat an Frauengemüt reichte aus, ungezählte Kranke oder Arme außerdem zu pflegen, Aussätzige in ungestümer Güte ans Herz zu drücken, an armen Kindern Patenstelle zu übernehmen, in den

Hütten der Armen Besuche zu machen, im Jahre der schweren Seuche (1225) zu Eisenach ein Krankenhaus einzurichten — und sogar Äcker und Ortschaften, ja ihre seidenen Kleider zu verpfänden oder zu verkaufen, wenn ausgestreckte Hände Brot heischten. Das war ja wohl Verschwendung, und man hörte Klagen darüber; aber hatte Landgraf Hermann *nicht* verschwendet?

Verschwendung war es, ja: nicht freilich mehr mit stolzen Helden der Sängerburg, sondern mit den so lange übersehenen Armen im Tal. So hatte sich die Zeit verdüstert und verlangte Mitleid der Höhenmenschen mit den Nöten des Tieflands.

Und diese Verschwendung — das bewundre man wohl! — war die jugendliche Herzensgenialität einer Fürstin von kaum siebzehn oder achtzehn Jahren. „Diese Elisabeth", bemerkt ein Biograph, „wird ohne Aufhören in der Erinnerung des deutschen Volkes, in der Christenheit fortleben, ein Vorbild für die christlichen Frauen jeden Standes und Alters, erhoben von den empfänglichen Herzen, geliebt von den gleichgesinnten, und denen zur Scham genannt, die, wie weit auch an Jahren voraus, noch nicht vermocht haben, sich über den Genuß hinaus zum Bewußtsein eines christlichen Berufs für die Welt aufzuschwingen."

* * *

Nach Ludwigs Tod aber trat eine Wandlung ein, wodurch allerdings nach und nach *eine* Kraft ganz erstaunlich zum Erblühen kam, doch auf Kosten aller anderen Organe.

Die *Kirche* übernahm die Führung dieser ungewöhnlichen Frau. Und diese Führung, in der Gestalt ihres Beichtvaters Konrad von Marburg, verbunden freilich mit persönlicher Anlage und einwirkenden Schicksalen, verwandelte die Landgräfin Elisabeth in die „heilige Elisabeth".

Wie durch Hypnose ist von nun ab (1227) Frau Elisabeth in wichtigsten Dingen angekettet an einen tatkräftigen und gelehrten Ketzerrichter.

Konrad behandelt die seiner geistlichen Führung anvertraute Edelfrau, gemäß dem Geiste jener Zeit, wie man widerspenstige Schulknaben behandelt: Geißelhieb, Fasten, Backenstreich sind Hilfsmittel

seiner Erziehung! Einer so königlichen Seele gegenüber! Alles in uns empört sich über solche Eingriffe in die seelischen Geheimnisse einer echt fraulichen Persönlichkeit.

Wenn ein großer Geist oder ein großes Herz ein ungewöhnlich Ziel erreichen oder ein weitleuchtend Vorbild aufstellen will, so geht das zwar in der Tat nicht ohne Opfer ab — sei es auch das größte Opfer, das irdische Leben. Das Genie saugt Kräfte aus allen verfügbaren Körper- und Seelengegenden und sammelt sie in die eine Gegend, wo die Schlacht geschlagen werden muß. Der einzelne Leib mag oft erliegen: die Menschheit als Ganzes hat eine Schlacht gewonnen. Solche „Askese" wird allezeit als göttlich-groß Achtung verdienen. Die Mutter, die ihres Körpers beste Kräfte für ihr Kind abgibt und darüber selbst das Leben verliert — sie ist ein Urbild solcher Opferung.

Nun, wenn das im natürlichen Verlauf der Schöpfungsdinge geschieht, wenn sich etwa Frau Elisabeth über all der Kranken- und Armenpflege, über fürstlichen, fraulichen, mütterlichen Pflichten und was sonst im Bereich ihrer so spendefreudigen Lebensbetätigung lag, langsam ihres irdischen Kräftevorrats entäußert hätte, um dafür Tausende zu erquicken; wenn sie, früh aufgerieben, zu Eisenach oder Reinhardsbrunn ihr würdig Grab gefunden hätte: — Deutschland hätte doch wohl auch dann eine „Heilige" gehabt?

Wieviel wertvolle Frauen, aufgezehrt in Hilfeleistung und Pflichterfüllung, sind als ungenannte Märtyrerinnen und unbekannte Heilige über diese leidvolle Erde dahingegangen!

Hier aber wurde eine schöne Naturanlage, unter dem Einfluß der Anschauungen der Zeit, ins Übermaß gesteigert.

Abstrakte Tugenden wurden hier, mit dem ganzen Apparat der Scholastik, an einem lebendigen Frauenbild gezüchtet und zu höchster Entfaltung gebracht: „Gehorsam", „Demut", „Armut", „Barmherzigkeit" . . . Jede unwichtigste Unachtsamkeit bedachte der Erzieher mit Streichen oder Fasten; ihre Kinder wurden ihrem Einfluß entrückt, ihre Lieblingsdienerinnen entfernt: sie wollte und sollte sich auch dieser Neigung, wie jeder liebgewordenen Gewohnheit, entschlagen lernen, um „nur Gott" zu dienen. Nur Gott? O Frau, möchte man ausrufen, aber wo offenbart sich denn Gott,

wenn nicht in deinen Pflichten, die du als Mutter, Frau und Fürstin zu erfüllen hast?!*

Die damalige Kirche mutet uns heute wie eine Tamerlansche Invasion in unser menschliches Empfinden an; sie war allmächtig. Auf dem Laterankonzil (1215) entfaltete sich ihre unwiderstehliche europäische Macht. Das Kaisertum zerbrach, die Kirche bestand. So zerbrach Elisabeths Fürstenbewußtsein, das freilich niemals in ihr stark gewesen war: und die Heilige stand wie eine leuchtende Blume zwischen diesen weltlichen Trümmern.

Sollen wir aber verwundert schelten? Wir wollen verstehen. Der Übergang von der Fürstin zur Heiligen; das Auftauchen zweier weithin wirkender religiöser Genies wie des Bürgersohnes Franziskus und der Königstochter Elisabeth, das sind ungewöhnliche Probleme. Sie dürfen, wie alles Geniale, nicht mit Durchschnittsanschauungen gemessen werden. Und so war auch jene mittelalterliche, in Mystik und Scholastik gleichermaßen triebkräftige Kirche ein Stecken, mit dem der Allgeist die unbändige, jungkräftige Körperlichkeit Europas in Zucht hielt und zum Geistigen und Sittlichen zwang. Wer weiß, wohin der Stolz der Stände, die Rauflust der Nationen, der Könige und Kaiser ausgeartet wäre, wenn nicht über allem sichtbar diese straffe geistige Organisation gethront hätte! Und so hätte wohl auch die bloße Fürstin nicht die magische Wirkung ausgeübt, wie sie von der Heiligen ausging. „Elisabeth", sagt ein Zeitgenosse, „war gesandt an die unzähligen Frauen, die in den Burgen saßen, die von Unkeuschheit so sehr durchdrungen, von Hochmut und Eitelkeit so fest umfangen waren, daß sie in den Abgrund geraten wären. Dem Vorbild Elisabeths ist manche Frau gefolgt, sie mochte wollen oder nicht."

* * *

Nun halfen freilich, außer ihrem eingeborenen und von der heilsbedürftigen Zeit gesteigerten Heiligungsdrang, auch äußere Schick-

* Hiergegen wenden sich des Katholiken Prof. A. Meyenberg warmherzige „Wartburgfahrten" (Luzern, Räber & Ko.). Ich lasse mir seine Ergänzungen gern gefallen und sage mit dem protestantischen Forscher Prof. Wenck (Hochland, V, 2): „Heute erkennen wir in dem Andenken Elisabeths einen Schatz für alle Deutschen. In dem Zeichen Elisabeths können sich Protestanten und Katholiken die Hand reichen." Einem Konrad von Marburg steht übrigens auch die katholische Forschung mit Bedenken gegenüber.

salsschläge mit, diese Fürstin auf ihren besonderen Weg zu drängen. Oder eigentlich nur ein einziger Schlag, aber der traf ins Herz: Ludwigs früher Tod und Elisabeths Vertreibung von der Wartburg.

Hierbei fällt uns etwas recht bitter auf und weckt wehmütige Betrachtungen: Elisabeths große Einsamkeit.

Sollte man denn nicht erwarten, daß eine so großzügige Wohltäterin von einer Leibgarde dankbarer Menschenseelen umgeben sei? „Kein Zeitraum", heißt es in ihrer Biographie, „sah mehr Beweise ihrer Liebe als die Jahre 1225 und 1226, wo eine Teuerung und in ihrem Gefolge schwere Seuchen ganz Deutschland bedrängten. Unzählige nahmen damals zu der Burg ihre Zuflucht, wo sie eine freundliche Fürsorgerin wußten, und keinen wies sie von ihrer Schwelle. Von dem Sommer, den ihr Gemahl, vom Kaiser nach Cremona gerufen, in Italien zubrachte, wird berichtet, daß sie täglich 300 Arme persönlich versorgte" ... Wohlan, wo blieben nun in ihrem Elend diese „täglich dreihundert"? Keine zwei Jahre nach jener Seuche starb ihr Gatte auf dem Kreuzzug fern in Otranto; der Landesverweser Heinrich Raspe jagte die Witwe noch an demselben Abend, der die Nachricht gebracht hatte, von der Burg: und nicht ein Finger rührte sich im Schloß oder in Eisenach, die Obdachlose liebevoll festzuhalten oder aufzunehmen! In einem stallähnlichen Gelaß findet sie zuletzt Unterkunft. Unbegreifliche Härte! Einer Fürstin und Wohltäterin gegenüber! Was für ein feiges oder herzloses Bürgertum, das da zu Füßen der Burg saß! Ist das nicht ein erschreckender Beweis für den Tiefstand der damaligen Herzensbildung? Ist das nicht eine Bestätigung Elisabeths und der Notwendigkeit ihres Wirkens? Oder hatte sie, vor lauter Liebkosung fernhergelaufener Bettler und oft gewiß minderwertigen, faulen Volkes, vielleicht die nahe und gesunde Gegenwart zu sehr vernachlässigt? Hatte sie hier in der Nähe an Liebe und Achtung verloren, was sie bei jenen Armen gewann? Tragik des Genies!... Oder noch mehr: suchte sie Armut und Entbehrung? War sie so getrieben von religiösen Armutsidealen, daß sie nur halb gestoßen ward, halb aber freiwillig ging?...

Wir wissen nicht, was Elisabeths Herz bewegte. Als sie später

bei ihrem Oheim Bischof Eckbert zu Bamberg würdige Unterkunft gefunden hatte; als am Sarg ihres toten Gemahls, angesichts der heimgekehrten Ritter, unter den beredten Zornworten des Schenken Rudolf von Vargila, der zerknirschte Heinrich Raspe weinend in die Knie sank und Genugtuung versprach: — da schüttelte sie entsagend das Haupt. Sie nahm zwar ein jährliches Leibgeding an und den Witwensitz Marburg; aber auch diese Einkünfte verteilte sie sofort an dortige Arme, denen sie geradezu ein Fest gab. Sie selbst nahm das Kleid der grauen Schwestern und wohnte so ärmlich wie möglich, widmete sich ganz den Kranken und Elenden, verschärfte ihre geistlichen Disziplinen, vergeistigte sich ganz und gar.

Konrad steht wieder an ihrer Seite, strenger als zuvor. Ihre Augen strahlen von visionären Verzückungen; ihr Gebet ist von magnetischer Gewalt. In der Nacht des 19. November 1231 lag sie im Sterben, mit so leuchtendem Gesicht, „daß man sie kaum ansehen konnte", nachdem sie vorher in Verzückung eine fremdartig-leise Melodie vor sich hingesungen hatte — Stimmen aus andrer Welt begleitend, wie sie sagte, die, für die Umstehenden unhörbar, der bald in den Himmel einziehenden Schwester entgegensangen.

Stimmen aus andrer Welt . . . Ja, solchen Stimmen war sie ihr Leben lang gefolgt, die edle Fürstin, die übergütige, traumhaft vorübergehende Fremde. Aber die diesseitige Welt? Die ging ihren wilden und wirren Gang. Elisabeths erstgeborener Sohn Hermann verkam und verging tatlos und früh, dem Gerücht nach durch Gift hinweggeräumt. Erbfolgekriege zerrissen die Thüringer Lande. Die tapfere Sophie, die älteste ihrer drei Töchter, vermählt dem Herzog von Brabant, sicherte sich wenigstens das abgesplitterte Hessenland. Die zwei jüngsten Töchter der Heiligen nahmen den Schleier.

Fast scheint es Naturgesetz, daß sich eine Kraft nur besonders stark entwickelt auf Kosten andrer Organe. Nun, dann mußten die Kräfte, die über dem Heiligkeitsideal jener Zeit vernachlässigt wurden, früher oder später wieder ihr Recht erobern. Die herzensgeniale Frau Elisabeth und der herzensgeniale Mann Luther — wir achten und verstehen beide. Wir verstehen erst recht Luther aus

Elisabeth. Elisabeth flog hinan und hinweg, leicht und licht, durchgeistigten, überirdischen Leibes, flog empor zum Heiligen Geist. Luther aber stand, Luther rief den Heiligen Geist herab auf diese kraftvoll zu verklärende Erde:

„Komm, heiliger Geist, Herre Gott!
Erfüll' mit deiner Gnaden Gut
Deiner Gläubigen Herz, Mut und Sinn!" ...

Dein Reich komme!

Ein Heldenpaar auf dem Rennstieg

Das folgende Bild ist freie Gestaltung nach einem Wandgemälde auf der Wartburg. Die Sage erzählt einen ähnlichen Vorgang von Friedrich dem Freudigen.

Der Rennstieg ist ein uralt-einsamer, waldumwehter Höhenweg auf den Kämmen des Thüringer Gebirges. Er beginnt unweit Eisenach beim Dorfe Hörschel, läuft über Hohe Sonne, Dreiherrenstein, Inselsberg nach dem Heuberg, nach Oberhof und weiter hinaus bis an den entlegenen Frankenwald. Er läuft durch trotzige Tannen, hellbraune Föhren, weitästigen Laubwald; er klettert steinige Hänge empor und senkt sich wieder gleich einem ausgewaschenen Rinnsal; er verliert sich in wirrem Graswuchs und schleicht wie ratlos durch wuchernd Heidekraut. Aber immer bleibt er auf den Höhen.

An regnerischen Tagen sind diese Höhenpfade großartig umraucht von ziehendem Gewölk, von andringenden Nebeln. Dann stehen die Bäume schattenhaft; die Felsen glotzen mit fremdartig düstern Gesichtern aus der verdunkelten Waldung; schräg sprühen und stäuben die feinen Tropfen; nackte Wurzeln laufen am Wegrand hin und am Sandhang empor wie Rieseneidechsen. Deine Phantasie macht sich auf und dringt gestaltend in dies Weben und Wandern ein . . .

Aber im Winter ist dort oben Eisland. Dann ist in jenen Wäldern Totenstille, nur manchmal unterbrochen von niederklirrenden Ästen oder brechenden Bäumen, deren dumpf donnernder Schall die anderen Bäume beben macht. Gläsern ist dieser Wald, verzaubert in Kristall; der Rauhreif hat ihn verzaubert. Kein Blättchen ohne diese gleißende Last. Die Äste sind anders gebogen, kein Zweig mehr hat seine natürliche Himmelsrichtung; alles drängt nach unten und bildet Grotten und Paläste. Das Reh rasselt daraus hervor und stäubt vorüber; kein Windhauch vermag die unbeweglich weiße Masse ins Flüstern zu bringen.

Aber wenn die Sonne kräftiger brennt, so wird der berührte Wald zur melodischen Memnonssäule: er fängt zu singen an. Eissplitter und Tropfen lösen sich und rieseln zur Erde; die Zweige richten sich wieder in ihre natürliche Stellung auf; es geht eine Bewegung durch den Wald. Auf der Sonnenseite der Berge sammeln sich Rudel von Hochwild, scharren am Boden oder heben horchend die Häupter ins Mittagslicht. Nur in den Gründen der Nordseite verharrt noch finster und verschlossen der Eiswald in seiner abwartenden Kraft, und erst wenn der Südwind über die Berge läuft, löst sich auch dort die gewaltige Vertrutzung.

Immer wanderst du festen und leichten Ganges durch jene Bezirke hoch über der Welt der krähenden Hähne und mahnenden Turmuhren. Das Menschenland und seine Maße liegen unter dir. Nur Erinnerungen umspielen dich, durchsingen dich . . .

* * *

Zwei Rosse traben dumpfen Schalles südwärts. Des tiefblauen Sommerhimmels reine, weiße, fein abgegrenzte Wölkchen fliegen wie Schwäne durch die klare Luft. Rechts und links weichen die Edeltannen dem raschen Ritt. Schaum fliegt aus den Gebissen, Schaum bespritzt die Stuten; mit gefleckter Brust sprengen die hellbraunen Rosse dahin. Leichte Sandwölkchen fahren wie unwillig hinter ihnen auf und legen sich rascher wieder zu Boden, Gewänder bauschen sich, der Schleier einer Dame flattert im Wind. Ein dunkelgrüner Sommerwald umrahmt die farbigen Gestalten.

Ein Ritter ist es und seine Dame. Des Ritters schwarz-stählern Schuppenhemd und Gewaffen blitzt, rasselt, reibt sich beim Ritt im Schienenwerk. Sein Schild tanzt auf dem harten Rücken; die Federn seines Helmbusches wehen rückwärts wie der Schleier seiner jungen Gattin.

Diese reitet in weißem Gewand, das von dunkelblauem Mantel fast völlig überdeckt und umwölbt ist. Ein schwarzes, lose gebundenes Haar lastet lang und leuchtend auf dem Rücken der Reiterin, hebt sich im Takt der Hufe, fliegt manchmal auf und prallt wieder an. Die Reiter atmen kaum in der Spannung der Flucht. Die Rosse, unbewußt der Menschenschicksale, die sie durch Wald und Wildnis tragen, wiehern keck und freudig in den sonnendurchblitzten Wald-

morgen, knirschen und werfen die Mähnen hoch im Gefühl ihrer Kraft, die alle Schwere spielend überwindet.

Stattliche Reiter! Vom Nacken des Mannes bis zum Ledersattel, über den sein grauer Mantel gebunden ist, eine einzige gerade Linie, so gerade wie die Speerstange, die er in seiner behandschuhten Rechten hält und am schaufelbreiten Steigbügel aufgestemmt hat. Sein Visier ist offen; die schwarz umbuschten Augen sprühen von Daseinskraft; der Schnurrbart ist feucht von Atem und Tau, die Nase kühn und grade, der Mund schmal und fest.

Manchmal wendet er Kopf und Helmbusch hinüber zu der Dame; sie fühlt seinen Falkenblick und antwortet ebenso stumm-beredt. Beide sprechen nicht mit Worten, aber ein kühnes Lachen zuckt über ihre Züge und ruft dem Nachbarn Grüße zu. Furcht hat in diesen Seelen keinen Platz. Beide schauen dann wieder hart und herrisch gradaus, über die Mähnen der Pferde hinüber, in das unbekannte und dennoch wohlbekannte Land der Zukunft. Denn sie nehmen ihren Mut und ihre Stärke mit, wohin sie auch reiten.

Was hält die Reiterin, die eine hohe, goldbesetzte, schleierumwehte Frauenhaube trägt, mit so gleichmäßiger Festigkeit in den gefalteten Ecken des Mantels? Öfter noch als zum Gatten neigt sie den Blick zu diesem Bündel, das so sorgsam von ihrem linken Arm gehegt und geherzt wird. Sie ist eine unvergleichliche Reiterin. Frauenhaft auf dem breiten Sattel sitzend, lenkt sie kaum merkbar das sprühende Roß, stolz ist ihr Sitzen und aufrecht. Ob Galopp oder Trab: ihr Kind hält sie mit gleichmäßiger Sicherheit. Auch bei ihr streben Nase, Kinn und Stirn des erhobenen Angesichtes in die grade Linie. Die Mütter dieses Geschlechtes haben sich an den Fichten des Hochwaldes eine Augenweide genommen, als sie sich Kinder ersehnten. Diese Augen suchten aus Naturdrang die Umgebung der Sonne. Versuchte man diese Nackenlinie zu beugen oder zu brechen, so wären auch die Menschen selber gebrochen und entwertet . . .

Halt! Ein Stimmchen dringt unter dem Mantel hervor. Der längst unruhige Kleine verlangt gebieterisch die Mutterbrust.

Die Verfolger sind hinter ihnen, aber beide zügeln die Pferde und halten an, ruhig und sicher in jeder ihrer Bewegungen. Der

Ritter späht umher. Dort ist eine Felsenmasse, die im Halbkreis Schirm gibt. Ein knorriger, vom Wind verbogener Buchbaum wuchtet daneben. In dieser Nische auf weichem Waldmoos nimm deinen Sitz, junge Mutter, stille dein Kind! Dein Gatte hält Wache.

Mit kurzem Ruck kehrt er sein Pferd um, dem noch unsichtbaren Feinde zu. Klirrend fällt das Visier; der Schild sitzt am Arm; der Stachelspeer wächst wagrecht unter dem Arm hervor.

Inzwischen steigt die Mutter vorsichtig ab und läßt sich zwischen Gras und Stauden nieder. Das Kind schreit mit aller Kraft. Die starke und ruhige Tochter der Burgen und Berge wird nicht ungeduldig. Spräche sie, man vernähme eine tiefe, hallende Stimme, wobei die Muskeln ihres Halses vorquellen würden. Alles an ihr hat einen Zug ins Große und Kühne, selbst jetzt noch, wo sich ein zartes Lächeln über ihr Gesicht zu verbreiten beginnt. Sie hat das lebendige Bündel auf den Knien ausgepackt, sie nestelt an ihrem Busengewand, sie hebt ihres Kindes rosiges Gesichtchen an die Mutterbrust — und der Wald wird still . . .

Sonnenschein fließt über das heilige Bild; der Hochwald steht in göttlichem Mittagsfrieden. Ein Ritter, ganz in hartes Eisen gepanzert, hält auf dem Sandweg; eine Mutter, ganz Güte und Weichheit, stillt ihr Kind.

Jetzt durchbrechen Stimmen die köstliche Stille. Wüste Stimmen machen sich heran wie ein hungriger, suchender Waldwind; sie setzen wieder aus, sie schwellen an, sie schallen verworren herüber. Die Verfolger!

Die Frau schaut von ihrem immerzu trinkenden Kinde auf und schaut fest ihren Gatten an, durch den die Außenwelt hindurch muß, um zu ihr zu gelangen. Das Pferd des Ritters bewegt horchend die Ohren. Er aber wirft nur kurz und kühl das Wort hin: „Bleib nur!“ Und er reitet vollends hinaus, mitten auf den Weg.

Auf engem Rennstieg, zwischen Hecken und Urwald, braust der verfolgende Troß heran. Der Mut dieser Meute bestand in gegenseitiger Ermunterung. Der Feind floh, der Feind war also feig. Sie prahlten, was sie mit dem Eingeholten beginnen würden; einige führten den Gefangenen in ihrer vorauseilenden Phantasie an Stricken durch die Bauernhöfe der Täler; andere hieben ihn gleich

auf der Höhe kurz und klein und ließen ihn am Wege liegen. Und jetzt — — jetzt hält er da lebendig vor ihnen, unbeweglich, mitten auf dem Weg, in Eisen gehüllt, mit Schild und unheimlich angriffsbereitem Speer! Sie prallen zurück, völlig verblüfft und fassungslos über eine so unerhörte Kühnheit.

Endlich löst sich aus dem wirren, beratenden, gaffenden Durcheinander die Gestalt des Führers. Er reitet vor und entfaltet seine Kunst: seine Kunst zu prahlen, zu schimpfen und zu drohen. Er tötet den Ritter mit Worten; er beweist ihm unbarmherzig, daß nunmehr er und sein Weib verloren und vernichtet seien — —

Da, ein Spornstoß des Ritters, ein Vorwärtssprung des turniergeübten Rosses, ein Lanzenkrach — und der Redner liegt zerschmettert am Boden! Die Schar der andern brüllt auf, drängt sich in erschrockenem Getümmel zurück; ihr Massenmut geht unter in einer ebenso einstimmigen Massenangst.

Rasch erhebt sich die Frau, wickelt den befriedigten Sohn und Erben so ausgezeichneten Mutes mit zwei, drei Griffen in den Mantel, springt auf — und noch mit halboffener Brust und noch mit vorgehaltenem Schild und Speer setzen in tosendem Galopp die Flüchtlinge den Ritt fort, waldhinab, südwärts ...

Spät erst bricht der Held das Schweigen und lacht unter noch geschlossenem Helm laut auf. Er wirft den Schild über den Rücken, stößt das Visier auseinander und ruft lachend: „Wie der Schenk aus dem Sattel flog! Das blöde Gesicht! Mitten im Wort! Ein Schimpfwort sollt' es werden — auf dich! Das war sein Tod!"

Stolz sah er sein Weib an, und stolzinnig erwiderte sie den tiefen Blick. Dank und Liebe flammten aus ihrem Auge, das sich von ihrem Gatten in rascher Gedankenfolge zum Kinde senkte. Dann verlor sich der Frauenblick träumerisch ins Weite mit einem eigentümlichen Lächeln seliger Befriedigung und scheuer Erwartung ferneren Glückes.

Das war der Mann, von dem sie geträumt, als sie noch mit Puppen spielte. Das ist der Mann, mit dem sie nun in Treuen über die ganze Erde reiten wird bis ans Ende der Welt ...

Friedrich der Freudige

Gassen und Gasthöfe von Eisenach waren voll Menschen. Das ließ sich an, als wollte die große Stimmung der Wartburg-Sängerkriege und Hermanns des Freigebigen wiederum in die thüringische Welt Einzug halten. Aber es war über ein Jahrhundert her seit dem Wettkampf im Sängersaal; die Stimmung der Zeit hatte sich geändert.

Es war der 24. April 1322. Der ungewöhnliche Zulauf galt einem künstlerischen Feste. Mit der Kunst hatte sich die Kirche verbündet, die sich auch hier ihres erzieherischen Berufes zu bemächtigen gedachte. Der bedeutungsvolle und in seinen Folgen verhängnisvolle Tag war Sonnabend vor Misericordias Domini, vierzehn Tage nach Ostern. Die Eisenacher Dominikanermönche führten „auf der Rolle" zwischen St. Georgenkirche und Barfüßerkloster vor ungezählten Zuschauern ein geistlich Schauspiel auf: das Spiel von den zehn Jungfrauen.

Solche Osterfestspiele, verwandt mit den Mysterien, Moralitäten und Autos des ganzen Mittelalters — wovon z. B. noch Calderons „großes Welttheater" einen guten Begriff gibt — knüpften an Volksfeste der naturfrischen Heidenzeit an, etwa an das Winteraustreiben und ähnliche Volksspiele. Nunmehr aber verband man mit dem geistlich geleiteten Schauspiel kirchliche Belehrung, und ganz besonders zogen Reliquien und Ablaß an, die tags darauf, am Sonntag, ausgestellt und ausgegeben wurden.

Wo war die überschüssige Kraft, die vor hundert und zweihundert Jahren aus allen Löchern und Flicken auch der schäbigsten Kittel und Schuhe durchzubrechen pflegte, wenn das kriegerische Zeitalter zum Kreuzzug auszog und kraftvoll verwildert wieder heimkehrte?

Jene großzügige Verwilderung war zu schwungloser Roheit ermattet. Waren die Verwegenen und Idealisten im Kreuzzug gefallen? Die Kraft war versprüht und mit ihr die ritterliche Zucht.

Das Tier im Menschen hatte zu tun, das Edelmenschliche zog sich zurück. Für die Bürger, Kaufleute, Bauern waren die Stegreifritter der kleinen Bergnester eine Landplage, ebenso schlimm wie die häufigen Teuerungen. Zahlreiche kleine Fehden und Händel trugen Mord und Brand und Plünderung von Gau zu Gau. Dazu gesellte sich alle paar Jahre der düstere Gast: der schwarze Tod, die Pest, die 1348 ganz besonders furchtbar hauste.

So war der Werktag freudlos geworden. Darum hatten die Geplagten auch zu einem rechten Sonntag keine Spannkraft mehr. Ein Fürst, der es mit seiner Pflicht ernst nahm, mußte vom Kriegsroß in den Gerichtssessel und vom Gerichtssessel stracks wieder in den noch warmen Sattel zu neuer Fehde. Und ob sich das auch nicht wesentlich unterschied von dem Gepräge vorhergehender Jahrhunderte, so mangelte doch den Derbheiten dieser Zeit eine Hauptsache: Frische, Schwung und Geist.

Nur das Bürgertum der geschlossenen Städte begann sich langsam in die tüchtige Epoche der Reichsstädte und der Hansa umzuwandeln.

Als einflußreichste geistige Macht jener Zeit waren die Dominikaner, die Predigermönche, tätig. Man muß bedenken, daß die damalige Kirche, seit Franz von Assisi und Dominikus verjüngt, alle geistigen Kräfte mit bedeutender Anstrengung aufs neue in sich sammelte, alle Weisheit und Wissenschaft, die sich ja seitdem wieder abgesplittert hat. Die Mystiker jenes Jahrhunderts, die Dominikaner Johannes Tauler, Heinrich Suso, Meister Eckehart, den unbekannten Verfasser von „Ein teutsch Theologia", die noch von Luther herzlich geschätzt ward, lauter Männer voll Persönlichkeitsgehalt, darf man als feinste Stimmen des damaligen Geistes betrachten.

Das dogmatische Gerät der Kirche, Ablaß, Fürbitte der Heiligen, Almosenspenden und derlei Hilfsmittel, die einem noch ungeschulten Volke den Weg zu Gott erleichtern sollten, wurden von dieser innerlichen Richtung zwar nicht verworfen. Aber das alles wurde doch als minder wichtig erachtet. Ihrem Gottschauen und Gotterleben war der persönliche seelische Zustand die Hauptsache.

Auf das verhängnisvollste offenbarte sich diese strenge Auffassung im geistlichen Musikschauspiel „von den zehn Jungfrauen". Der Verfasser war, der sprachlichen Eigenart nach, ein Thüringer. Die theologische Auffassung verrät den Dominikaner, auch wenn man nicht wüßte, daß die Eisenacher Predigermönche — Eisenach hatte außerdem ein Franziskanerkloster — das Spiel am Fuße der Sängerburg veranstaltet haben.

Zu dieser „opera seria" kam nun auch der bedeutende Landgraf herab, der in so freudloser Zeit den stolzen Namen Friedrich der Freudige führte. Die Zeitgenossen hatten ihn mit dem Namen geehrt um des freudigen Mutes willen, mit dem er in seine vielen Fehden ritt.

Und hier war es, wo der ungebrochene Mann durch ein leider zu hoch gespanntes Spiel bis ins Mark, ja zu Tode getroffen wurde.

* * *

Auf dem Marktplatz drängt sich das Volk. Die Bretterbühne umfaßt die ganze mittelalterliche Welt: Himmel, Erde, Hölle. Ein Fegefeuer, jener Läuterungsort, auf den sich gedankenlose Sünder zu verlassen pflegten, war vielleicht absichtlich nirgends angedeutet. Himmel oder Hölle — entscheide dich, Kind der Erde!

Die Leiter des Stückes waren Mönche; die Darsteller, auch der Frauenrollen, Schüler.

Der Landgraf hat mit seinem Hof Platz genommen; das summende Gewoge der Neugier legt sich; Posaunen hallen in die buntunruhige mittelalterliche Volksmenge. Schlichte Musik beginnt, Chorgesang quillt hervor. Christus, Maria und Engel wandeln feierlichen Schrittes über die erste Bühne, die den Himmel andeutet. Im Wechselgesang singen sie das „Testimonium Domini", ein Psalmwort, das mit bedeutungsvoller Warnung das unwandelbare Gottesgesetz ins Gemüt ruft. Christus allein wiederholt in gesprochenem Wort den Leitgedanken und stellt sich so gewissermaßen als Richter vor:

Vor mir ist kein Gott gewesen,
Nach mir wird keiner sein.
Ich bin, ich bin der Herr,
Kein Heiland ist außer mir!

Nach so machtvoller Verkündigung höchster Gewalt, die ihres Eindrucks auf die empfängliche, bedingungslos gläubige Zuschauerschaft nicht verfehlen konnte, nimmt die Himmelsgruppe ihren Platz ein.

Nun sehen wir auf der Mittelbühne, die den Marktplatz einer Stadt andeutet, die „zehn Jungfrauen" auftreten, ihre Lämpchen tragend, geteilt in zwei Halbchöre. Diese fünf klugen und fünf törichten Jungfrauen sind — nach dem bekannten Gleichnis Matthäus 25 — zur Hochzeit des göttlichen Bräutigams geladen. Singend bekennen sie sich zu den vorhin so eindrucksvoll vernommenen Worten, gleichsam in irdischem Widerhall des himmlischen Chores:

Es sind die Reiche der Welt
Unsres Herrn und seines Christus worden.
Und er wird regieren
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Antwort der Engel hallt diesem Bekenntnis nach: „Amen! Halleluja!"

Damit haben sich die zehn Menschenkinder ausdrücklich dem überirdischen Gerichtshofe unterstellt. Himmel und Erde sind in Verbindung.

An so ahnungsvolle Eröffnung gliedert sich nun sofort die Handlung. Zwei Engel treten vor und gebieten von ihrem himmlischen Standort aus besondere Stille, denn vom lieben Gottessohn Jesus werde Bedeutsames verkündet. Und der Himmelschor singt: „Es war ein Mensch, der machte ein groß Abendmahl." Jesus fährt mit segnend erhobenen Händen im Gesang fort:

Saget den Geladenen:
Siehe, meine Mahlzeit hab' ich bereitet ...
Kommet zur Hochzeit!

Zwei Engel übernehmen den Befehl und tragen ihn auf die Erde. Auf einer Treppe, die Mittel- und Oberbühne verbindet, steigen sie nieder, schon von ferne singend:

Wachet und betet! Umgürtet die Lenden!
Tragt brennende Lampen in euren Händen!

Und zu den Gruppen der Jungfrauen gewendet, spricht einer der Engel die deutlichen und ausdrücklichen Einladungsworte:

Euch entbeut vom Himmel der reiche Gott,
Unser Schöpfer, zur Stunde
Gar liebliche Kunde:
Daß ihr alle seiet bereit
Zu seiner großen Hochzeit,
Es sei Tag oder Nacht ...
Es soll sein eine jede Gemeine
Gar keusch und gar reine.
Sie soll tragen gewiß und schlicht
Zu rechtem Bekenntnis brennendes Licht.
So will Gott, der Bräutigam der Frommen,
Aus Liebe zu euch selber kommen.
Wenn er bereit euch sieht,
Ach wie wohl euch geschieht!
Doch wer die Bereitschaft verzaudert und spart —
Weh ihm, daß er geboren ward!

Man sieht: alles ist wunderbar plastisch; ein Volksspieldichter kann daraus lernen.

Die Himmelsboten haben gesprochen und kehren heim. Alle Jungfrauen stehen staunend und verarbeiten in lebhaftem Gebärdenspiel die vernommene Botschaft.

Rasch ist der Frommen Entschluß gefaßt. Singend geloben sie:

Wir wollen lassen nunmehr,
Worin wir sündigten vorher.
Daß wir, überfallen vom Todestage,
Nit stehn in Angst und Plage,
Nit suchen vergebens Raum zur Buße,
Dir, o Herr, fallen wir zu Fuße:
Erbarm' dich unser, wasch uns rein!
An dir wir sündigten allein!

Die erste der klugen Jungfrauen verstärkt diese Weise in längeren gesprochenen Worten: „Ei, nun wollen wir uns besinnen" ... Und die zweite stimmt freudig bei: „Wohlauf, die Lampen begossen!" Das ist ihr anschaulich zusammengefaßter Entschluß. Sie werden

dem ewigen Licht entgegenwandern mit dem eigenen treu gepflegten Lichtlein.

Nicht so die Törichten. Das sind leichtfertige Spötterinnen, diesseitige Genußnaturen, die für solchen fernsichtigen Idealismus wenig übrig haben. Es ist künstlerisch und seelisch fein, daß diese vernünftelnden Zweiflerinnen nicht singen. Die erste Törichte hebt vielmehr gleich zu sprechen an, eine besserwissende Schlange im Paradiese:

Liebe Schwestern, folgt meinen Lehren:
Wir wollen uns an den Rat nit kehren.
Ich will uns einen beßren geben ...
Gottes Gnad' ist so groß und viel,
Daß ich mich fest drauf verlassen will.
Woll'n uns des jungen Lebens freu'n,
Gott wird ja wohl geduldig sein!
Zur Hochzeit kommen wir alle noch! ...
Wir wollen verspielen unsre Leiden,
Wollen uns von diesen Betschwestern scheiden,
Wollen gehen anderswohin ...
Wir kommen wie sie zum Abendmahl
Grad so geschwind!
Schlagt ihre Bitten in den Wind!

Willig stimmt die zweite diesem Leichtsinnsvorschlag bei:

Wollen tanzen und wollen reihen
Mit Pfaffen und mit Laien!
So freun wir uns noch dreißig Jahr',
Bis uns ergraut das helle Haar.
Wenn unser niemand mehr achtet dann,
Seht, so fangen wir ein frommes Leben an.

Tanzend und die Frömmlerinnen verspottend entschwinden die Leichtfertigen in die Gassen der Stadt. Die fünf anderen bleiben in Wehmut zurück. Leis beginnt ihr Gesang:

Selig seid ihr, so euch die Menschen hassen
Und euch verfolgen und schelten euch
Und verwerfen euren Namen
Als einen boshaftigen um des Menschensohns willen.
Freuet euch alsdann und hüpfet,
Denn siehe, euer Lohn ist groß im Himmel!

Der Trostgesang setzt sich fort in Trostworten. Sie bestärken sich im Beharren.

Der nächste Auftritt führt wieder zu den Törichten hinüber. Hier ward jedenfalls der Pantomime viel Spielraum gelassen. Sie tanzen, werfen Spielsteine, schlafen endlich ein. Doch langsam reckt und erhebt sich eine von ihnen, eine Kassandra in nächtlich gefährdeter Stadt. „Wehe über Wehe!" hallt ihr Ruf über die schlummernden Schwestern.

Wie lange wollen wir müßig gehen?!
Wir wissen nit, wann des Bräutigams Zeit!
Wir haben — seht doch — nit bereit
Unser Hochzeitsgerät!
Wer hilft uns, wenn es zu spät?!

Die Schwestern kauern schlaftrunken, ermuntern sich aber allmählich, betrachten ihre erloschenen Lampen — diesen rasch vergeudeten Vorrat an ewigem Lebenslicht — und kommen zur Besinnung. Sie ziehen vor, mit der bisherigen Säumigkeit ein Ende zu machen und die klugen Jungfrauen um Öl zu bitten. Und so wandeln sie flehend hinüber. „Gebt uns von eurem Öl, da unsre Lampen erloschen sind!"

Aber ihre Bitte wird abgewiesen; die Klugen kommen selbst nur knapp mit dem eigenen Vorrat aus. Auch die Krämer, spät aus ihren Häusern herausgeklopft, versagen achselzuckend. Die Angst der lichtlosen Mägde steigt. Aber wieder weiß eine zu beruhigen.

Wenn jene ziehen zum Saal hinein,
So folgen ganz nahe wir hintendrein.
Kommen wir dann hinein durchs Tor,
So stößt man uns nimmer davor.
Wer dann nur den guten Willen hat,
Den Willen nimmt man für die Tat ...
Da uns das Öl nun nit mag werden,
Ei, so setzen wir uns hier auf die Erden,
Ruhen wohl eine gute Weile,
Wir haben ja noch keine große Eile! ...

Leichtsinn siegt: sie verscherzen und verspielen die Zeit!
Und jetzt naht das Verhängnis. Vom Himmel her, von vielen

Engeln begleitet, zieht in erhaben-schönem Zuge herab der göttliche Bräutigam. Freudig empfangen den Sohn Gottes die fünf klugen Jungfrauen unter dem bedeutsam, ja furchtbar wiederholten Leitmotiv, das wir zu Anfang vernommen haben:

Es sind die Reiche der Welt
Unsres Herrn und seines Christus worden,
Und er wird regieren
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Unter reichlichen Wechselgesängen, wobei sich Christus und Maria beteiligen, steigen die Seligen empor in den Himmel, wo sie sich zum großen Abendmahl an die Tafel setzen.

Und die Törichten? Die sind so vertieft in ihr Treiben, daß sie den ganzen Vorgang kaum bemerken. Jetzt erst werden sie inne, daß die Klugen fort sind! Sie rennen in den Vordergrund, sie erblicken auf der oberen Bühne das himmlische Mahl, sie sehen die Tore nach oben verschlossen! Da erhebt sich erschütternde Wehklage. Die ganze Wucht der Dichtung liegt auf dem nun folgenden Teil des gefühlstiefen Schauspiels.

Tue auf, o Herr, dein Tor!
Wir gnadenlosen Jungfrauen stehn davor!
Wir bitten dich, lieber Herr, auf den Knieen,
Wollest deine Gnade uns nit entziehen!

Unbarmherzig aber antwortet von oben die Stimme des Heilands, der nunmehr aus einem gütigen Gastherrn zum strengen Richter geworden:

Wer die Zeit der Reue versäumet hat,
Nie Buße für seine Sünden tat —
Kommt der vor mein Tor zu stehen,
Einlaß kann ihm nimmer geschehen.

Wieder Wehklage von unten, diesmal an Maria:

Weil Gott uns Gnade hat versagt,
So bitten wir die reine Magd,
Mutter aller Barmherzigkeit,
Daß sie sich erbarm' über unser Herzeleid!
O bitte deinen Sohn für uns Armen,
Daß er sich über uns wolle erbarmen!

Ihr Flehen wird Gesang; sie liegen ausgestreckt an der Erde und singen:

Jungfrau, Mutter, nimm zu Herzen
Unser Leid und unsre Schmerzen!

Und Maria, die Mutter Gottes, wird von so viel Seelenschmerz bewegt. Zaghaft naht sie sich dem göttlichen Sohne, kniet vor ihm nieder und spricht:

Herr und Sohn, da ich dich gebar,
Weder Palast noch Haus mir war —
Nichts als Armut.
Das litt ich alles dir zu gut.
Ich hatte um dich Sorgen, das ist wahr,
Mehr denn dreiunddreißig Jahr.
Sieh, liebes Kind, das lohne mir:
Erbarme dich der Armen hier!

Christus aber — „Kämst du auch mit allen Engeln überein, so könntet ihr doch keinen Sünder befrein!" — Christus bleibt unerbittlich.

Hier machen wir halt. Ist denn das noch mittelalterliche Theologie?! Wie, auch die Fürbitte der Engel und der heiligen Jungfrau vermögen nichts? — Und auch rein menschlich sehen wir des Ergreifenden mehr als genug. Da sind bitterlich weinende Mädchen, deren Schlechtigkeit uns nur andeutungsweise oder sinnbildlich, daher nicht eigentlich abstoßend, bekannt geworden. Ihr Leiden aber und ihre Strafe erleben wir nun in ganzer gegenwärtiger Stärke. Und oben sehen wir triumphierende und fröhliche Jungfrauen, von deren Tugend wir gleichfalls nur sinnbildlich Kunde bekamen. Und so wirken Lohn und Strafe viel zu unmittelbar und heftig. Und vollends Jesus, den Bringer verstehender und verzeihender Liebe, der so groß und gut vor jener todbedrohten Ehebrecherin stand: ihn sehen wir unerbittlich hart.

Schon ist unser religiöses Empfinden bis an die Grenze auf die Probe gestellt. Schließt jetzt euer Spiel! Entlaßt uns mit heilsamer Mahnung — und wir gehen ernst und besinnlich unserer Wege.

Aber der Dominikanerdichter, der unleugbar über dichterische Kraft verfügte, setzte jetzt erst mit der schauerlichsten Wirkung ein.

Eine dritte, jedenfalls tiefliegende Bühne wird lebendig: die Hölle tobt hervor! Die Teufel Luzifer und Beelzebub springen heraus und rufen in den Himmel hinauf: Herre, du gelobtest, daß du recht wolleſt richten!

Tu's nun, daß die verfluchte Schar
Ohn' Urteil in die Hölle fahr'!

Und der Herr beſtätigt die Forderung:

Recht Gerichte ſoll geſchehen,
Die Verfluchten müſſen von mir gehen!

Drob freut ſich die hölliſche Sippſchaft. Nach einem Zwiegeſpräch zwiſchen Himmel und Hölle — wobei Chriſtus mit Zorn feſtſtellt, daß der Teufel es iſt, der die armen Jungfrauen verblendet hat: eine geſchickte Ablenkung des Dichters! — tauchen die hölliſchen Geſellen auf der Erdenbühne auf. Noch einmal ergreifende Bitten der Jungfrauen, noch einmal Fußfall Marias — aber Chriſtus bleibt unerweicht. Es klingt wie eine Bußpredigt jener derberen Zeit, wenn nun der Heiland aus den Himmeln ruft:

Geht, ihr Verfluchten an Seel' und an Leibe!
Von mir hinweg ich euch vertreibe.
Geht in das Feuer, das bereitet iſt
Dem Teufel und ſeinem Geniſt!
Sünder, hinweg von mir!
Troſt und Gnade verſag' ich dir.
Von meinen Augen dich abkehr',
Mein Antlitz leuchtet dir nimmermehr.
Von meinem Reiche ſcheide,
Das du zu großem Leide
Aus eigner Schuld verloren haſt:
Trage nun ſelbſt der Sünden Laſt!
Geh hin und Ach und Wehe ſchrei,
Heil heut' und nimmermehr dir ſei!

Mit Ketten klirren die Teufel; die Jungfrauen reißen ſich die Kränze vom Haar, zerſchlagen die Bruſt, werden gepackt und gefeſſelt. Und nun klingt, wuchtig und wortreich, das Stück in langen, langen Klagen aus — in Klagen an die Zuſchauer, denen die Teufel

die Verfluchten vorführen, in gesprochenen Klagen, und zuletzt, in umfassendem Finale, in wehklagendem Chorgesang, dessen mächtige Strophe an die Nibelungenstrophe erinnert.

Nun hebet sich groß Schreien und Weinen immerdar.
Gott hat uns verfluchet, er stieß uns von sich gar.
Wir haben ihn erzürnet, uns wird nimmer Rat.
Drum laßt euch Lieben unsrer Not erbarmen, wir ziehn
des Kummers Pfad.

So die erste; und der Chor antwortet:

O wehe und o weh!
Daß wir Jesum Christum schauen nimmermeh'!

Und weiter singen sie, einzeln, in großem Umzug, mit dem einen wehen Grundton: „Nun traget alle Leiden, die noch auf Erden sind! Es will uns keine Sühne geben Marien Kind!" Bis die Schlußstrophe hallt:

Ihr Freunde und Verwandten, gebt nur kein Sühngeld her,
Nicht Spenden und nicht Gaben — das alles hilft nicht mehr!
Was man uns Gutes tät, das wäre gar verlor'n.
Der Tod mehr hülfe als ein Seelgerät' — wir han verdienet Gottes Zorn.

Und der Chor antwortet in verhallendem Gesang aus der Tiefe der Hölle:

Drum sind wir ewiglich verlor'n! ...

* * *

So verklang das furchtbare Spiel...

Da sprang der Landgraf Friedrich der Freudige von seinem Sessel auf — und mit lauter Stimme rief der erschütterte und vor ratlosem Zorn bebende Fürst auf die Bühne: „Was ist denn alsdann der Christen Glaube, was ist dann unsere Hoffnung, hilft es nichts, daß die Gottesmutter Maria und alle Heiligen Gottes für uns bitten? Wozu dienen wir ihnen denn?! Warum sollen wir sie denn ehren, wenn wir nicht Gnade durch ihre Fürbitten erwerben?!" Und verließ den Platz und ritt in höchster Erregung auf die Wartburg zurück und „war zornig wohl fünf Tage". Und die Gelehrten kamen und konnten den gradsinnigen Fürsten nicht beruhigen, und

die Kapläne und Mönche deuteten ihm die Schrift, daß ja das alles erst vom Jüngsten Tage gelte. Es war umsonst. Am fünften Tage traf den erbitterten Recken der Schlag. Halbseitig gelähmt und der Sprache beraubt lag er eines Morgens auf seinem Lager.

Zweiundeinhalb Jahre dauerte das qualvolle Siechtum Friedrichs des Freudlosen. Dann erlöste ihn ein sanfter Tod, am 16. November 1324.

* * *

Friedrich der Freudige!... Man hat den Südlandsflug der Hohenstaufen, die sich mit der Kulturwelt des Mittelmeers so hartnäckig auseinandergesetzt haben, viel bewundert und viel gescholten. Landgraf Friedrich der „Freidige", der mit tapferer Ausdauer nur um sein angestammtes Thüringen stritt, war ein letzter Hohenstaufe, ein Enkel des Kaisers Friedrich II., dessen Tochter Margareta Friedrichs Mutter war.

Sonderbar feindseliges Geschick, unbarmherzig wie der Christus dieses Spiels, verfolgte die Staufen und rottete sie aus. Barbarossa war im Kalykadnos ertrunken; Heinrich VI. verwelkte frühe; Philipp von Schwaben ward ermordet; Friedrich II. starb nach gewaltigen und nutzlosen Kämpfen im Sarazenenbezirk, den Deutschen entfremdet; Enzio verkam im Kerker zu Bologna; Konradin auf dem Schafott zu Neapel.

Schon Friedrichs Mutter hatte nur Leid erfahren. Nach fünfjähriger Ehe mußte die junge Landgräfin in einer Juninacht von der Wartburg fliehen, weil sie den Roheiten ihres ehebrecherischen und verschwenderischen Gatten (Albrechts des Entarteten) nicht länger gewachsen war. Sie starb zwei Monde danach an gebrochenem Herzen. Bei ihrem Abschied soll die Mutter ihren Liebling Friedrich so krampfhaft geküßt haben, daß ihm ein Mal in der Wange blieb. Der Volksmund nannte ihn darum auch „Friedrich mit der gebissenen Wange".

Unter solchem Stern stand dieses Hohenstaufen Lebenswerk. Sein erster Feind war der eigene Vater. Diesem galten die frühesten Fehden der verbündeten Söhne. Kaum übersehbare Gefechte, Hinterhalt und Überfall, Gefangenschaft und Loskauf, Verträge und Vertragsbrüche lassen durch Jahrzehnte diese Ritter nicht zur Ruhe

kommen. Thüringen ist — wie ganz Deutschland — heillos zerrüttet. Einmal wird Friedrichs Bruder Diezmann in das Wartburgverlies geschleppt; ein andermal gerät der Vater in Gefangenschaft der Söhne. Dann mischt sich der deutsche Schattenkönig in diese inneren Händel, und zwar mit Rechtsgründen: denn der alte Landgraf hat ihm, über die erbberechtigten Söhne hinüber, sein Thüringen verschachert. Raubzüge des Königsheeres werfen Schrecken über Dörfer und Klöster: — bis in blutiger Schlacht bei Luka Friedrich und Diezmann die königlichen Söldner zerschmettern und sich ihr angestammtes Erbrecht erkämpfen. Aber gleich danach wird Diezmann meuchelmörderisch erstochen. Friedrich kämpft allein weiter. Fast unglaublich sind die abenteuerlichen Wechselfälle dieses Heldenlebens. Einmal reitet er nur mit einem Knecht und drei Pferden, als ein Fürst ohne Land, eine Zeitlang über die Heide; um seine gefangenen Ritter zu retten, hat er auf seine Markgrafschaft verzichtet. Ein andermal wird er vom Landgrafen von Brandenburg abgefangen und nach Tangermünde verschleppt. Mit Erfurt, mit Eisenach setzt es Rauferei und Hader. Aber zuletzt darf er, siegreich auf der Wartburg thronend und als alleiniger Herrscher geachtet, nachdem sich der schlaffe Vater nach Erfurt zurückgezogen hat, sein „Landgraf von Thüringen und Markgraf von Meißen" als Unterschrift unter seine Verfügungen setzen.

Über alledem war Friedrich ein alter Mann geworden. Fünfundsechzig Sommer hatte der Recke hinter sich, als er zu jenem anscheinend harmlosen Festspiel hinunterritt, das man füglich als eine abschließende Dank- und Siegesfeier hätte betrachten sollen. Die Zeitgenossen stimmen überein im Lobe dieses Landgrafen, als eines unerschütterlich tapferen, frommen und gerechten Herrn.

Doch statt einer Jubelfeier empfing den grauen Kämpfer, der zu religiöser Vertiefung wohl nie viel Zeit gehabt, jenes „Ewig verloren", dem seine Heldennatur erlag.

* * *

Dem Mönchlein, das jene dramatische Bußpredigt geschrieben, mag angst und bange geworden sein ob der unerwarteten Wirkung seines „Spiels". Jedenfalls geriet die Handschrift in Vergessenheit,

bis sie mehr als fünfhundert Jahre später (1846) zufällig wieder entdeckt wurde. Und so ist uns eine treffliche Urkunde aus dem damaligen geistlichen und künstlerischen Leben Thüringens wieder zugänglich geworden.

Das war nicht mehr der Geist Walthers von der Vogelweide oder des Nibelungenliedes. Einfalt und Vertrauen auf die Seele der Welt, auf die alles durchwehende und belebende Gottheit waren dahin: der Kindersinn großen Stils war dahin.

Seltsam wehmütig klingt daher der sonderbar und unbewußterweise höchst tiefsinnig gewählte Spruch, der auf dem Grabstein Friedrichs des Freudigen zu lesen ist. Auf dem Denkstein dieses dergestalt an Gottes Vaterliebe irre gewordenen Mannes steht — ein Kinderlied, ein schlichter Reim kindlich-guten Vertrauens, den in etwas veränderter Fassung unsere Kinder heute noch beten und singen:

Ich will heint schlafen gehn,
Zwölf Engel sollen mit mir gehn:
Zween zu Häupten, zween zur Seiten,
Zween zu Füßen,
Zween die mich decken,
Zween die mich wecken,
Zween die mich wisen
Zu den himmlischen Paradisen.

Luther und der Teufel*

Ich hab' ihn wohl versucht, was er für ein Gesell ist. Er hat mir oft so hart zugesetzet, daß ich nicht gewußt habe, ob ich tot oder lebendig sei. Er hat mich auch wohl in Verzweiflung gebracht, daß ich nicht wußte, ob auch ein Gott wäre, und an unsrem lieben Herrn Gott ganz und gar verzagte. Aber mit Gottes Wort hab' ich mich seiner erwehrt.

Luther

Junker Jörg saß vor dem Eichentisch und übersetzte im Evangelium Matthäi, Kapitel 18, die Worte: „Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt!"

Hier hielt er jähen Rucks inne. Er legte mit dumpfem Faustschlag den Schreibkiel auf den Tisch, warf den eckigen Kopf zurück und starrte aus einiger Entfernung das Wort an, das da vor ihm auf dem Papier stund. Eine Stimme hatte ihn angehaucht und in ihn hineingesprochen. Was war das? Und da kam es abermals:

„Das bist du"...

Stark stieß er den Stuhl zurück und schaute sich um. Aber die kleine Stube mit ihrem Möbelwerk und ihren Wandlinien stand still und klar beleuchtet im Abendschein. Die Stimme kam nicht von da; die Stimme kam von innen her. Es war ein hohes und hohles, ein heimliches Lachen; dazu tanzten blaue Flämmchen vor seinem inneren Gesichtsfeld. War das ein Rauschen und Flirren des Blutes im überfüllten Gehirn? Die Ritterkost war wohl zu schwer. Oder bildeten sich die aufgescheuchten Gedanken des Bibelübersetzers zu Stimmen und Gestalten?

Stimmen genug! Das Zimmer schien voll davon! Und unter dem Geschwirr kam eine Stimme ganz besonders nahe, zum drittenmal:

„Das bist du."

* Diese Szene, zum großen Teil in das später entstandene Drama aufgenommen, ist eine Vorstudie zu „Luther auf der Wartburg" (zum erstenmal aufgeführt im Stadttheater zu Riga am 31. Oktober 1908).

— „Das bin ich nicht, Satan!“ schrie Luther laut auf. „Wie wagst du mir zu sagen, daß ich den Kleinen im Gemüt, denen, so einfältigen Herzens sind, Ärger schaffe und Anstoß gebe?!“

— „Du nimmst ihnen die überkommene Autorität“ — —

— „Und gebe ihnen dafür die Autorität der Schrift“ —

— „Die sie nicht lesen können!“

— „Die ich ihnen übersetze, eben, hier!“

— „Die sie nicht verstehen!“

— „Die ich ihnen deute in meiner Postille!“

— „Die ihnen neuen Buchstabenglauben auflegt!“

— „Holla, Teuflein, wenn ich ihr Gewissen schärfe? Wenn ich ihr Gewissen als Deuter und Berater setze?!“

— „Oh, der subtile Richter! Oh, sieh, ich greif' danach, er ist Gespinst, er ist Luft — ich fass' ihn nicht!“

— „Nein, Beelzebub, den Richter fassest du nicht, sintemal er dein Herr und Todfeind ist! Spotte du — den überwindest du nie!“

— „O du sicherer Mann, hatte die Menschheit vor dir kein Gewissen? Streichst du tausend Jahre aus, hoffärtiger Mönch, und nennst sie schlecht beraten?“

— „Kommst du mir so? Siehe, so hat auch Paulus den Alten Bund schlecht beraten genannt. Aber sagen wir denn, daß jene fromme Kirche schlecht beraten war? Nein, Versucher: sie alle hatten ihre Zeit, heut' aber ist ihre Zeit erfüllt, ihre Wahrheit ist durch schlechte Dolmetscher Fäulnis geworden, ward eine Verwirrung für viele! Drum muß ich wiederum ausgraben das verschüttete, lautre, reine Gottesbrünnlein, wie es uns Jesus Christus aus dem Fels des ewigen Lebens herausgeschlagen hat, gleich Moses in der Wüste!“

— „Ich und ich und ich — ich Luther — wer bist denn du? Lieber, so zeig' mir doch deinen Schein?!“

— „Ich hab's erlebt! Ich hab's im Gebet erfahren, Gott hat mir's offenbart! Warum sollte Gott nicht mit einem armseligen Mönchlein große Dinge vorhaben? Laß es uns tapfer und verwegen unternehmen! Ist die Sache von Gott, so geht sie herrlich hinaus; ist sie nicht von Gott, sondern nur Luthers Sache, siehe,

so wird Martinus Lutherus, Doktor und Magister, hinweggeblasen wie ein welk Blättlein!"

— „Du bist deiner Sache gewaltig sicher, Luther" —

— „O wär' ich's immer!"

— „Weißt du denn aber so gewiß, daß du der ewigen Verdammnis entrinnest? Weißt du nicht, daß auf dieser Burg ein gar frommer und freudiger Herr zwei Jahre lang gelähmt lag, weil er mich erkannt hat als den Fürsten dieser Welt?"

— „Alsdann kannte jener fromme und freudige Herr die Heilige Schrift nicht! Denn siehe, es steht geschrieben, daß Gott gesandt hat seinen Sohn in dein Reich, Satanas, Sünder selig zu machen — Sünder! Vernimmst du das?! Sogar dich, Satanas, wenn du nicht so ganz und gar ein Tropf wärst!"

— „Luther, Luther, in Euch steckt starker Willen. Auch hat Euch Gott einen haarscharfen Verstand beschert. Ihr könntet ein auserwählt und angenehm Leben führen" —

— „Heb' dich hinweg!"

— „Nun, Ihr seid zufahrend. Laßt Euch sagen, Herr Doktor: das ist noch ein Restlein Bauernunart, tut's ab, lernt fein vornehm zuhören!... Also hört: Euch ist nur des Geistes Vorhof bislang bekannt. Sind viel biedre Leutlein in diesem Vorhof, Gott hab' sie selig; ihr Name heißt Biedersinn, Frommheit, Nächstenliebe — und was da sonst das Gesetz verlangt. Aber geht weiter, Luther! Das ist Tugend der Bauern, Hirten und Kohlenbrenner! Gott will die Welt bunter gestaltet sehen. Auch Freude an schöner — — nun, an schöner Kunst ist löblich Tun. Vielfältig ist die Kunst. Viel Maler und Bildhauer haben sich weidlich bemüht, etwa einen holden — Frauenleib fein rund und weich zu gestalten. Allda hat Theologie keinen Platz mehr. Gott hat den Frauenleib zu einem Kunstwerk erschaffen, damit man in verschwiegener Stille seine Freude daran habe. Verdenkt Ihr den hohen und gelehrten Herren solche Freude? Du polterst wider Dinge, die du unkeusch nennst, weil solche anmutigen Freuden deiner Ungeschlachtheit zu fein sind — du Bauer!"

— „Es steht geschrieben" —

— „Das spricht nun dein Mund. Ohne Kraft und Ton sprichst du das — aber deine Sinne horchen bereits auf. Luther, komm

denn näher, laß dir sagen: Es steht viel geschrieben, aber die Menschheit tut nicht danach. Sprache ist ein Ding für sich, Tun ist ein ander Ding. Es ist schicklich, von vielem nicht zu sprechen: aber die Leute tun's. Und wiederum nehmen sich stattliche Worte gar wohlgekleidet aus, wenn sie durch Staat und Volk spazieren: aber es ist schöner Schall, woran sich die Menschen ein Weilchen ergötzen. Wenn aber das Tun kommt, so tun sie nach Trieb und Gelegenheit. Lern' die Welt kennen, Mönchlein!"

— „O Satan!"

— „Aber halt du nur herzhaft fest dein tönend Wort! Es hat guten Schall, ei, wie Drommete klingt's! Oh, fern sei von mir, daß ich dein Schlachtentrommeln, du frommer Landsknecht, sollte irremachen! Nur: — gib heimlich der Erde, was der Erde gebührt! Hörst du?! Es weiß es ja niemand! Es ist hinter deinem ernsten Wort eine verwegene Seele: es sitzt in dir ein gar lustiger Künstler und Musikus! Freu' dich am leichten Sinn, wenn du müde bist der Bußpredigt! Savonarola war viel, Lorenzo di Medici war auch viel: aber beide zusammen sind der rechte Genius. Hat dir nicht Gott Sinne gegeben?"

— „O Satan, Satan! Ja — Gott hat mir Sinne gegeben — und Willen und Verwegenheit — ich weiß, ich weiß — und mein Herz und Blut ersehnt so gar oft in diesen einsamen Stunden ein jung fest Weib als meine liebe Hausfrau — Gott hat's erschaffen — ja, aber zur Zucht und Sitte! Und Gott will, daß ich in seinen Dienst stelle alle Kräfte meiner Natur. Du rätst mir falsche, feige, tückische Herrschaft, wie das Raubtier zur Nacht umstreicht und erwürgt und genießt" — —

— „Ist das Raubtier so gar schlimm? Nennt man nicht Löwe und Adler Könige der Tiere? Reizt dich nicht ihr Mut, tapfrer Luther, zu solch verwegener Nacht? Das ist Stärke: du überlistest die Dummen und Faulen! Laß dem Tag sein bieder Gesetz, ja verteidige du recht laut sein Gesetz: aber sei noch stärker, gib auch der Nacht ihr Recht! Schau' die Größe und Freiheit der erlauchten Nachkommen der Römer: sieh, dem Volke geben sie öffentlich, was sich ziemt; aber sie haben überfließend viel Geist und List: sie wissen zudem mit Anmut zu sündigen. Hei, das nenn' ich Herr sein!

Wirf den Mönch ab, tu den Bauer hintan, bist unfrei! Sei kecker Geselle genug, zuzeiten untugendhaft zu sein — aber feinen Geschmackes! Hast du dessen nicht Macht? Oder bist du zu feig? Wie, oder gar zu schwerfälligen Verstandes? Willst wider Untugend schelten, und weißt nicht, wie die artige Magd aussieht?!"

— „O Stimme Gottes in meines Herzens tiefstem Grund — komm hervor! Wo bist du?!"

— „Bin ich nicht auch deine innere Stimme? Ei, merkst du denn nicht, daß auch ich von Gott zu dir ausgesandt bin? Gott ist gar vielfältig. Laß dir das Geheimnis verraten, das nur der reifsten Vernunft offenbart werden darf: auch was ihr Toren ‚Teufel' nennt, ist ein Stücklein von Gott!"

— „O zischende Schlange der Finsternis, du ein Stücklein von Gott?! Von Gott, der da ist das Licht?!"

— „Sahst du je ein Licht ohne Schatten? Luther: ich bin der Schatten Gottes. Licht und Schatten gehören zusammen: beides erhält die Welt, ja, siehe: — beides ist Gott! Auch was die Toren Sünde' nennen, ist Gottes Wille. Luther, es gibt keine Sünde! Luther, auch ich bin Gott, schaffe dir durch mich Macht! Sei Held, greif zu, verachte das Volk, dem du ungedankt in den Sattel hilfst! Es wird nimmer reiten lernen: fällt auf der andren Seite wieder herunter! Die Klugen, die dich jetzt verachten, werden erstaunen und sagen: Siehe, der Bergmannssohn ist nicht so ungefüg, ist ein gar pfiffiger Geist, hat einen Schelm im Nacken, seht euch vor, dieser Luther ist auch Herr über seine eigenen Satzungen! Er ist Herr sogar über den letzten Zuchtmeister — über das Gewissen! Er ist — wie Gott!"

— „Hab' ich dich?!"

Mit dröhnendem Sprung fuhr der gepeinigte Mann empor, so daß der Stuhl zu Boden flog. Er tastete mit hastiger, bebender Hand nach einer Waffe — und bekam im fahlen Dämmerschein das Tintenfaß zwischen die Finger. Er packte zu, schwang, warf — und mit krachender Wucht saß es an der Wand.

„Eritis sicut Deus! So sprachst du Satan im Paradiese! Daran hab' ich dich erkannt, doppelzüngige Schlange! Heut' aber gerät es dir nicht!... Oh, mich irremachen an meinem mühselig heiligen

Werk?! Zerbrechen will ich dich, Satan, also ist der Wille Gottes! Stück um Stücklein will ich abzupfen von deiner Finsternis! Ungedankt werben will ich um meines Volkes verfinsterte Seelen, bis diese Erde ganz voll Lichtes ist, ganz voll Gottes! Das walte der Allmächtige, der allein des Zwiespalts Herr ist! Amen!"

Keuchend stand er da und rieb sich wie erwachend die tropfende Stirn.

Hans von Berlepsch, der Schloßhauptmann, trat breiten Schrittes in das Stübchen und rief seinen Schützling zum Nachtessen.

Herbstgedanken

Während ich diese Blätter schreibe, fährt die Gewalt eines unwiderstehlichen Herbststurms über das norddeutsche Flachland. Das stößt an unsere Thüringer Berge, das rüttelt an unsern Schieferwänden, blättert den tosenden Forst auf, stäubt das vergilbte Laub wie eine Goldsaat über das erschrockene Land.

Ich betrachte erstaunt diesen immer wieder neuen Verwandlungsvorgang. In weit ausholenden Bogen die Luft durchschneidend, bewegt sich schwerfällig-wuchtig die Wipfelmasse der Fichten, die mit dem Sturm kämpft. Das Ächzen und Brüllen dieser riesigen Schuppenleiber von Helden, die da um den Berg stehen, ist ergreifend. Im Todeskampf reißen sie Felsen aus.

Besonders häufig fallen in solchen Stürmen die Rottannen; sie besitzen keine stämmige Pfahlwurzel, wie etwa die Kiefern. Ihre Wurzelfüße laufen weit über den Berg hin und suchen unmittelbar unter Moos und Nadeldecke Wasser für den Baum, dem sie dienen. Und doch sind das die rechten Sturmsöhne, höhenliebend, wipfelzerzaust; sie halten sich an umklammerten Felsen fest. Oft freilich auch brechen sie an mürben Stellen mannshoch glatt ab, wie man eine Gerte bricht. Ich sehe eine solche sturmzerbrochene Fichte liegen: ihre Krone krachte beim Sturz noch einmal auseinander und flog ein Stück weiter den Berg hinunter, Stämmchen einer Schonung zerschmetternd.

Der außerordentlichen Wucht dieses Wetters widersteht nicht Busch noch Baum. Wir Menschen, geübt, so erhabene Vorgänge des Werdens und Vergehens symbolisch zu fassen und das Göttliche „nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, als unbegreifliches Leben, in einzelnen und verwandten Erscheinungen" (Goethe) zu ahnen, jenseits aller Worte zu erleben und das Erlebte armselig in unsrer Sprache wiederzugeben — wir stehen dem Vorgang des Untergehens ins Unbegreifliche ebenso staunend gegenüber wie der Tatsache des Auftauchens aus dem Unbegreiflichen.

Ringsherum Grenzen unseres Erkennens! Eingekapselt sind wir in die Schale unserer fünf Sinne, eingekapselt in Raum und Zeit.

So wandern wir auf einer Scheibe, die auf endlosem und unzugänglichem Meere schwimmt: — wenn rundherum der Rand umwandert ist, so kehren wir an den Ausgangspunkt zurück. Das Rätsel ist ungelöst. Kein Nachen führt hinüber.

Diese Unlösbarkeit — und in der Moral: diese Unerfüllbarkeit — muß ein erschütternd, ein Willen brechend Erlebnis geworden sein. Dann werden wir still. Und im Stillesein verfeinern sich unsre Sinne und vertieft sich unsere Seele. Und eine neue Heiterkeit kehrt zurück; und ein unerschütterlich Allvertrauen wächst.

So kommt auf Pfaden des Gefühls eine neue Kraft: ein kindlich-tiefer Glauben.

* * *

In grauem, schwerem Herbstnebel sind wir vor kurzem den Rennstieg entlang gezogen, von Ruhla bis Oberhof.

Zu Ruhla wurden wir von Schmiedeklängen geweckt, aus unmittelbarer Nähe des Gasthofs. „Landgraf, werde hart!" Es waren kurze, helle Schläge; sie hatten bei dem dicken Nebel, der auf den traulichen Gassen stand, keine Schallweite.

Wir wanderten dann durch den Luthergrund ins Steinbachtal. Der Nebel stand greifbar zwischen den Bäumen. Ein unsichtbar Wiesenwasser floß unter seinen welken Blättern den Luthergrund hinab. Hier haben sie Luther gefangen und nach der Wartburg gebracht, an einem Samstagabend im Mai 1521. Es ist rund umher eine harte, trotzige Stille.

„Landgraf, werde hart!"

Wir zogen von Steinbach bergauf, an Rudeln von Wild vorüber, nach dem Rennstieg. In jenen hohen, nebeldurchrauchten Waldungen, auf nassen Grasbüscheln, zwischen triefenden Himbeerhecken, begegnete uns auf tagelanger Wanderung keine Menschenseele.

Und immer: „Landgraf, werde hart!" Das Wort und der Schmiedeklang kamen mir nicht aus dem Ohr.

Das Wort ist an einen Mann gerichtet, der zu weich war gegen Freunde. Der Landgraf machte eine jener visionären Nächte durch, die wir alle einmal kennen lernen: eine Nacht der Umwertung und

des Einblicks in die Wesenheit der Menschen. Ein qualvolles Aufgeben von bisher Geliebtem; eine Art Vortod. Am Morgen hatte der Keim zu einem neuen Menschen die Hülle gesprengt.

* * *

Fernfahrt oder Einkehr?

Diese Frage steht noch heute neben mir, wie damals in der Kammerberger Gartenhütte. Es ist eine ernste Gestalt mit tiefen, mahnenden Augen. Aber sie ist blasser geworden, sie ward nun eine durchsichtige Lichtgestalt, durch die ich hindurchsehe in die ruhige Wirklichkeit der Dinge.

Denn nähm' ich gleich Flügel der Morgenröte, ich erflöge mir weder Erdenglück noch die Gottheit. Der Kampf zwischen Herz und Welt, zwischen Innen und Außen, zwischen einsamem Gottsuchen und geselliger Erdenliebe, zwischen Einheit und Vielheit — ich maße mir nicht an, ihn zu lösen.

Aber ich glaube ihn erkannt zu haben. Ich habe ihn erlebt und an anderen beobachtet. Und durch diese Klarheit ist ihm der Stachel genommen. Ich weiß auch jetzt zwar nicht, was die Welt im letzten Grunde „ist"; ich fühle nur, wie ich mich halten muß, um ihre Einwirkungen förderlich umzugestalten. Dazu muß ich Einkehr halten. Anders kann ich mich in diesem furchtbaren und wohltätigen Wechselspiel nicht behaupten.

Auch Fernfahrt ist wichtig; aber sie ist mir nur ein Mittel zur Einkehr. Einkehr ist Heimkehr. Heimat aber ist mein innerstes Selbst: der Gottesgeist.

So bin ich wie eine Biene, die alle Buntheit der Blumenwelt liebt und aufsucht, aber um sich Honig und Wachs daraus zu holen. Sie baut mit dem nützlichen Wachs ihre Zelle, mit dem süßen Honig ihren Leib. Bienen sind fliegende Blumen. Sie nehmen den Gehalt der Blumen in sich auf und bauen ihr eigenes Wesen damit.

So sind wir vergeistigte Natur: wir nähren uns von den Dingen der Sichtbarkeit und verwandeln sie in Gedanken, Empfindungen, Entschlüsse — in Unsichtbares. So kann jeder Mensch, wie die Biene, ein Künstler der Tat und ein Dichter des Lebens sein. So

können die Raubtierinstinkte in uns zum Friedlichen geleitet werden. Dies Einheimsen und Verwandeln — auch der Schmerzen — schafft Kultur.

* * *

Kunstwerke sind widergespiegelte Zustände des Geistes. Aber auch das Objekt — die sichtbare Schöpfung — ist ein widergespiegelter Zustand des Schöpfers. Deine persönlichen Zustände (Subjekt) und des Schöpfers Zustände (Objekt) in Einklang zu bringen: das ist das Problem des Lebens und der Kunst. Erst wenn seelisches Erlebnis und sinnliche Beobachtung zusammenwirken, entsteht ein Ganzes.

* * *

Ich spreche viel vom Innen, im Gegensatz zur Außenwelt: — „wo" ist denn dies Innen? In unserem Körper? In unserem Gehirn? Christus sagt: Das Reich Gottes ist inwendig „in euch" — was meint er damit? Stand er nicht gleichwohl oft und sprach mit dem „Vater in den Himmeln", sprach also „empor" und „hinaus", scheinbar also von sich hinweg?

Wie vereinigt sich das?

Der Himmel ist kein Raum. Denn der Geist kennt keinen Raum. „Himmel" und „Hölle" sind seelische Zustände. Wir sagen zwar: „in mir" ist ein Zustand, eine Unruhe, eine Ruhe — aber wir meinen mit dem „in" nur einen Gegensatz unseres Ich zur Umwelt. Das „in" ist ebensogut „an" oder „um"; es ist nicht räumlich zu verstehen, es bedeutet nur eine Abgeschlossenheit unseres Zustandes, der sich vermöge einer eingeborenen Kraft trennen kann von der Umwelt.

Darum fragen wir nicht: „Wo ist das Reich Gottes?", denn es liegt nicht da noch dort. Wir richten unser Augenmerk darauf: „Wie tret' ich in den Zustand des Reiches Gottes ein?"

Ruhig werden und stillhalten! Damit der göttliche Wind durch unsere reingestimmten Saiten hindurchharfen kann. Wir machen nicht die großen Gedanken noch das reine Herz: sie wachsen. Sie kommen aus unbekannten Fernen, sie sind Geschenk. Wie lange rang Odysseus um Ithaka! Und schlafend ward er endlich von den Phäaken ans Land getragen.

So ist Einkehr eine Heimkehr in den alles erschaffenden und erhaltenden Geist. Hellseher ziehen sich in Tiefschlaf zurück und schrumpfen in sich hinein: aber um nun mit feineren Organen erst recht schauen und erst recht „aus sich heraus" treten zu können. So geht der Atem des Kosmos ein und aus: ein in die Einheit der Gottheit, aus in die Vielheit der Welt. Es ist derselbe Atem.

In solchem Sinne zeigt sich der Meister in der Beschränkung. Goethes „Beschränkung" ist das, was ich hier Einkehr nenne. Ein Entsagen, um zu beherrschen. Wodan hat an Mimirs Quell sein Auge geopfert, um Erkenntnis und mit der Erkenntnis wahre Herrschaft damit zu bezahlen.

* * *

Einst kehrte Wodan, der Himmelsgott, als schlichter „Wanderer" in Sturmhut und blauem Mantel, in die Hütten ein. Unsere Ahnen waren nicht erschrocken über so hohen Geisterbesuch; sie gaben ihm die Hand, grüßten und bewirteten den Gast.

Die Zeit der Götterbesuche ist vorüber. Aber ein hoher Gott wohnt in jedem von uns. Aus manchem leuchtet er stark und gut unter schlechtem Gewand hervor. Streck' ihm erkennend die Hand hin! „Tritt ein, hoher Geist, tritt ein, mein Bruder!" Denn es ist Wodan, der neun windbewegte Nächte am Baum hing, unter bitteren Schmerzen Runen lesend, der im Ringen nach Einsicht sein Auge verlor, Wodan, der so gut wie du weiß, was Schmerz ist.

* * *

Die Meister der Urzeit
Standen auf ihren stillen Gebirgen,
Angestrahlt von der Kraft vertrauter Gestirne.
Den mächtigen, kahlen Patriarchenkopf
Umrandete wie ein Reif das innere Licht,
Das Antwort gab dem andren Lichte der Sterne.
Unhörbar, aus ihrer Urgefühle keuscher Kraft,
Sprachen die Großen empor in die Nacht,
Sprachen die Großen zu Gott:

„Dein ist der Segen reifender Saaten,
Dein die Herde und dein die hangende Frucht;
Dein des Tags verzehrende Sonne
Und die tröstlich darüberfallende Nacht.
Doch unser ist die köstlichste Kraft,
Die du gabst in Fülle der Gnaden:
Unser der Kampf mit diesen Gebirgen,
Mit diesen Gewässern und diesen Wüsten —
Und unser ist der heilige Schmerz.

Denn dein Bote vom Himmel, der heilige Schmerz,
Nicht will er, daß wir erliegen den Lüsten
Des Sterns, auf den du uns ausgesandt:
Drum stachelt er uns, umfliegt den Erwählten
Und ruht nicht, bis wir dir opfern
Die leuchtende Träne:
Diese trägt er empor auf goldner Schale
Zu dir, von dem sie stammt —
Wie alles glühende Licht von dir stammt —
Und du nimmst sie an, ein reinstes Opfer,
Und segnest das tränengeweihte Werk."

So beteten auf ihren Gebirgen
Die Meister der Urzeit.

* * *

Prometheus hängt gefesselt am felsigen Kaukasus, angebunden von der bitteren Notwendigkeit: von „Kraft" und „Gewalt". Ihn zerhackt der Geier des Schmerzes, der Raubvogel des Hasses.

So hängt die gottheitferne Menschheit am verfinsterten Planeten Erde. Prometheus-Menschheit wartet auf seinen Befreier, den Göttersohn — nein doch: den Menschensohn, den wahren Menschen, der seine eingeborene göttliche Kraft zu handhaben weiß wie Herakles seinen Bogen. Einen Pfeil der Liebe sendet der Ankömmling aus — und die Eisesfirn des Hasses schmilzt. Die Ketten der Verzauberung fallen ab, die Kerkerwand wird voll Rosen des Lebens.

Herakles heißt dieser erweckende Menschensohn. Oder Siegfried heißt er oder Parzival oder auch schlechthin „Königssohn", der Dornröschens schlummernd Schloß von Erstarrung löst und zum Blühen bringt.

Dieser Mythus ist ein gewaltig Symbol, hingemalt auf eine weithin sichtbare Wand. Du bist der Prinz! Du bist der Prinz, sobald das Königliche in dir sich aufmacht und die schmachvolle Fesselung sprengt.

* * *

Herbstfrieden breitet seinen Glanz über die beruhigte Welt. Manchmal löst sich hier oben ein Blatt, rein, ruhig, und legt sich hellgelb auf einen dunkelgrünen Tannenbusch.

Unten aber, aus einem Hausdach am Fuße des Berges, dreht sich leicht und leise der Rauch empor, ein feiner, durchsichtiger Duft von zartem Blau. So lösen sich Gedanken aus einem reinen Geiste. Das kräuselt sich und verweilt, das hat keine Eile, denn die ganze weite Welt steht ihm offen, der ganze tiefklare Himmel.

Auch aus manchen Kaminen des nächsten Dörfchens erhebt sich dieser feine Rauch. Aber er verdeckt nicht die Landschaft; er überschleiert das milde Rot der Laubwälder, er bringt eine bläulich-violette Färbung in dies tief entzückende Landschaftsgebilde.

* * *

Vor einigen Birken steht eine Ebereesche mit ihren grellroten Früchten; sie steht unbeweglich unter dem dahinter glimmenden Abendrot.

Dieser Baum ist ein Vorbild. Er trinkt in grader, aufrechter Haltung stolz und still die Abendruhe in sich ein. Nicht das kleinste dieser gezackten Blättchen bewegt sich eigenwillig. Sie gehorchen den Gesetzen der um den Erdball strömenden Luft. Sie handeln nicht: sie sind. „Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie tun: edle mit dem, was sie sind." Aber aus edlem Sein quillt dann ein einheitlich-ruhig Handeln. Es ist Plastik in solchen Menschen.

Dieser Baum steht für sich allein und ist doch verbunden mit der Erde durch Stamm und Wurzeln, mit der Sonne durch die vermittelnde Luft. Er steht an festem Standort — und gehorcht doch kosmischen Gesetzen.

* * *

Leiszitternde Birken, hat euch der Herbst geküßt?
Es rinnt ein Beben schlanke Stengel entlang ...
Windstill der Hang ...
Ihr ahnt, daß ihr in Bälde sterben müßt.

Sterben? Doch sterbt ihr schön und unvergrollt:
Ihr habt verwandelt, was euch der Frühling gab,
In zierlich Gold —
Das streut ihr lächelnd nun aufs eigne Grab.

* * *

Plastisch wie jener Baum stehen große Gestalten in der Weltliteratur — Prometheus, Parzival, Odysseus, der Waldschmied Wieland und viele andere. Ist es „Rückschau", wenn wir sie achtend lieben?

Es ist nicht Rückschau: es ist Einschau. Diese Gestalten sind Symbole für etwas, das in uns lebt oder leben will. Die Welt, in der sie weilen, ist Seelenland. Sie sind nicht Raum noch Zeit: sie sind festgewordene seelische Zustände.

Der gewöhnliche Betrachter dringt durch das historisch oder mythische Gewand nicht hindurch. Für ihn sind Namen, Kostüme, Ereignisse, Anekdoten das Wesen der Weltgeschichte; die Geheimlehre darin erschaut er nicht. Diese aber ist ewig. Sie ist immer wieder zu übersetzen in die wechselnden Sprachen und Formen — das ist unser schweres und schönes Amt.

* * *

Lang schon bau' ich an der Wasgaukante
Mir ein Luftschloß, abendüberglüht,
Auch für dich, du immer Unbekannte.

Manches Glück, das mir am Weg geblüht,
Ließ ich weinend: — etwas in mir nannte
Solches Glück vermessen und verfrüht.

Niemals fand ich Zeit zum Glücklichsein.
In mir bitten Stimmen und Gestalten:
„Hilf uns in den lichten Tagesschein!"

Bis mein Werk an diesen Nachtgestalten
Ausgetan, will ich im Blachfeld halten — —
Dann zieh' ich ins hohe Lichtschloß ein.

* * *

Der Gedanke der Opferung und Entsagung — ein hoher und ernster Gedanke. Er ist religiöser Herkunft und wird bestätigt durch die Naturwissenschaft. Kein Werden ohne Raumverdrängung; kein Entstehen ohne Vergehen. Tod und Trennung sind Notwendigkeiten, sind Entwicklungen. Die heitere, freie Jungfrau wird Gattin und Mutter, übernimmt Lasten und Schmerzen: ein Neues soll entstehen, daher die Notwendigkeit des Opfers. Und die Fortgabe der Tochter an den Gatten — eine zweite Geburt und Trennung für die alternde, entsagende Mutter. Doch wieder ein Gewinn in anderem Sinne. Sie macht die Welt bunter und reicher.

Um Geistiges zu gewinnen, entsagst du Sinnlichem und bezahlst mit körperlicher Kraft. Niemand kann zwei Herren dienen: etwas in Besitz nehmen, heißt ihm Kraft und Augenmerk zuwenden, heißt seine seelische Kraft und Liebe darauf sammeln, heißt in dieser bewußten Beschränkung Meister werden. Das andere wird mehr oder minder Opfer.

Hier liegt die Tragik menschlicher Begrenztheit. Auch zwischen Mensch und Menschen: die Tragik des Auseinanderwachsens . . .

Ich stand unter solchen Gedanken an Corona Schröters Grab in Ilmenau. Sie vielleicht wäre die berufene Gattin des großen Dichters gewesen. Aber sie war seelisch weniger mächtig als Frau von Stein; sie wurde Opfer und starb abseits. So liegen manche Opfer am Wege der menschlichen Kultur . . .

Und doch — — gibt es denn ein Vergessen des Wertvollen oder Bedeutenden, das man je mit ganzem Herzen durchlebt hat? Das man je in seinem Empfinden wahrhaft verarbeitet hat?

Geht das Aufgenommene nicht neue Verbindungen ein? Lebt es nicht unvertilgbar in seinen Wirkungen?

* * *

Treue — — schwerwiegend Wort! Schwerer wiegend als das holde Wort Liebe ...

Treue ist eine feine Sammlungskraft, eine zähe Behaltungskraft — eine Form der schönsten Tugend: der Dankbarkeit. Treue zum Ideal, Treue zum Licht in uns und in andren; Dankbarkeit gegenüber allem, was uns Anlaß gab zur inneren Verarbeitung. Dann erst erhält Liebe höheren Wert, wenn Treue zwei Menschen adelt. Erst dann verlieren sich zwei Menschen, wenn sie nicht mehr dem einst gemeinsamen Ideal Treue halten. Treue zum Ideal — das einigt. Nicht der sinnenhafte Besitz.

Aber das Ideal nimmt hienieden mancherlei Formen an. Auch hier kann Tragik liegen. Doch nicht für freie und große Herzen. Mannigfaltigkeit ist Reichtum und trennt nicht, sondern belebt und erfreut, sofern nur der Urgrund bedeutend durch alle Formen hindurchschimmert und die Gemeinsamkeit der Seelen bestätigt.

* * *

Ich besitze dich doch,
Du mein inneres Glück,
Mein Bergschloß du, mein Königtum,
Ich besitze dich doch!
Stark steht und stolz mein Wald.
Nachtwind schmiedet in Schlägen der Kraft
Den Mondstrahl hart,
Der unter zitternden Tannen
Auf dem Felsenamboß liegt.
In großen Melodien läuft der Wind
Über die ungeheure Einsamkeit
Des Thüringer Waldes.
Und vom Weltall her,
Orgelgewaltig,
Strömt herab und bewußt in mich ein
Die schwellende, wachsende,
Voll mich durchschauernde Liebe der Gottheit!

* * *

Auf den Feldern eines zukünftigen Landes sehe ich Männer schaffen — Gesichter voll Kraft und Anmut.

Unter erhabenen Platanen wandeln Greise: leuchtend ihre Bärte, ihre Augen Glut der inneren Weisheit; ihr Mund voll edler Gespräche.

Und zwischen die weißgewandigen Greise kommen Kinder gelaufen und lassen sich segnen. Sie lachen hell und vielfältig in die ruhigen Stimmen der Alten; sie strecken ihre Händchen empor zu herabgebeugten Weißbärten. Sie küssen die welken Finger und flattern wieder dahin, aus dem Schatten hinaus auf die weiten, lichtweißen Auen . . .

Dort schlingen Jungfrauen den Reigen — ein farbig Gewirr. Und Frauen sitzen lächelnd am Rain und nähren ihre Kinder.

Da donnern auf ungesattelten Rossen Jünglinge vorüber in die Gluten des Abends, mit wehendem Haar über wehenden Mähnen. Rufe zücken herüber, feuerhell; Heilrufe der winkenden Jungfrauen grüßen zurück. Es ist Friede in diesem Stimmenklang, es ist Kraft darin. Und in diesem ganzen Lebensspiel ist ein schönes Vertrauen. Nichts Unreines entstellt das klare Land . . .

Du Land der Liebe, wo bist du? Du Land des schönen Vertrauens, wo dürfen wir dich suchen? Insel der wahren Menschen, auf welchen fernen Wassern haben wir dich verloren?

* * *

Das Problem einer edlen Lebensgemeinschaft ist das Problem des Erdballs. Dies große, schlichte, warme Sichverstehen ist geweissagt mit dem alten Wort: „Ein Hirt und eine Herde".

Dann wird die Menschheit ein gesundes und klares, von üblen Dünsten gereinigtes Miteinander bilden, kein Widereinander. Sie wird ein Kosmos sein, kein Chaos. Der Strom der Gottheit wird dann unverdüstert durch die Adern des Menschheitskörpers hindurchrinnen. Der Stern der Erde wird heller strahlen, denn er ist gesund und rein.

Noch ist dies ein „unsichtbares" Land. Doch lebt es in uns als himmlische Ahnung, die einst sichtbare Tatsache werden soll. Es lebt in Menschen voll Poesie und Religion; es wird durch ihr Leben und Wirken Gewißheit.

* * *

Der Himmel brennt, während ich dies schreibe, unter herbstlichen Abendwolken, die in energischem Stahlblau herüberschimmern über dem düsteren Rot. In abenteuerlichen Formen ziehen die angeglühten Wolken. Ein kühler Wind streicht aus dem Tal empor um die Burg; es ist fröstelnder Abend, und ich bin sehr allein.

Über mancher Seele ist von Kindheit an eine unmerkliche Trauer. Der Grund davon reicht vielleicht in vorgeburtliche Tiefen hinab. Es ist mir, als hätte ich einst, etwa in rohen Raubritterzeiten, vielen Wehrlosen weh getan. Und diese Gestalten schleichen nun schattenhaft neben mir her durch die kummervolle Nacht.

Animal metaphysicum — es ist in uns Menschen ein jenseitiges Geschöpf, das seine Gesetze jenseits der Physik aus höheren Sphären holt. Wehtun stimmt nicht zu unserem Beruf. Es ist unser erhabenes Vorrecht, Unrecht zu leiden und Gutes zu tun ...

Ungeheure Größe ist in dieser Herbstnacht. Unter mir ein städtischer Lichterabend; drüben am Himmel ein blasses Gelb, von oben her der wachsende Mond; und dazwischen die bedeutenden und seltsamen Wolkengebilde, jetzt blauschwarz. Das Schicksal geht mit leise rauschender Schleppe durch den großen, stummen Wald und schleift den toten Sommer mit.

Der Gedanke schweigt. Er löst sich auf in erhabene Schönheit.

34500

PT
2623
.I41
G3
v.1

Lienhard, Friedrich

Gesammelte Werke.

81

DATE	ISSUED TO

34500